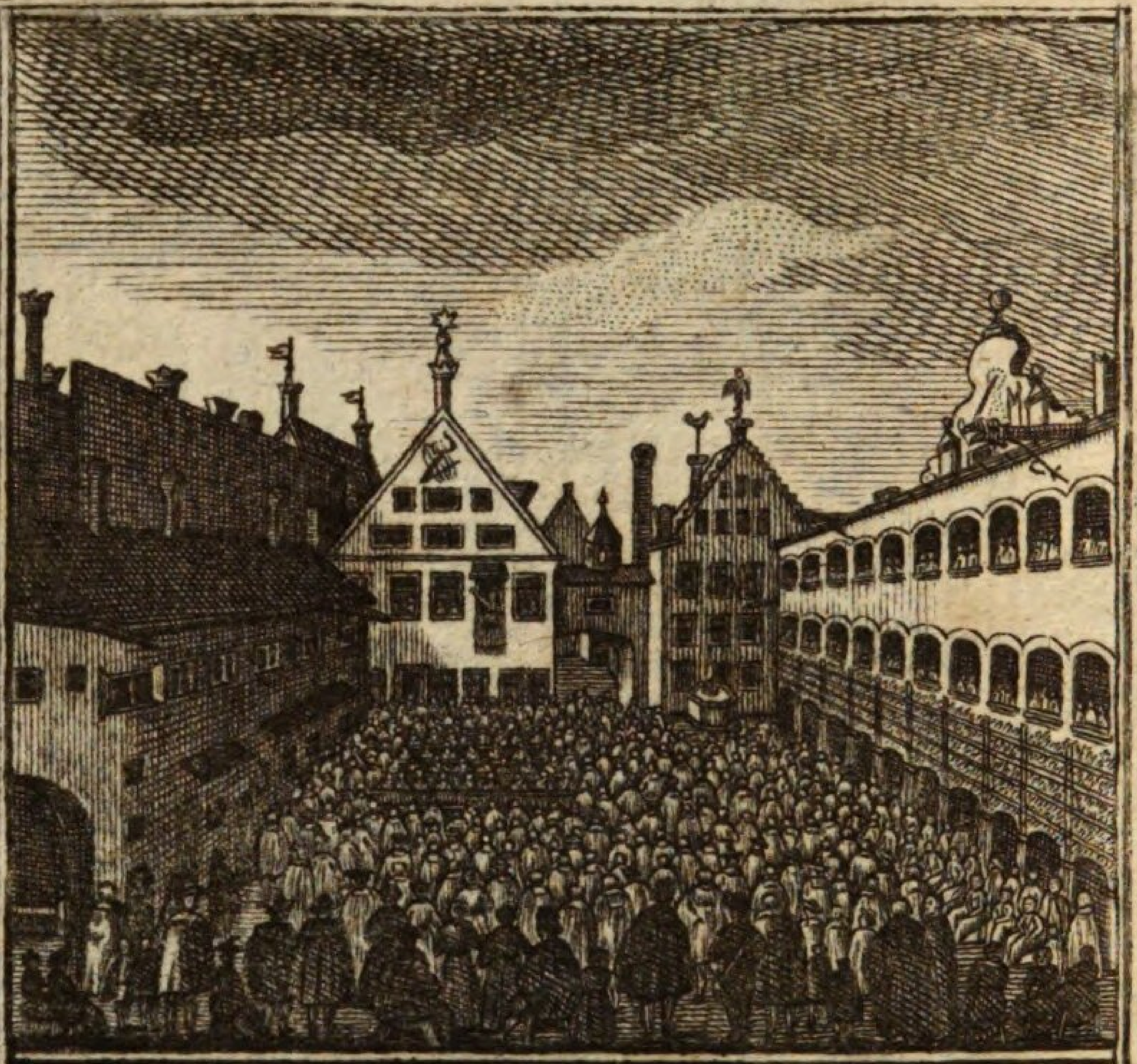
Kult
1563



Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A.V.

Abriß
des geſellſchaftlichen
Lebens und der Sitten
in
Frankreich, der Schweiz
und
Deutſchland

In Briefen entworfen

von

D. Moores.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS IN AUGSBURG ST. ANNA

Nach der zweyten Engliſchen Ausgabe
in 2 Bänden.

Leipzig, 1779.
Bey Weidmanns Erben und Reich.

An

Seine Gnaden

Douglas,

Herzog von Hamilton und Brandon, Marquis von Douglas, ꝛc.

Mein Herr Herzog,

So ſehr ein eingeführter Gebrauch bey dieſer Gelegenheit eine Sprache an mir entſchuldigen möchte, deren ich mich noch nie bedient habe: ſo haben Sie doch von der Art nichts zu beſorgen. Schmeicheley iſt meiner Denkungsart ſo ſehr zuwider als der Ihrigen. Auch rührt dieſe Zuſchrift von keinem eitlen Wahne her, als ob der Glanz Ihres Namens das Publikum bewegen möchte, die Flecken in meinem Werke zu überſehen. Der höchſte Rang kann ſeine eigene Beſitzer ſelbſt nicht vor Verachtung ſchützen, wenn ihre perſönlichen Charaktere verächtlich ſind: wie viel weniger würde er dann Anderer Einfalt oder Thorheit ſchützen können!

Gefühle der aufrichtigſten Hochachtung und Ergebenheit bewegen mich Eurer Gnaden dieſe Betrachtung der Geſellſchaft und Sitten zu überreichen; und ſelbſt ohne einige ſolche Rückſicht wird

ſie am füglichſten Ihnen überreicht, weil kein Anderer ſo gute Gelegenheit gehabt hat zu wiſſen, in wie fern ihr Inhalt der Wahrheit und Natur gemäß iſt.

Vielleicht hielten mich einige für klüger, wenn ich dieß Werk einem weniger ſachkundigen Richter zueignete. Aber mein Verlangen, Ihren Namen dieſen unvollkommenen Skitzen vorzuſetzen, wird vom zuverſichtlichen Vertrauen ermuntert, daß Niemand geneigter ſeyn kann ihnen jene Nachſicht angedeihen zu laſſen, deren ſie, meines Wiſſens, ſo ſehr bedürfen.

Mit der ehrerbiethigſten und herzlichſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Eurer Gnaden

gehorſamſter und verbundenſter Diener.

Der Verfaſſer.

Betrachtung der Geſellſchaft und Sitten in Frankreich, in der Schweiz, und in Deutſchland.

1. Brief.

Paris.

Daß Sie nicht in die Stadt kamen, wie Sie ſichs vorgenommen hatten, machte mich ſehr verlegen; weil ich mich einige Zeit her ſehr geſehnt hatte, Ihnen das, was zwiſchen Ihrem jungen Freunde und mir vorgefallen war, zu melden. Bis auf den Augenblick unſerer Abreiſe verließ ich mich darauf, daß ich noch eine Gelegenheit bekommen würde, dieß mündlich zu thun, und nun ergreife ich die erſte Gelegenheit, den ganzen Verlauf Ihnen auf die einzige mir vorjetzt mögliche Art zu berichten.

Sie werden ſich noch jener Unruhen, die Sie einmal über die Spielſucht dieſes jungen Herrn gegen mich äußerten, und der Beſchwerlichkeiten erinnern, die er ſich noch vor kurzem durch einigen Verluſt zugezogen hatte. Auch werden Sie ſich der Entſchließungen erinnern, die er auf ihr Bitten wider das Spielen gefaßt hatte. Aber dieß wiſſen Sie noch nicht, daß er noch vor Ausgange des Monats, worinn er den Würfeln auf immer entſagt hatte, dieſelbe aufs neue ergriffen, und zum Beſchluſſe Einer unglücklichen Nacht eine weit größere Summe verſpielt hat, als er jemals vorher verloren hatte.

Er ſchämte ſich ſeiner Schwachheit, verhehlte ſein Unglück aufs ſorgfältigſte vor Ihnen, und zog ſich dadurch einige kränkendere Umſtände zu, als er jemals vorher gefühlt hatte.

Was ihn aber am meiſten ärgerte, war ein Umſtand, über den Sie ſich eben nicht ſehr wundern werden — die Gleichgültigkeit, welche viele, die ſich ſeine Freunde nannten, gegen ſeine Lage äußerten, und jene Kaltſinnigkeit, womit ſie ſich aller Verſuche, ihm aus der Noth zu helfen, überhoben. Verſchiedene, denen er in den Tagen ſeines Glücks anſehnliche Summen vorgeſchoſſen hatte, verſicherten, ſie ſeyen ſchlechterdings nicht im Stande, irgend etwas von ihrer Schuld wieder zu bezahlen; jeder wuſte irgend ein betrübtes Hiſtörgen von einem unvermutheten Zufalle zu erzählen, der es ihm vorjetzt ganz unmöglich machte. — Und doch verſpielte einer von dieſen ſo unglücklichen Herren, den nämlichen Abend noch, da er ſich geweigert hatte, unſern Freund wieder zu bezahlen, noch einmal ſo viel, und bezahlte die ganze Summe, bey Heller und Pfennig, baar.

Da nun Herrn . . . 's Erwartungen von dieſen Hülfsquellen großentheils fehlgeſchlagen waren, ſo wendete er ſich an Herrn P . . in der **Stadt** * (**London**, im engern Sinne, und im Gegenſatze von **Weſtminſter**, ꝛc.) der ihm gegen rechtmäßige Zinſen ſo viel Geld vorſtreckte, als er zur Bezahlung aller ſeiner Schulden brauchte, und dem er ſein Gut dafür verpfändet hat. — Indem unſer junger Freund mir alles dieß erzählte, verſicherte er mir, die Reue, die er bey der Rückerinnerung an ſeine Thorheit fühle, ſey weit größer, als jedes Vergnügen, das er jemals über Spielgewinnſte gefühlt habe, oder vom größten Spielglücke genießen könnte. Er bezeugte zugleich, wie ſehr er ſich Ihnen und mir für unſer Beſtreben, ihm das Spielen abzugewöhnen,

ver-

verbunden fühlte; er bedauerte es, daß unſer Beſtreben nicht eher gelungen war; hielt ſich aber doch glücklich, daß ihm noch ſo viel übrig geblieben wäre, daß er auf eine anſtändige Art einem Haushaltungsplane gemäß leben könne, den er ſich gemacht habe, und worin er bis zur Tilgung der Pfandſchaft beharren wolle. „Ich habe nun, (ſetzte er auf eine feyerliche Art hinzu,) meinen letzten Entſchluß gefaßt, dem Spielen auf den Ueberreſt meines Lebens zu entſagen; und weiche ich jemals von dieſem Entſchluſſe ab, ſo mögen Sie mich mit Recht für wankelmüthig, für unzuverläßig, Ihrer Freundſchaft unwürdig, und für den ſchwächſten unter allen Menſchen halten.“

Ohnerachtet nun der junge Herr in einer vorigen Gelegenheit nicht Wort gehalten hat, geben mir doch die vernünftigen Betrachtungen, die er über ſein vergangenes Betragen anſtellte, und die entſchloſſene Art, womit er redete, große Hoffnung, daß er ſeinen jetzigen Entſchluß halten werde. — Ihm ſchien ich hiervon ganz überzeugt zu ſeyn; und ich getraute mir zu ſagen, daß ich ſein letztes Unglück im Spielen kaum bedauren könnte, da es eine ſo glückliche Wirkung gethan hätte; denn der, der ſtark genug iſt, ſich aus den Fallſtricken der Spielſucht loszuwickeln, kann, wenn es ihn auch die Hälfte ſeines Vermögens, doch nichts von ſeinem ſittlichen Charakter, koſtet, ſich überhaupt noch glücklich ſchätzen. Ich rühmte alſo die Weisheit ſeines Plans ſehr, und contraſtirte denſelben mit dem gewöhnlichen Entſchluſſe derer, die beym Spiele unglücklich geweſen ſind: die das Herz nicht haben, ihren Aufwand einzuſchränken, oder ihr erſtes Unglück zu ertragen, und ſich höchſtens nur bis zum Entſchluſſe bringen können, daß „ſie dem Spielen entſagen wollten, **ſobald ſie das verlorne wieder gewonnen haben würden;**“ die im Wahne, als ob ſie immer noch auf das Geld, das nun in anderer Leute

Taſchen iſt, ein Recht hätten, weil es einmal in ihren eigenen geweſen iſt, ihr ganzes Vermögen verſpielen, um einen unbeträchtlichen Theil wieder zu gewinnen; und weil ſie eine kleine Beſchwerlichkeit nicht ertragen können, ſich endlich ganz und gar zu Grunde richten. Ich zeigte ihm, wie unendlich rühmlicher es ſey, ſich wegen der Wiederherſtellung ſeiner Vermögensumſtände lieber auf ſeinen eigenen Verſtand und ſeine eigene Standhaftigkeit, als auf das veränderliche Spielglück zu verlaſſen, das, wenn es ihm auch günſtig wäre, ihm ſeinen Verluſt doch nur auf anderer Leute Koſten, und, allem Vermuthen nach, nur auf Koſten derer, die an ſeinem Verluſte unſchuldig geweſen wären, wieder erſetzen könnte. Mitten in meiner Rede kam ſein beſtändiger Geſellſchafter, ..., herein. Unſer Freund, der ihm ſeinen Entſchluß, dem Spielen zu entſagen, ſchon gemeldet hatte, beſtrebte ſich, dieſen Herrn zu dem nämlichen Entſchluſſe zu bewegen; aber vergebens. . . . . . lachte über ſeinen Antrag; ſagte, „er laſſe ſich auch gar zu leichte abſchrecken: ein wenig Spielglück würde ihm wieder aufhelfen; ſeine Furcht für Verderben ſey ein leeres Hirngeſpinſt. Das Wort, Ruin, ſchalle zwar, wie mit bloßem Pulver geladenes Geſchütz, fürchterlich, ziehe aber keine wirkliche Gefahr nach ſich: geſetzt, es gienge ihm auch noch ſo unglücklich, ſo könnte er doch höchſtens nur verderben; das heiße, nur in eben die Lage gerathen, worinnen ſich manche von den angeſehenſten Leuten unter der Nation befänden.“

Darauf zählte er viele Beyſpiele von Leuten her, die jedermann für ganz ruinirt hielt, und die demohnerachtet ſo gut, als die reichſten Leute in England lebten: „Karl Fox, z. E. einen ganz und gar ruinirten Mann, der doch noch eben ſo ſehr als jemals von ſeinen Freunden geliebt, und von ſeinem Vaterlande bewundert würde.“

Auf dieſe herrliche Vorſtellungen antwortete ich: „Wäre dem Beyſpiele dieſes Herrn niemand gefolgt, als wer ſein Genie beſäße, ſo würde ſeine Spielſucht niemanden jemals geſchadet haben: Wer aber ſein Anſehen blos ſeinem Vermögen zu danken hätte, der ſollte es nicht ſo leichtſinnig aufs Spiel ſetzen, als jener thun dürfte, deſſen Vermögen, gegen ſeine Fähigkeiten gerechnet, allezeit unbeträchtlich geweſen wäre: und da ſie es Herrn Fox in dem, weswegen man ihn mit ſo vielem Rechte bewunderte, nicht gleich thun könnten; ſo ſollten ſie ihm auch in dem, weswegen man ihn mit eben ſo großem Rechte tadelte, nicht nachahmen: Denn eben das Feuer, das eine Guinee nur ſchmelzen kann, die immer noch ihren innern Werth behält, wenn auch gleich Seiner Majeſtät Bild nicht mehr darauf glänzet; eben das Feuer würde ein Stück Holz verzehren.“

. . . . . ſchienen meine Gründe gar nicht zu gefallen. Bald darauf gieng er weg. Unſer junger Freund hingegen ſchien in ſeinen Entſchließungen beſtärket zu ſeyn, und verſicherte mir aufs neue, daß er nimmermehr davon abweichen wolle.

Da ich weis, wie ſehr Sie ſich ſeine Wohlfahrt zu Herzen nehmen, und welch ungemeine Hochachtung er für Sie hegt; ſo hielt ichs für billig, Ihnen dieſe Umſtände zu berichten, die, ich weis es, Sie vergnügen werden. Seine größte Schwierigkeit, in ſeinem neuerwählten Plane zu beharren, wird er im Anfange finden: und im jetzigen Zuſtande ſeines Gemüths werden ihm die Liebkoſungen und die Unterſtützung der Freundſchaft die wichtigſten Dienſte leiſten.

Sobald Ihre Angelegenheiten Ihnen eine Reiſe nach London erlauben, werden Sie, ich getraue mir's zu ſagen, die nächſte Gelegenheit ergreifen, ſich ihm in den Weg zu werfen. Es wird Ihnen nicht ſchwer fal-

 len,

len, ihn dahin zu bewegen, daß er Sie aufs Land begleitet. Und iſt er einmal einige Monate lang von ſeinen jetzigen Geſellſchaftern und gewöhnlichen Zeitvertreibsörtern entfernt, ſo wird die Macht ſeiner alten Angewohnheiten nach und nach abnehmen; Ihr Umgang wird ihn ſtärken, und er wird wenig Gefahr mehr laufen, in den alten Kreis wieder hineingezogen, und vom Wirbel der Spielſucht und Verſchwendung herumgeſchleudert zu werden.

2. Brief.

Paris.

Daß Sie ſogleich auf den Empfang meines Briefs nach London abreiſen würden, durfte ich erwarten. — Nichts macht einen ſo geſchäftig, als ein eifriges Verlangen, Gutes zu thun: und ich konnte vorher ſehen, daß Sie die Gelegenheit, die ich Ihnen zur Vergnügung einer herrſchenden Leidenſchaft gab, ſogleich ergreifen und benutzen würden.

Daß unſer junger Freund und Sie in einer ſo innigen Vertraulichkeit mit einander leben, erfreuet mich ſehr: und ich hoffe von Herzen, daß nichts eine Freundſchaft ſtöhren werde, die für Sie eine Quelle vergnügter Gedanken, und ihm in jeder Rückſicht nützlich ſeyn muß. — Ich zweifelte nicht daran, daß er Sie gern aufs Land begleiten würde; ob er es aber nicht nöthig finden würde, Ihr anderes ſehr freundſchaftliches Anerbiethen anzunehmen, wußte ich nicht eben ſo gewiß. — Seine Weigerung iſt ein Beweis, daß er ſein Gemüth mit ſeinen Vermögensumſtänden zuſammengeſtimmt hat; und bey einer ſolchen Denkungsart, bin ich überzeugt, wird er mit ſeinem noch übrigen jährlichen Einkommen

kommen mehr Vergnügen genieſsen können, als er bey einem fünfmal gröſsern Aufwande genoſſen hat.

Sie dringen ſo ſehr darauf, daſs ich Ihnen ordentlich aus den verſchiedenen Oertern her, wo ich mich während meiner Abweſenheit von England aufhalten mag, ſchreiben ſoll, daſs ichs endlich für Ihren wahren Ernſt halten muſs, und Ihren Befehlen gewiſs gehorchen werde.

Ich weiſs es, Sie erwarten keine umſtändliche Beſchreibung von Kirchen und Pallåſten von mir. So ſehr auch ihr Anblick den Zuſchauer ergötzen mag, ſo pflegt doch die Beſchreibung derſelben, dem Leſer wenig Vergnügen zu gewähren.

Es giebt Länder, (deren einige ich vor meiner Rückkehr nach England vielleicht noch einmal beſuchen werde) deren Anblick das Auge allezeit reizt, deren Anmuth ſich aber ſchwerlich mit Worten richtig ſchildern läſst. Dieſs kann der Pinſel weit beſſer als die Feder leiſten; dann dieweil man eine Beſchreibung durchlieſst, pflegt die Landſchaft leicht aus der Einbildungskraft zu verſchwinden. —

Die Sitten, Gebräuche und Charaktere des Volks dürften, nebſt den daraus entſtehenden Gedanken, vermuthlich den Hauptſtoff zum Briefwechſel abgeben, den Sie von mir verlangen. Dabey werde ich mir (und ich ſage es Ihnen hiermit zum voraus,) jede Freiheit nehmen, die mir beliebt. Die Farbe meiner Briefe mag zwar, allem Vermuthen nach, einige Teinten oder Schattirungen vom Lande annehmen, worinn Sie geſchrieben werden: wenn ich mirs aber einfallen laſſe, dieweil Sie vielleicht Nachrichten von der Politik eines Miniſters erwarten, mich bey niedrigen Advokatenſtreichen zu verweilen, oder Ihnen ein alt Weibermährgen zu erzählen, wenn Sie ſich nach Anecdoten von einem groſsen Feldherrn ſehnen; ſo müſſen Sie ſich darüber

nicht ärgern. Denn dürfte ich Ihnen nicht ſchreiben, was und wie mir ſelber beliebt; ſo würde der Briefwechſel, den Sie verlangen, für mich eine traurige Laſt, und folglich auch für Sie kein Vergnügen werden. Laſſen Sie mich hingegen ganz frey und uneingeſchränkt, ſo wird er mir wenigſtens etwas zu thun geben, mir den angewöhnten Müßiggang vielleicht abgewöhnen, und mich veranlaſſen, mich jener Zeitvertreibe zu enthalten, wobey man ſich ſo oft unter erzwungenem Lächeln und herzlichem Gähnen, noch zwo bis drey Stunden verweilt, nachdem alle Luſt ſchon lang entflohen iſt. —

Und doch harren viele, eine Nacht nach der andern, in dieſem traurigen Zuſtande, blos weil es noch zu früh iſt ſich ſchlafen zu legen; — und was könnten ſie auch ſonſt thun?

Haben Sie ſich nie in dieſer langweiligen Lage befunden? Ohne Luſt wo man iſt, und ohne Anlaß fortzugehen, harrt man da in einer unthätigen, gaffenden Auſternlage, bis die Ebbe der Geſellſchaft einen nach ſeinem Fuhrwerke hinausführt: und beſinnt man ſich hernach endlich in ſeinem Schlafzimmer, ſo findet man, daß man die zwo letzten Stunden in einer Art flatternder, ſumſender Unachtſamkeit, ohne Gedanken und ohne Vergnügen, verlohren hat. —

Für Ihr Anerbiethen Ihres **Dûponts** danke ich Ihnen. Ich weiß Ihre Achtung für ihn, und ſeine Fähigkeit und Geſchicklichkeit in der Kammerdienerkunſt, und ſehe alſo auch vollkommen ein, wie viel Sie mir, an ihm, abtreten wollen. Könnte ich bey einer andern Gelegenheit ſo eigennützig ſeyn und Ihr Anerbiethen annehmen; ſo würde mich doch vorjetzt meine Zuneigung zu Ihrem alten Freunde **John**, davon abhalten. Ich weiß es, als Kammerdiener iſt **Dûpont** zwanzig **John's** werth: aber ſeine lange treue Ergebenheit kann ich nimmermehr vergeſſen, und ich bin ſeiner nun einmal ſo gewohnt,

wohnt, daß einer, den jedermann für einen flinkern Bedienten hält, mir nicht eben ſo wohl anſtehen würde. Mich dünkt, ſogar ſeine Fehler haben mir genutzt; ſie haben mich genöthigt, manches, das andere durch ihre Diener thun laſſen, für mich ſelber zu thun. Manche unter unſern Bekannten ſcheinen ſich nicht eher rühren zu können, als bis ſie von ihren Bedienten aufgewunden ſind; und wiſſen ihre Hände zu irgend einem Geſchäfte an ihren eigenen Leibern eben ſo wenig zu gebrauchen, als ob ſie gichtbrüchig wären. Des Nachts müſſen ſie auf ihre Kammerdiener warten, ehe ſie ſich auskleiden und zu Bette legen können: und iſt der Diener des Morgens etwan nicht um den Weg, ſo mag ſein armer Herr, wie eine Schildkröte auf ihrem Rücken auf der Küchentafel eines Aldermanns, ſo lange hülflos im Bette ſtrabeln. Ich bin, ꝛc.

---

3. Brief.

Paris.

Ich fange an zu vermuthen, daß ich mich länger zu Paris aufhalten werde, als ich mir Anfangs vorgeſetzt hatte.

Vor wenigen Nächten ging ich in die Italiäniſche Komödie. Indem ich mich da an der ausnehmenden Naïveté meines alten Freundes Carlin ergötzte, kam der Marquis von F —, den Sie zu London geſehen haben, in die Loge. Mit aller Lebhaftigkeit eines Franzoſen und mit jedem Merkmale des Vergnügens und der Achtung, flog er zu mir. Zehentauſend Fragen wegen ſeiner Freunde in England hatte er alle in Einem Athem an mich zu thun, und ohne auf meine Antwort zu warten. **Mein lieber Freund, der . . .**; meine liebe Freundin, die . . .; die ſchöne . . . die bezaubernde . . .

 und

und du, mein liebes Kind! — Da biſt du alſo zu Paris: — ich bin ganz entzückt — der T — hole mich! — ganz entzückt. —

Da ich ſahe, daß wir die Geſellſchaft ſtöhreten, und nicht hoffen durfte, daß der Marquis einige Zeit über ruhiger ſeyn würde, ſo ſchlug ich ihm vor, die Komödie zu verlaſſen: — Er willigte ſogleich ein: — Sie haben Recht: es iſt ja niemand da; das Haus iſt eine Einöde. — (im Vorbeygehen, es war ſehr voll) Da bin ich, wie Sie ſehen, wie ein Neuling hergekommen; — jedermann iſt im Coliſſee; — kommen Sie. — Wir ſetzten uns in ſein Vis à Vis: er hieß den Kutſcher geſchwind wie alle Teufel fahren. Die Pferde liefen ſo ſchnell ſie konnten, und des Marquis Zunge noch weit ſchneller als ſie. —

Als wir ankamen, ſchlug ich ihm vor, in die Gallerie hinauf zu gehen, wo wir die unten verſammelte Geſellſchaft überſehen, und einander ungeſtört ſprechen könnten. Gut, ſagte er, wir wollen uns in einen Winkel einniſten, und, wie zwey hinkende Teufel, jedermann die Muſterung paſſiren laſſen.

Eine Dame von feinem Wuchſe und majeſtätiſcher Miene, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich fragte den Marquis, ob ſie ihm nicht ungemein ſchön dünkte? — So, ſo! verſetzte er, kaltſinnig. — Wir ſehen ſie aus einem ihr günſtigen Standorte. Es iſt ein Gemälde, das man aus der Ferne beſehen muß. — Ich erwähnte ſodann die außerordentliche Weiße ihrer Haut. — Vermuthlich iſts der Geſchmack ihres heutigen Liebhabers, ſagte er; und ſollte ſich ein anderer einfinden, dem eine bräunliche Farbe beſſer gefiele, ſo würde ſie, vermittelſt einigen warmen Waſſers, auch ihn vergnügen können.

Ich bemerkte hiernächſt zwo Damen, die in ihrem Putze die ausſchweifende Mode noch ein wenig übertrieben

trieben hatten. Ihre Züge verriethen die Annäherung eines funfzigjährigen Alters, ſo augenſcheinlich ſich auch ihre Kunſt beſtrebt hatte, dieß verhaßte Alter zu verhehlen.

Beym Anblicke derſelben fuhr der Marquis auf. Ah, parbleu, ſagte er, dieſe zwo Antiken ſind Verwandtinnen von mir. Verzeihen Sie mir auf zwo Minuten; ich muß hin, und ihnen zu ihren Reizen gratuliren. Alte Frauenzimmer, fuhr er fort, die die Sucht haben, noch jung ſcheinen zu wollen, ſind die rachgierigſten unter allen Geſchöpfen, wenn man ſie vernachläßigt; und ich habe beſondere Urſachen, mich in ihrer Gunſt zu erhalten. Er verlies mich hierauf; ſpazirte mit den Damen einmal herum: kam zurück; und ſetzte ſich wieder zu mir. Ich habe mir noch glücklich herausgeholfen, ſagte er. Ich ſagte ihnen, ich habe einen Milord bey mir, den ich die Ehre haben würde, in ihrem Hauſe ihnen vorzuſtellen; und ich pflanzte einen jungen Offizier zu ihnen, deſſen vornehmſte Hoffnung einer Beförderung ſich auf ihren Credit bey Hofe gründet, und der es eben ſo leicht wagen würde, ſeine Fahne in der Schlacht zu verlaſſen, als von dieſen zwey alten Tapetenbildern wegzugehen, ehe ſie ſich von ſelbſt wegbegeben.

Ein junger ſehr prächtig gekleideter Mann trat herein. Er verkündigte ſeinen Stand durch ſeine Mienen, ſein Geräuſch, den lauten und entſcheidenden Ton ſeiner Stimme. Der Marquis ſagte mir, es ſey der Herr Herzog von ...; dem müſſe ich mich unumgänglicher Weiſe vorſtellen laſſen; ohne dieſen Vortheil komme man zu Paris nicht zurechte; und ſetzte hinzu: — er iſt ein wenig einbilderiſch, unendlich dumm; übrigens das gutherzigſte Kind von der Welt.

Ein feines Frauenzimmer erſchien zunächſt, das die Bewunderung der ganzen Verſammlung auf ſich zu

ziehen ſchien. Es ſchwam rings um das Coliſſee herum, von einem Kreiſe von Pflaſtertretern umringt, deren Augen auf ſie geheftet waren, und die, wie Trabanten unter dem Einfluſſe ihres Planeten, durch ihre Bewegung ſchienen bewegt zu werden. Sie hingegen war vollkommen heiter, und über die Aufmerkſamkeit und die Augen der Zuſchauer gar nicht verlegen. Sie lächelte den einen an, winkte dem andern, zuckte gegen einen dritten die Achſeln, klopfte einen vierten mit ihrem Fächer, brach gegen den fünften in ein Gelächter aus, und flüſterte dem ſechſten etwas ins Ohr. Alle dieſe und noch tauſend andere Gaukeleyen durchlief ſie, leicht wie eine Komödiantin, und ſchnell wie ein Taſchenſpieler. Sie ſchien vollkommen überzeugt zu ſeyn, daß ſie allein unter allen Anweſenden, Aufmerkſamkeit verdiene; daß ihr das Vorrecht gebühre, ihre Reize zu entwickeln, ihre Grazie und holde Mienen ſchauen zu laſſen, und daß es dem Ueberreſte der Geſellſchaft gezieme, ihre aufmerkſame und bewundernde Zuſchauer zu bleiben. —

Der Zieraffe, ſagte der Marquis, iſt hübſch; und darum hält man ſie auch für witzig. Ja, man hat es ſogar verſucht, ihre ſinnreiche Einfälle zu wiederholen; ſie paſſen aber nur in ihren Mund. Sie iſt weit mehr eitel als empfindlich! ein großes Glück für ihre Tugend! Uebrigens iſt ſie eine Dame von Stande, unter deſſen Schutze ſie einen ſo glücklichen Hang zur Dreiſtigkeit hat, daß ſie den Vortheil der Unverſchämtheit genießt, ohne unverſchämt zu ſeyn. —

Ich wunderte mich, alle dieſe Spötterey auf ein ſo ſchönes Frauenzimmer gerichtet zu ſehen; und vermuthete F — s beiſſende Anmerkungen ſeyen durch irgend einen noch friſchen Verdruß geſchärft worden. In dieſem Gedanken war ich eben im Begriffe, ihn deshalb zu necken, als er plötzlich auffuhr, und ſagte: Sehen Sie da, den Herrn von — den beſten meiner

Freun-

Freunde, — er iſt ein allerliebſter Mann — und verteufelt witzig; — den müſſen Sie kennen lernen. Kommen Sie mit herunter. — Und ſo eilte er mit mir die Treppe hinab, und ſtellte mich Herrn von — als einen engliſchen Philoſophen vor, der ſich auf Rennpferde beſſer als der große Newton ſelber verſtünde, und keinen Abſcheu vor dem Quinzeſpiel hätte. — Der Herr von — empfing mich mit offenen Armen, und in zehn Minuten waren wir ganz vertraute Freunde. Er nahm den Marquis von F — und mich zum Nachteſſen mit nach ſeinem Hauſe, wo wir eine zahlreiche Geſellſchaft fanden.

Die Unterredung war munter und lebhaft. Es waren einige ſehr ſinnreiche Männer, nebſt einer auserleſenen Geſellſchaft angenehmer Frauenzimmer zugegen. Dieſe blieben bis zuletzt da, und nahmen Antheil am Geſpräche, ſelbſt wann es ſich auf gelehrte Gegenſtände bezog, bey welchen Gelegenheiten Engliſche Frauenzimmer ſich insgemein einbilden, ihnen gezieme es zu ſchweigen. Dieſe Franzöſinnen hingegen ſprachen ohne Umſtände oder Bedenken mit. Diejenigen, die irgend etwas von der Sache verſtunden, äußerten ihre Gedanken mit großer Bündigkeit und mehrerer Anmuth als die Männer. Diejenigen, die nichts von der Sache wußten, ſcherzten über ihre eigene Unwiſſenheit auf eine ſehr muntere Art, die jedermann überzeugte, daß ein Frauenzimmer, auch ohne gelehrte Kenntniſſe, eine höchſt angenehme Geſellſchafterinn ſeyn kann. —

Nach einem ungemein vergnügten Abend kehrte ich, ohne meinen Kopf mit Wein erhitzt, oder meinen Geiſt beym Spiele abgemattet zu haben, nach meiner Wohnung zurück.

---

4. Brief.

4. Brief.

Paris.

Ich bin nun ſchon einen Monat zu Paris geweſen; eine längere Zeit, als ich mir bey meiner Ankunft vorgeſetzt hatte: und doch ſcheint mir meine Abreiſe jetzt weiter entfernt zu ſeyn, als ſie damals ſchien.

F— iſt mein beſtändigſter Geſellſchafter geweſen. Er iſt allenthalben beliebt; lebt in der angeſehenſten Geſellſchaft, und wen Er einführt, der darf ſich auf eine günſtige Aufnahme verlaſſen.

Kaum brauche ich jemals zu Hauſe zu ſpeiſen, oder einen Abend ohne Geſellſchaft hinzubringen, als wenn es mir ſelber beliebt. Es beliebt mir aber bisweilen; ſonſt würde ich gewiß bald alle Luſt zur Geſellſchaft verlieren.

Ich fand wenig oder keine Schwierigkeit, mich der Spielgeſellſchaften zu enthalten. Sobald ich F—n meinen neuen Plan entdeckt hatte, übernahm ers, mir den Handel zu erleichtern: und nichts kann ſeinen Credit in einigen der vornehmſten Geſellſchaften beſſer beweiſen, als der Umſtand, daß er einen Mann ohne hohen Titel, und der dem Spiel entſagt hatte, in dieſelben einführen konnte.

Auch lebt er ſehr vertraulich mit einigen von den berühmteſten Gelehrten, mit welchen er mich bekannt gemacht hat. Viele derſelben, deren Werke Sie hochſchätzen, haben den anſtändigſten Zutritt und Umgang in den Häuſern der vornehmſten Standesperſonen.

Schwerlich können Sie ſich den Credit vorſtellen, den dieſe Klaſſe von Leuten in der ſo lebhaften und mit ſo vielen Zeitvertreiben angefüllten Stadt Paris hat. — Ihre Urtheile entſcheiden nicht nur das Verdienſt gelehrter und geſchmackvoller Werke, ſondern ſie haben auch einen beträchtlichen Einfluß auf die Sitten

und die Denkungsart der Vornehmen und des Publikums überhaupt; und folglich auch auf die Maßregeln der Regierung.

Eben dieß findet zwar gewiſſermaßen in den meiſten europäiſchen Ländern Statt; aber doch, wenn ich mich nicht irre, zu Paris mehr, als irgend ſonſt wo: weil die Gelehrten hier zugleich, vermittelſt der vielen Akademien, miteinander verbunden, und zufolge der Sitten und des allgemeinen Geſchmacks der Nation, unter den Privatgeſellſchaften verbreitet ſind.

Wie die Denkungsart und der Umgang der Gelehrten gewiſſermaßen auf die Meynungen und das Betragen der Vornehmen wirken; ſo haben auch die Sitten und Lebensart der Vornehmen einen noch augenſcheinlichern Einfluß auf die Manieren, das Betragen und den Umgang der Gelehrten; der, überhaupt genommen, höflich, ungezwungen, und gleich frey von der albernen Schüchternheit, die man in der Einſamkeit annimmt, und dem ekelhaften Stolze iſt, den Univerſitätstitel oder geiſtliche Würden einflößen. Zu Paris findet man Molierens Pedanten nur noch auf dem Theater.

Hier giebt es jetzt viele große und berühmte Gelehrte, die zugleich in vermiſchten Geſellſchaften heiter und ungezwungen, in ihrem Raiſonniren beſcheiden ſind, und in jeder Rückſicht eben ſowohl zu leben wiſſen, als Leute, deren einziges und ganzes Verdienſt in ihrer Höflichkeit beſteht.

In der That findet man hier Höflichkeit und feine Lebensart, obgleich in verſchiedenen Graden, in jedem Stande, vom höchſten Adel an bis auf den gemeinſten Handwerksmann. Dies macht einen merkwürdigern und auszeichnendern Zug im Nationalcharakter der Franzoſen aus, als die Lebhaftigkeit, Ungeſtümigkeit und Wankelmüthigkeit, die man ſowohl an den alten

als

als an den neuern Einwohnern dieſes Landes bemerkt hat. Wirklich iſts etwas ſehr ſonderbares, daß die Höflichkeit, die man in allen andern Ländern nur unter gewiſſen Ständen findet, ſich hier durch alle Stände und Lebensarten erſtreckt. Hier iſt der Hohe gegen ſeine Untergebenen, der Reiche gegen den Armen höflich; der Bettler ſelber bettelt wie ein Mann der zu leben weiß; und wird ihm ſeine Bitte auch nicht gewährt, ſo weiß er doch, daß ſie ihm wenigſtens mit einem Anſcheine von Leutſeligkeit, und nicht auf eine grobe und ſchimpfliche Art verſagt werden wird.

Ein Fremder, der in ihrer Sprache noch ganz unwiſſend und ungeübt iſt, deſſen Accent in franzöſiſchen Ohren roh und ungereimt klingt, und der kaum den Mund öffnen kann, ohne einen groben Fehler wider die Richtigkeit oder die Reinigkeit der Sprache zu begehen, wird demohnerachtet mit der ernſthafteſten Aufmerkſamkeit angehört, und niemals ausgelacht, auch wenn er ſich den lächerlichſten Fehler, oder den zweydeutigſten Ausdruck entfallen läßt.

Ich befürchte, ſagte ich geſtern zu einem Franzoſen, die Redensart, deren ich mich ſo eben bediente, ſey nicht franzöſiſch. Mein Herr, antwortete er, die Redensart iſt zwar wirklich nicht franzöſiſch; ſie verdient aber wohl, es zu ſeyn.

Die verwegenſte Verletzung der Mode in jenem wichtigen Hauptartikel, der Kleidung, kann ſie nicht verleiten, die Geſetze der Höflichkeit zu vergeſſen. Erſcheint jemand in den öffentlichen Spatziergängen in Kleidern, die jedem Geſetze der Mode (über welcher die Franzoſen doch ſo ſtrenge halten ſollen,) zum Trotze gemacht ſind, ſo gaffen oder lachen ſie ihn doch nicht an. Sie laſſen ihn erſt, gleichſam unbemerkt, vorbeygehen, und dann erſt wenden ſie ſich um, ſehen ihm nach, und vergnügen jene Neugier, die ſein ſeltſamer Aufzug

etwan erregt haben mag. Dieß Beyſpiel von Delikateſſe habe ich oft auf den Straßen an den niedrigſten Leuten unter dem Pöbel, oder vielmehr, unter dem gemeinen Volke, bemerkt: dann wirklich giebt es unter den gebohrnen **Pariſern** ſehr wenige, die man Pöbel heißen kann.

Dieſe, wie alle andere allgemeine Anmerkungen über die Nationalſitten und Charaktere, leidet jedoch einige Ausnahmen.

Ich habe gehört, daß Kriegsleute die Poſtknechte und Gaſtwirthe bisweilen mishandeln; und daß Edelleute oder ihre Verwalter den Landmann drücken. Beyſpiele vom Misbrauche der Gewalt, und von der Frechheit der Beamten, findet man allenthalben. Wo man ſie duldet, da liegt die Schuld an der Regierung.

Von der franzöſiſchen Regierung habe ich noch nicht geſprochen. Ein anderes iſt der Nationalcharakter der Franzoſen, und ein anderes iſt die Beſchaffenheit ihrer Regierung. Ich bin aber überzeugt, daß es kein Land in Europa giebt, wo man der Gunſt des Königs, einem hohen Adel, und dem Soldatenſtande, ſo große Vorrechte, als ſie in Frankreich genießen, einräumen dürfte, und wo ſie ſo wenige Beyſpiele eines groben und gewaltthätigen Betragens gegen niedrigere Stände nach ſich ziehen würden.

---

5. Brief.

Paris.

Ein billiger Engländer, von welchem Stande er auch ſeyn mag, muß mit Verdruß bemerken, daß hier zu Lande alles aufs Vergnügen der Reichen und Mächtigen zielet; und daß man ſich dagegen um die Bequemlichkeit gemeiner Bürgersleute wenig oder gar nichts

bekümmert. Dieß erhellt aus tauſenderley Umſtänden, und fällt einem auf, ſobald man zu Paris anlangt.

Mich dünkt, ich habe irgendwo die Bemerkung geleſen, daß die ordentliche und vollſtändige Erleuchtung der Stadt London, des Nachts, und das an den Seiten jeder Straße zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Fußgänger erhöhete Pflaſter, anzuzeigen ſcheinen, daß die Regierung eben ſowohl für das gemeine Volk, als für die Reichen und Vornehmen ſorge. Paris hingegen, iſt ſchlecht und nur zum Theil erleuchtet, und wenn man die Pont Neuf und Pont Royal, und die dazwiſchen liegenden Schifsländen ausnimmt, an den Seiten der Straßen nicht mit ſchmahlen Gängen zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Fußgänger verſehen. Dieſe müſſen ſich alſo durchſchleichen ſo gut ſie können, und hinter Pfoſten oder in Buden flüchten, um nicht von den Kutſchen zerquetſcht zu werden, die der Kutſcher, ſo hart es ihm beliebt, an die Mauer treibt, und deren Annäherung die Fußgänger, wie Spreu vor dem Winde, zerſtreut.

Man muß geſtehen, daß die Monarchiſche Regierung (denn die Franzoſen hören ſie nicht gerne Deſpotismus heißen, und unnöthig wäre es, mit ihnen über Worte zu ſtreiten) hier zu Lande ſo ſehr hoch erhaben iſt, daß ſie den größten Theil des Volks ganz aus dem Geſichte verliehrt, und nur auf einige wenige Leute achtet, die, ihrer hohen Stände oder Aemter wegen, dem Hofe noch ſichtbar ſind.

In Frankreich iſt das Wort, gemeines Volk, ein Schimpfwort. Ein gemeiner Mann bedeutet einen ſchlecht erzogenen Menſchen, der nicht zu leben weiß. Ein Mann wie ſichs gehört, (un homme comme il faut) hingegen bedeutet, nicht etwan einen verſtändigen und rechtſchaffenen, ſondern blos einen Mann von Stande oder Lebensart: denn man kann, auch ohne irgend eine Eigen-

Eigenſchaft, die der menſchlichen Natur Ehre macht, un homme comme il faut, ein Mann wie ſichs gehört ſeyn. Unſtreitig läßt die Regierung die mitlern und gemeinen Stände des Volks gewiſſermaßen ohne Schutz, und der Ungerechtigkeit und Frechheit der Groſſen ausgeſetzt, die man hier zu Lande für einigermaßen über das Geſetz erhaben, wiewol weit unter den Monarchen erniedrigt, hält.

Allein, die verfeinerten ſanften franzöſiſchen Sitten, die muntere und geſellige Gemüthsart der Nation, das leutſelige und ungezwungene Betragen der Herrſchaften gegen ihre Dienſtboten, erſetzen die Mängel und vergüten die Fehler der Regierung, und machen den Zuſtand des gemeinen Volks in Frankreich, und insbeſondere zu Paris, beſſer als er in manchen Europäiſchen Ländern iſt, und weit erträglicher als er ſeyn würde, wenn der Nationalcharakter der Franzoſen dem von jenen Ländern ähnlich wäre.

* * *

Ich wurde von Lord M — unterbrochen, der verwichene Nacht hier anlangte. Ich konnte nicht umhin, ihn zum Mittageſſen einzuladen. Bald darauf kam F — zu mir; er war ebenfalls noch nirgends verſprochen, und verſprach, uns Geſellſchaft zu leiſten.

Sie wiſſen, wie ſchwer es iſt, mit Mylord M — ein Geſpräch zu unterhalten. Die Unterredung artet entweder in ein Alleingeſpräch Ihrer Seits aus, oder hört ganz und gar auf. Ich war alſo ſehr froh, daß der Marquis uns Geſellſchaft leiſten wollte. Er war außerordentlich munter; richtete einen großen Theil ſeines Geſprächs an Mylord; verſuchte ihn mit jedem Gegenſtande, und ſprach von Wein, Frauenzimmern, Pferden, Politik und Religion. Dann ſang er Trinklieder, und beſtrebte ſich umſonſt, Mylord miteinſtimmen zu machen. Alles war vergebens. — Er rühmte ſeine

Kleidung, lobte ſeinen Hund, und wußte der Engli- ſchen Nation tauſenderley verbindliche Complimente zu machen. Umſonſt; Mylord blieb bis ans Ende zurückhaltend und ſtill, und fuhr ſodann nach der Oper.

„Bey meiner Treue, ſagte der Marquis, ſobald er das Zimmer verließ, dieſer Lord hat eine große Anlage zum Stillſchweigen!„

6. Brief.

Paris.

In einem vorigen Briefe erwähnte ich der Höflichkeit, als eines auffallenden Zuges im Nationalcharakter der Franzoſen. Eine außerordentliche Liebe und Ergebenheit für die Perſonen ihrer Fürſten, iſt ein anderer Zug.

Ein Engländer betrachtet zwar die Tugenden ſeines Königs, ſo lange er regiert, mit eiferſüchtigen Augen; läßt ihnen aber, ſobald deſſen Thronfolger regiert, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Ein Deutſcher ſchweigt zu den Schwachheiten ſeines Fürſten, und ſchätzt alle Talente deſſelben höher, als er die nämlichen Eigenſchaften an irgend einem andern Menſchen ſchätzen würde.

Ein Türk oder Perſer betrachtet ſeinen Kaiſer mit Ehrerbietung und Furcht, als ein höheres Weſen, deſſen Willen er ſich, wie den Geſetzen der Natur und den Wegen der Vorſehung, unterwerfen muß.

Ein Franzoſe hingegen, weiß zwar, daß ſein König ein Menſch wie alle andere, und allen menſchlichen Schwachheiten unterworfen iſt; er zählt zwar ſeine Thorheiten her, und bedauret ſie mit lachendem Munde; iſt ihm aber demohnerachtet mit gleicher Ehrerbiethung und zärtlicher Liebe, mit einer Art eines Vorurtheils erge-

ergeben, das ganz und gar nicht von deſſelben wirklichem Charakter abhängt.

Das Wort: Roi, flößt franzöſiſchen Gemüthern Begriffe von Wohlwollen, Dankbarkeit und Liebe, ſowohl als von Macht, Hoheit und Glückſeligkeit ein. (*)

Jeden Sonntag drängen ſie ſich nach Verſailles; betrachten ihn mit unerſättlicher Neugier; und ſtaunen ihn zum Zwanzigſtenmale noch eben ſo vergnügt an, als zum Erſtenmale.

Ihn halten ſie für ihren Freund, ohnerachtet er ſie nicht einmal perſönlich kennt; für ihren Beſchützer, ohnerachtet ſie von einem Exempten, (einem Soldaten von der königlichen Leibwache, der von gemeinen Soldatendienſten frey iſt, und zu gelegenheitlichen Aufträgen, z. B. jemand in Verhaft zu nehmen, gebraucht wird) oder einer Lettre de Cachet, am meiſten zu fürchten haben; und für ihren Wohlthäter, ſo ſehr auch die Taxen ſie drücken.

Seine gleichgültigſten Handlungen machen ſie zu wichtigen Geſchäften. Sie bemänteln und entſchuldigen alle ſeine Schwachheiten; und geben ſeine Fehler oder Gebrechen ſeinen Miniſtern oder andern ſchlimmen Rathgebern Schuld, die, (ihrer zuverſichtlichen Behauptung nach) in irgend einer niederträchtigen Abſicht, ſeinen Verſtand hintergangen, und die unveränderliche Redlichkeit ſeiner Abſichten gemißbraucht haben.

Mit gefälligem Beyfalle wiederholen ſie jedes Wort von ihm, das den geringſten Schein von Witz oder auch nur ein Merkmal des gemeinſten Scharfſinns verräth.

 Der

(*) Wir Engländer überſetzen le Roi, durch: the King; obgleich dieſe Wörter keinesweges gleichbedeutend ſind. Le Roi thut, und läßt andere thun, was ihm beliebt; the King darf nicht thun, was ihm beliebt, ſondern thut, was andern gefällt. (Anmerkung des Verfaſſers.)

Der unbedeutendſte Umſtand, der ſich auf den Monarchen bezieht, iſt ihnen wichtig. Ob er viel oder wenig zu Mittag ißt; das Kleid, ſo er trägt, das Pferd, ſo er reitet; alles giebt für die mannichfaltigen Pariſer Geſellſchaften Stoff zu Geſprächen, und den angenehmſten Inhalt zum Briefwechſel mit ihren Freunden in den Provinzen ab.

Befindet er ſich etwan ein wenig unpäßlich; ſo erſchrickt ganz Paris, ganz Frankreich, darüber, als ob ihnen ein wirkliches großes Unglück drohete; und ſich um irgend etwas anders zu bekümmern oder davon zu ſprechen, ehe man dieſen Umſtand erörtert hat, das würde man für einen Beweis einer unverzeihlichen Gleichgültigkeit halten.

Bey Muſterungen manövriren die Truppen ohne von den Zuſchauern, die den König erblicken können, bemerkt zu werden. Sie ſind ganz in die Betrachtung ihres Fürſten vertieft. — „Habt ihr den König geſehen? — Seht da — Ach, ſeht da den König. — Der König lacht. — Vermuthlich iſt er wohl aufgeräumt. — Das entzückt mich. — Ach, er huſtet! — Hat er gehuſtet? — Ja, parbleu! und ſehr ſtark. — Das thut mir unendlich leid!„

Bey der Meſſe ſieht jedermann auf den König, und nicht auf den Prieſter. Die Hoſtie wird empor gehoben; aber die Augen des Volks bleiben auf das Geſicht ſeines geliebten Monarchen geheftet.

Sogar die beliebteſten Schauſpiele, die zu Paris mehr Rührung erregen, als die Feyerlichkeiten der Religion, können kaum einigen Antheil an ihrer Aufmerkſamkeit gewinnen. Ueber ein Lächeln des Königs vergeſſen ſie Andromache's Schmerzen, und Cids erlittene Beleidigungen.

Dieſe übermäßige Ergebenheit ſchränkt ſich aber nicht blos auf die Perſon des Monarchen ein, ſondern

erſtreckt

erſtreckt ſich auf jeden Zweig der königlichen Familie, welche insgeſamt, wie man ſich hier zu Lande einbildet, ein Erbrecht auf jedes Vergnügen und jeden Genuß haben, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt. Und wird dieß durch irgend eine moraliſche oder phyſiſche Urſache gehindert oder geſtöhrt; ſo trägt jedermann Mitleiden mit ihnen. Den geringſten Verdruß oder Unfall, der ihnen zuſtößt, hält man für wichtiger und rührender, als das fürchterlichſte Unglück, das einer Privatfamilie begegnen kann. Man bejammert ihn, als ob die Natur in ihrem Laufe geſtöhrt, und der liebenswürdige Prinz oder die holde Prinzeſſinn durch irgend ein grauſames Schickſal jenes höchſten Grades von Glückſeligkeit beraubt wäre, wozu ihnen ihr hoher Stand ein unſtreitiges Recht gäbe.

Alle dieſe Ergebenheit ſcheint gar nicht aus irgend einem eigennützigen Beweggrunde erheuchelt, ſondern aufrichtig zu ſeyn: wenigſtens muß ſie es beym Volke überhaupt ſeyn; weil bey weitem die mehreſten unter demſelben nicht hoffen dürfen, ihren Fürſten jemals perſönlich bekannt zu werden, und noch vielweniger, jemals irgend eine perſönliche Wohlthat von ihnen zu erhalten.

Der philoſophiſche Gedanke, daß Könige zum allgemeinen Beſten eingeſetzt ſind, und daß ſie eine ſchlechte Regierung, oder beſtändige Ungerechtigkeiten und Bedrückungen vor ihrem Volke zu verantworten haben; iſt eine Lehre, die den allgemeinen Vorurtheilen dieſer Nation ſehr zuwider läuft. Sollte irgend einer von ihren Königen ſo unvernünftig und gewaltthätig verfahren, daß er eine Empörung veranlaßte; und ſollten die Empörten wirklich die Oberhand behalten, ſo zweifle ich, ob ſie ſichs würden einfallen laſſen, die Regierungsform umzuſchaffen, und die Gewalt der Krone, wie bey der Staatsveränderung in Britannien geſchahe, dergeſtalt einzuſchränken, daß ſie dergleichen Misbräuchen

aufs künftige vorbeugten. Vermuthlich würden ſie niemals weiter gehn, als daß ſie einen andern Prinzen aus dem Bourbonniſchen Hauſe auf den Thron ſetzten, ihm die nämliche Gewalt ließen, die ſein Vorfahr gehabt, und ſodann ihre Waffen ruhig niederlegten, und ſich mit ſeinem königlichen Worte oder Verſprechen begnügten, daß er auf eine billigere Art regieren wolle.

Die Franzoſen ſcheinen vom Glanze der Monarchie ſo ſehr entzückt und verblendet zu ſeyn, daß ſie den Gedanken von irgend einer lindernden Miſchung, die ihre Gewalt dämpfen und ihre Hitze ſanfter machen möchte, nicht ertragen können. Sie wollen der glänzenden Maſchine freyen Lauf laſſen, ſo ſehr ſie ſie oft brennt, und ſie und ihr Vermögen zu verzehren droht.

Die Gewalt des Königs, von welcher ihre Dienſtbarkeit herrührt, ſehen ſie als ihre eigene Gewalt an. Kaum werden Sie es glauben; ich weiß aber, daß es wirklich wahr iſt: ſie ſind ſtolz darauf, daß ſeine Gewalt unumſchränkt und unbegränzt iſt.

Frohlockend ſagen ſie es, ihr König unterhalte in Friedenszeiten ein Heer von zweymal hundert tauſend Mann. Ein Franzoſe bildet ſich auf die Palläſte, die prächtigen Gärten, die Menge der Pferde, und allen zum Hofe des Monarchen gehörigen Staat, eben ſo viel ein, als ein Engländer ſich immermehr auf ſein eigenes Haus, ſeine Gärten, und ſeine Equipage einbilden kann.

Sagt man ihnen von der Verbreitung der Reichthümer in England, vom unermeßlichen Glücke, das viele Privatleute machen; vom Vermögen der Leute vom mittlern Stande; von der Sicherheit und Wohlhabenheit des gemeinen Volks: ſo laſſen ſie ſich die Vergleichung, die ihnen natürlicher Weiſe dabey einfallen möchte, nicht kränken. Sie tröſten ſich mit dem Gedanken, daß der Franzöſiſche Hof glänzender iſt, als der

Gros-

Grosbritanniſche, und daß der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé größere Einkünfte haben, als irgend ein engliſcher Lord.

Sagt man ihnen von der Freymüthigkeit, womit man im Parlemente ſpricht, von den Freyheiten die man ſich nimmt, wenn man vom Verfahren des Königs oder den Maßregeln der Regierung ſchreibt oder redet, und von den Formalitäten, die man beobachten muß, ehe man diejenigen, die die Freyheit im Reden oder Schreiben aufs verwegenſte misbrauchen, dafür zur Strafe ziehen kann; ſo ſcheinen ſie ſich darüber zu entrüſten, und ſagen frohlockend: „Bey uns gehts ganz anders zu: Hätte der König von Frankreich es mit dieſen Herren zu thun, er würde ſie Lebensart lehren!“ Und dann würden ſie hinzuſetzen: „Parbleu! ihr Miniſter würde ſich um keine Formalitäten oder Beweiſe bekümmern; ihm wäre der bloße Verdacht ſchon genug, und ohne weitere Umſtände ließe er dergleichen unverſchämte Leute, auf viele Jahre lang, in die Baſtille einſperren. Und dann erhöben ſie ihre Stimme, als ob das, was ſie ſagten, ein Beweis vom Muthe oder von der Grosmuth des Miniſters wäre: — „oder vielleicht ließ er die Schurken auf Zeitlebens zu den Galeren verdammen. „

---

7. Brief.

Paris.

Faſt unnöthig wäre es, anzumerken, daß es in Frankreich ſehr viele Leute giebt, die ganz anders denken, als ich in meinem leztern Briefe erwähnt habe, und die vom Endzwecke und Weſen der Regierung wahre und edle Begriffe hegen, und von den angebornen Rechten der Menſchen biedermänniſch und richtig denken. Montesquieus

teſquieus Werke werden hier ſehr hochgeſchätzt; und dieß allein beweiſet es ſchon zur Genüge. Viele neuere Schriftſteller, und die Geſpräche der Weltweiſen und Denker äußern die nämliche Denkungsart.

Doch paßt das, was ich in meinem letztern Briefe erwähnte, auf die allgemeine Neigung und Denkungsart der franzöſiſchen Nation überhaupt, und zeigt, wie ſehr weit ihre Gedanken, in Anſehung der bürgerlichen Regierung, von den Gedanken der Engländer verſchieden ſind.

Ich hörte einmal einen Engländer einer Geſellſchaft franzöſiſcher Bürgersleute die Vorzüge der brittiſchen Staatsverfaſſung erzählen, und ihnen erklären, wie Leute von ihrem Stande vor dem Uebermuthe der Hofleute und des Adels geſchützt wären; daß der ärmſte Krämer und der gemeinſte Handwerksmann in England, für jedes Unrecht, das ihm der größte Lord im Königreiche anthun möchte, unverzüglich Genugthuung erhalten könne.

Gut! und welchen Eindruck denken Sie wohl, daß dieſe Deklamation bey den franzöſiſchen Zuhörern gemacht habe? Natürlicherweiſe werden Sie ſich einbilden, ſie würden eine ſolche Staatsverfaſſung hochſchätzen, und ſich eben dergleichen in Frankreich wünſchen: Aber Nein! Sie bemitleideten die Großen; ſie ſchienen ihren Mangel an Gewalt zu bedauren. Der eine merkte an: „Bey euch bedeutet alſo der Adel nicht viel;“ und ein anderer ſchüttelte den Kopf, und ſagte: Aber alles dieß iſt ja der Natur nicht gemäß!“

Als man erwähnte, daß der König von Großbritannien aus eigener Macht keine Steuren auflegen dürfe; daß die Einwilligung des Parlements, und insbeſondere des Hauſes der Gemeinen dazu erfordert würde; in welches auch Bürgersleute aufgenommen würden; ſagten ſie mit einigem Vergnügen: Doch — dieß

dieſs iſt nicht uneben!“ Als aber der patriotiſche Engländer, in Erwartung ihres vollkommenſten Beyfalls, ihnen ferner meldete, der König ſelber dürfe die Freyheit auch des geringſten ſeiner Unterthanen nicht antaſten, und im Fall er, oder ſein Miniſter, es thäte, könnte man vor *einem* Gerichtshofe dafür Genugthuung erhalten; ſo erſchallete aus jedem Munde ein lautes und langes: *Diable!* Sie vergaſſen ihre eigene Lage und die Sicherheit des Volks, und wandten ſich zu ihrer angebohrnen Sympathie mit dem Könige, der, ihrer aller Wahne nach, unter allen Menſchen am meiſten bedrückt und gemishandelt würde.

Endlich wendete ſich einer von ihnen an den engliſchen Politiker, und ſagte: „Alles, was ich ihnen ſagen kann, mein Herr, iſt dieſs: Ihr armer König iſt ſehr zu beklagen!“

Dieſe ihre Sorge um das Glück und den Ruhm des Königsſtandes erſtreckt ſich alſo gewiſſermaſſen auf alle gekrönte Häupter ohne Ausnahme; in Anſehung ihres eigenen Monarchen aber ſcheint ſie die herrſchende und liebſte Leidenſchaft ihrer Seele zu ſeyn; die Leidenſchaft, die ſie mit ins Grab nehmen.

Ein franzöſiſcher Soldat lag mit Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde bey Dettingen. Kurz vor ſeinem Tode fragte er einen Engliſchen Officier: wie die Schlacht vermuthlich ablaufen würde? Der Officier antwortete: „die Brittiſchen Truppen hätten einen groſſen Sieg erfochten.“ „Mein armer König! ſagte der Sterbende, wie wirds ihm gehen!“

Was mich betrifft, mein Freund, ſo wünſche ich Seiner Majeſtät, in Staats- und häuslichen Angelegenheiten, wahrlich von Herzen alles mögliche Wohlergehen: ſollte ich mich aber in meinen letzten Zügen noch im geringſten darum kümmern, ſo würde dieſs der ſtärkſte Beweiſs ſeyn, daſs meine eigene, zeitliche und

ewige, Angelegenheiten, die Ihrigen, und die meiner andern Privatfreunde, ſich im erwünſchteſten Zuſtande befänden. Leben Sie wohl.

N. S. Den Marquis von F— habe ich einige Tage her nicht geſehen. Bey unſerer allererſten Zuſammenkunft hatte er mir geſagt, er bewerbe ſich, auf Zureden ſeiner Mutter, die eifrig wünſche ihn vermählt zu ſehen, um ein junges Fräulein von Stande: er könne ſeiner Mutter nichts abſchlagen; denn ſie ſey das gutherzigſte Kind von der Welt. „Außerdem, ſagte er, iſt das junge Fräulein ſehr hübſch und liebreitzend, und ich bin über Kopf und Ohren in ſie verliebt.“ Seitdem hat er mir geſagt, „alles ſey in Richtigkeit gebracht; bald würde er der glücklichſte Mann in der Welt ſeyn, und ſehr bald die Ehre haben, mich ſeiner Braut vorzuſtellen.“ Meine Meinung von dieſem Fräulein will ich Ihnen melden, wenn ich es ſehe. Sie ſey aber wie ſie will; ſo bedaure ich doch, daß F— ſo jung ſchon an eine Vermählung denkt: denn ein fünf und zwanzigjähriger Franzoſe iſt noch nicht ſo geſetzt, als ein funfzehnjähriger Engländer.

8. Brief.

Paris.

Hier giebt es jetzt keine öffentliche Neuigkeiten. Von meinen eigenen Sachen habe ich Ihnen auch nichts ſonderliches zu ſchreiben. Sie halten mich aber bey meinem Worte; und ſo ſitze ich hier, an Sie zu ſchreiben, ehe ich noch irgend einen Gegenſtand gewählt habe, wiewohl in Hoffnung, meine Feder werde während des Schreibens einigen Stoff ſammeln.

In welchem Lichte auch dieſe ſo große Neigung zur Monarchie philoſophiſchen Augen erſcheinen mag; und obgleich

obgleich die Liebe zu einem Könige, blos weil er ein König iſt, vielleicht die thörichtſte unter allen Leidenſchaften iſt; ſo ſollten doch Könige ſie gewiß für ein Verdienſt halten.

Nie hat ein Volk in der Welt ein ſo großes Recht auf die Dankbarkeit und Liebe ſeines Fürſten gehabt, als die Franzoſen. Sie freuen ſich über ſeine Freude, trauren über ſeine Betrübniß, brüſten ſich auf ſeine Macht, ſind ſtolz auf ſeine Vorzüge, und nachſehend gegen ſeine Fehler. Mit Freuden opfern ſie ihre eigene Bequemlichkeiten ſeinem Ueberfluß auf; und ſind immer bereit, ſeinem Ruhme ihr Leben aufzuopfern.

Man ſollte glauben, ein König, der ſolche Unterthanen nicht liebte, und keine Zeit noch Mühe anwendete, ihre Wohlfahrt zu befördern, müſſe ein völliges Ungeheuer von Eigennützigkeit und Unempfindlichkeit ſeyn. Und doch haben die Franzoſen ſeit **Heinrich dem Vierten** keinen Monarchen gehabt, der alle dieſe Ergebenheit verdient hätte; und eben dieſen **Heinrich den Vierten** haben ſie unter allen ihren Königen am ſchlechteſten behandelt.

Von den drey Brüdern, die unmittelbar vor ihm regierten, war der erſte ein kränkliches, und an Leib und Seele ſchwaches Geſchöpf; der zweyte ein Ungeheuer von Aberglauben und Grauſamkeit; und der dritte ließ, nach einer ziemlich hellen Morgendämmerung, die ſchwärzeſten Wolken der Wolluſt und Ueppigkeit ſeinen Mittag verfinſtern. Ihre italiäniſche Mutter, die ſie alle drey regierte, ſcheint gar keine Gefühle von Menſchlichkeit, oder Gewiſſen gehabt zu haben, und blos ihren eigennützigen Abſichten und der treuloſeſten Staatskunſt gefolgt zu ſeyn.

Heinrichs des Vierten Nachfolger dienen nur, wie ſeine Vorfahren in der Regierung, wie Folien, ſeine

ſeine herrlichen Eigenſchaften in verdoppeltem Glanze zu zeigen.

So viele Beweggründe auch die Könige von Frankreich haben, für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu ſorgen, ſo dürften doch Jahrhunderte verfließen, ehe dieſe wieder mit einem König geſegnet werden, der ſeine Unterthanen ſo ſehr liebt, wie Er.

Ein Charakter, worinn ſich die erhabenen und die holden Tugenden ſo ſchön vermiſchen, iſt unter einer jeden Nation eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Wie wenig darf man denn hoffen, daß dieſes große Loos gerade einem Kronerben werde zu Theil werden! Heinrich hatte eine Erziehung gehabt, die vpn der gewöhnlichen Erziehung der Kronprinzen ſehr verſchieden war. Sein Charakter wurde in der ſtrengen Schule der Widerwärtigkeit gebildet, und ſein Geiſt durch beſtändiges Anſtrengen ſeines Muths und ſeines Verſtandes geſtärkt. Er hatte unter der Geißel der Tyranney geſchmachtet; hatte erfahren, wie Unglücklichen zu Muthe iſt, und hatte Menſchenliebe gelernt. Er hatte oft Freunde nöthig gehabt, er kannte den Werth ihrer Treue, und ſein Herz hatte ſich der Freundſchaft geöffnet.

Schwierigkeiten und Gefahren ſchlagen oft Genie hervor, das, ohne ſie, unbekannt und unnütz geblieben wäre; ſie fachen jene Funken von Tugend an, die in einem müſſigen Leben ganz erloſchen ſeyn würden, und helfen dadurch einen ſtarken Charakter bilden.

Leute, die von Kindesbeinen an mit Allem verſorgt geweſen ſind, die wenig Ehrbegierde haben, und folglich ſelten zu einigem großen Anſtrengen ihrer Kräfte erweckt werden, fühlen insgemein ihre Kräfte ſchwinden und abnehmen; aus eben dem Grunde, weswegen die Arme eines Manns, der ſeine Arme eine lange Zeit über in einer Schlinge trüge, nach und nach ſchwach, und endlich ganz unbrauchbar werden würden.

Daß

Daß die Verſtandeskräfte, wie die Nerven des Leibes, durch Trägheit erſchlaffen, und durch Uebung geſtärkt werden, iſt außer Zweifel. Vermuthlich mag die nämliche Aehnlichkeit auch zwiſchen dem Leibe und den Eigenſchaften des Herzens Statt finden. Wohlwollen, Mitleiden, Dankbarkeit, dürften ſich, meines Erachtens, in einem Herzen, das niemals durch wirkliche Unglücksfälle in Bewegung geſetzt wird, ſehr leicht in eine ruhige, träge Unempfindlichkeit verlieren.

Nöthen, die man niemals gefühlt hat, und, ſeinem Wahne nach, ſchwerlich jemals fühlen wird, ſtellt man ſich weder lebhaft, noch deutlich, noch vollſtändig genug vor. Auch hat man angemerkt, daß Leute, die Zeitlebens dem Glück im Schoße geſeſſen haben, und deren Zeit in den Luſtbarkeiten der Höfe und in üppigen Wollüſten verfloſſen iſt, gegen die Unglücksfälle anderer oft bis zum Erſtaunen unempfindlich ſind. Der allerkaltſinnigſte unter allen Charaktern, die ich jemals gekannt habe, ein Charakter, dem es an Freundſchaft, Dankbarkeit, und ſogar an natürlicher Liebe zu Blutsfreunden fehlt, gehört einem Menſchen zu, deſſen ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe glücklicher Begebenheiten geweſen iſt.

Und doch ſcheinen ſolche Leute, dieweil ſich alle ihre Sorgen und alle ihre Gefühle in ihre eigene Haut einſchränken, ſich ſehr zuverſichtlich für die größten und allgemeinſten Menſchenfreunde zu halten; und zwar blos, weil ſie ſich von erdichteten Nöthen in einem Romane haben rühren, und von einem Trauerſpiele einige unfruchtbare Thrän'gen auspreſſen laſſen.

Können ſie zu dieſen Anzeigen von Empfindſamkeit noch ſetzen, daß ſie bey irgend einer Gelegenheit, da das Beyſteuren ſchon im Gange war, eine Guinee weggegeben, oder ſich beſchwerliche Bitten, vermittelſt einiges überflüßigen Geldes, vom Halſe geſchafft haben;

ſo haben ſie ihre Gutthätigkeit bis auf den höchſten Gipfel ihres Begriffs von dieſer Tugend getrieben.

Weiter reichen ihre Begriffe nicht. Auch würden ſie kein thätiges Beſtreben anwenden, keinen einzigen Zeitvertreib verſäumen, noch die Ruhe ihrer Trägheit im geringſten unterbrechen, um, (ich will nicht ſagen einem Freunde: denn Freunde können dergleichen Leute nicht haben;) um irgend einem Menſchen den wichtigſten Dienſt zu erweiſen.

Es giebt viele Ausnahmen; überhaupt aber ſinds diejenigen, die ſelber den Schleudern und Pfeilen des tobenden Glücks ausgeſetzt ſind, die die niederträchtige Kaltſinnigkeit der Menſchen erfahren, und einigermaßen gefühlt haben, was Unglückliche fühlen; ſolche Leute ſinds, die das ächteſte Mitleiden empfinden, und am Zuſtande der Unglücklichen den lebhafteſten und herzlichſten Antheil nehmen.

Non ignara mali, miſeris ſuccurrere diſco, ſagte Dido, die aus ihrem Vaterlande hatte entfliehen müſſen, zum Aeneas, der den Untergang ſeines Vaterlandes mit angeſehen hatte.

Dido und Aeneas! — Wie, in aller Wanderer Namen, ſind wir in ihre Geſellſchaft gerathen? Dieß hätte ich eben ſo wenig, als den Inhalt eines von Montaigne's Verſuchen aus dem Titel, vermuthen können. Ich glaube, wir giengen von etwas aus, das Frankreich betraf; — Sie können mir aber nicht zumuthen, den ſo weit dahinten gelaſſenen Faden wieder aufzuwinden. Leben Sie wohl.

9. Brief.

Paris.

In einem meiner vorigen Briefe erwähnte ich, mein Freund F — ſey im Begriffe ſich zu vermählen. Vor kurzem ſprach er in meiner Wohnung an. Er ſchien ſo wohl aufgeräumt, daß ich glaubte, er wolle mir irgend eine frohe Nachricht bringen. „Da bin ich in Verzweiflung, mein lieber Freund, ſagte er, und lachte laut.„ Unter allen Menſchen, die ich jemals in Verzweiflung geſehen habe, ſind Sie der luſtigſte, antwortete ich. Darauf erzählte er mir, der alte Marquis von P —, der Vater ſeiner Geliebten, habe ſeine Mutter beſucht, und nach zehntauſend Entſchuldigungen und Umſchweifen ihr zu verſtehen gegeben, es hätten ſich gewiſſe Umſtände ereignet, die es ihm unmöglich machten, jemals die Ehre zu haben, der Schwiegervater ihres Sohnes zu werden; und habe ſie gebeten, demſelben zu melden, wie unendlich nahe ein Zufall ihm und ſeiner ganzen Familie gienge, der ihnen das Vergnügen raubte, das ſie ſich von dieſer Verbindung verſprochen hätten. Seine Mutter habe ſich bemüht, den Zufall, der dieſe plötzliche Veränderung veranlaßt hätte, zu entdecken; aber umſonſt. Der alte Herr habe ihr nur verſichert, ein umſtändlicher Bericht würde eben ſo verdrießlich als überflüſſig ſeyn; und ſomit, in den verbindlichſten und zärtlichſten Ausdrücken, die ihm die franzöſiſche Sprache an die Hand geben konnte, ſeinen Abſchied genommen.

Alles dieß erzählte mir F — mit einer ſo ruhigen und zufriedenen Miene, daß ich nicht wußte, was ich davon denken ſollte: Mein lieber Marquis, ſagte ich, es iſt ein Glück, daß ich mich geirrt habe; denn Sie müſſen wiſſen, ich glaubte, Sie liebten das Fräulein wirklich. — Da hatten Sie recht, mein Freund, ich liebte ſie unendlich. — Wie? unendlich? und doch

können Sie ſo luſtig ſeyn, da Sie eben im Begriffe ſind, ſie zu verliehren! — Aber, Ihr Engländer, habt auch ſo wunderliche Begriffe! — Unendlich lieben, heißt lieben — wie man liebt; — ſo lieben ſich alle, die einander nicht haſſen; — doch, ich will Ihnen die ganze Geſchichte erzählen.

„Meine Mutter, das gutherzigſte Geſchöpf von der Welt, die ich von ganzer Seele liebe, ſagte mir, dieſe Heirath würde ſie ganz glücklich machen. — Alle meine Oheime und Tanten und Vettern und Baaſen, bis in den zehnten Grad, ſagten mir das nämliche. Man meldete mir außerdem, das Fräulein, ihr Vater und alle ihre Anverwandten wünſchten dieſe Vermählung, mit der verbindlichſten Sehnſucht. Das Mädgen ſelber iſt ganz hübſch. Sie werden mich doch einmal zu einer Heirath bereden, dachte ich; und warum nicht jetzt ſowohl, als ein andermal? Warum wollte ich etwas abſchlagen, das ſo viele Leute erfreuen wird, und mir ſelber gar nicht zuwider iſt?„ — Wahrlich, verſetzte ich, das wäre auch gar nicht gutherzig gehandelt geweſen! Aber ein Glück wars doch, daß Ihr Herz eben damals frey war, und dem Fräulein keine andere vorzog.

„Da irren Sie ſich, mein Freund; ich zog dieſem Fräulein viele andere vor, beſonders eine, die ich liebe — die ich wirklich liebe!„ — Wie man liebt? — unterbrach ich ihn. — „Nein, parbleu! fuhr er eifrig fort, — wie man nicht liebt!„ — Gütiger Himmel! Wie konnten Sie ſich denn entſchließen, eine andere zu ehelichen? — „Das verſchlägt nichts, ſagte der Marquis gelaſſen; — denn jene andere konnte ich doch nicht ehelichen; ſie war mir zuvorgekommen, und der Knoten war ſchon geknüpft: ſie hatte alſo nichts dagegen einzuwenden, daß ich meiner Mutter und Familie

ſie dieſen Gefallen erwieß; denn ſie iſt die gutherzigſte Frau von der Welt.„

Das ſcheint ſie auch zu ſeyn; ſagte ich. — „Ja wohl, mein Lieber, ſie iſt die Gutheit ſelber. — Doch iſt mir's überhaupt recht lieb, daß ſich der Handel, ohne meine Schuld, zerſchlagen hat: und wiewohl er vielleicht mit der Zeit noch zu Stande kommen dürfte; ſo habe ich doch immer dabey gewonnen. — Denn, ſpät gefreyt, ſpät bereut!„ — Und ſomit drehete er ſich auf dem Abſatze herum, und ſumſte:

Non, tu ne le mettras, Colin, &c.„ —

Da iſt ein Gemälde eines franzöſiſchen Liebhabers, für Sie! Kaum war F — weg, ſo ſchrieb ich die ganze Scene nieder — und nun machen Sie ihre eigene Gloſſen darüber.

---

10. Brief.

Paris.

Sie haben die Franzoſen oft beſchuldigen gehört, als ob ſie falſch, voll warmer Komplimente, aber ohne wahre Freundſchaft wären.

Auf dieſen Wahn gerathen unſere Landesleute deſto leichter, da die hieſigen Manieren überhaupt zuvorkommender ſind, als die in England. Was die Franzoſen für eine gemeine Höflichkeit halten, das würden viele Engländer, Schmeicheley, oder vielleicht gar Fuchsſchwänzerey, heißen.

Die franzöſiſche Sprache enthält eine Menge höflicher Redensarten, die ſie erſtaunlich geläufig und verſchwenderiſch ausſpenden; womit ſie aber wirklich weiter nichts ſagen wollen, als ein Engländer ſagen

 will,

will, wenn er ſich zum Beſchluſſe eines Briefs Ihren unterthänigſt gehorſamſten Diener nennt.

Durch den gewaltigen Strom von Komplimenten, womit ein Franzos jeden Fremden überſchüttet, will er nicht nur weiter nichts als gemeine Höflichkeit ausdrücken, ſondern er ſetzt auch dabey voraus, daß der Fremde es wiſſe, daß es weiter nichts bedeutet. Die Franzoſen ſelber verſtehen dieſe Komplimente vollkommen; ſie bilden ſich ein, alle andere Nationen verſtehen ſie eben ſo wohl; und haben nicht die geringſte Abſicht dabey, jemanden zu täuſchen. Wollte aber jemand dieſe Ausdrücke in ihrem wörtlichen Sinne nehmen, und ſich einbilden, man habe wirklich gleich beym erſten Anblicke Freundſchaft für ihn gefaßt, oder ſich in ihn verliebt; ſo würde er ſich ſehr irren, insbeſondere, wenn er darum ſtarke Beweiſe von Freundſchaft oder Liebe erwartete.

Darum iſt er aber nicht berechtigt, die Franzoſen einer Falſchheit oder gebrochenen Freundſchaft zu beſchuldigen. — Von wirklicher Freundſchaft iſt dabey gar nicht die Rede. Sie wollten damit weiter nichts ſagen, als, ſie ſeyn bereit, ihn als einen Bekannten aufzunehmen; und dieſen wahren eigentlichen Sinn ihrer Redensarten hätte ſein Sprachmeiſter ihm erklären ſollen.

Freilich, wenn ein Engländer die nämliche, ins Engliſche buchſtäblich überſetzte Worte, gegen einen andern Engländer gebrauchte; ſo würde der, an den er ſie richtete, mit Recht glauben, jener hege entweder eine beſondere Hochachtung für ihn, oder er wolle ihn betrügen; weil die in England herrſchende Art von Höflichkeit und Lebensart dergleichen Ausdrücke nicht erfordert.

Daß man auf die zufälligerweiſe herrſchenden Moden und Gebräuche keine gehörige Rückſicht nimmt, iſt eine

eine von den Haupturſachen der feindſeligen und gehäſſigen Geſinnungen, welche die Bewohner verſchiedener Länder nur gar zu oft gegen einander hegen.

Vielleicht werden Sie ſagen, eben dieſer Schwarm überflüſſiger Komplimente, deren ſich die Franzoſen bedienen, beweiſe, daß die Franzoſen weniger aufrichtig ſeyn, als ihre Nachbarn. Eben ſo müßten wir ja aber auch ſchließen, daß das gemeine Volk unter jeder Nation, weil es im Umgange wenige Komplimente macht, mehr Wahrheitsliebe und ſtärkere Freundſchaftsgefühle hege, als Leute von den mitlern und höhern Ständen. Und dieß wäre doch, meines Erachtens, ſchwer zu beweiſen.

So entbehrlich, oder, wenn Sie wollen, ſo abgeſchmackt aber dieſe in alle neuere Sprachen eingeſchlichene komplimentaliſche Redensarten auch ſeyn mögen; ſo ſind ſie doch einmal ſo durchgehends eingeführt, daß auch die redlichſten Engländer ſowohl als Franzoſen ſich ihrer bedienen müſſen; wiewohl mit dem Unterſchiede, daß in England eine kleinere Quantität hinreicht, als man in Frankreich braucht: aber Freundſchaft zeigen ſie weder in der engliſchen noch in der franzöſiſchen Sprache an.

Freundſchaft iſt eine Pflanze, die unter jedem Himmelsſtriche nur langſam wächſt. Wohl dem, der auch an ſeinem beſtändigſten Wohnorte ihrer nur einige wenige erziehlen kann! Reiſende nehmen ſich in fremden Ländern ſelten Zeit, dieſe Pflanze dort zu bauen. Wartet man ihnen mit einigen ſchneller wachſenden und vergänglichern Blumen auf; ſo ſollten ſie ſolche mit Dank annehmen, und ſich darum nicht über die Eingebornen beſchweren, daß ſie jene andere koſtbare Pflanze für ſich ſelber behalten.

Unter allen Reiſenden, haben die Engliſchen Lords und Edelleute am wenigſten Urſache, ſich über das Betragen

tragen anderer Völker gegen ſie auf ihren Reiſen zu beſchweren. Denn diejenigen unter ihnen, die ſich auch nur mit einem mäßigen Grade von Höflichkeit in einen Umgang mit den Eingebornen einlaſſen wollen, erreichen ihren Endzweck leichter, als die Reiſenden von irgend einer andern Nation. Dieß verlangen aber ſehr viele von unſern Landsleuten gar nicht. Sie ſcheinen vielmehr den Umgang mit Ausländern zu meiden, und jede gaſtfreye Einladung ungerne anzunehmen. Dieß rührt theils aus einem Vorurtheile gegen alle Ausländer ohne Ausnahme, theils aus einer angebornen Zurückhaltung und Schüchternheit, und großentheils auch aus Trägheit und einem vollkommenen Abſcheue vor allen Ceremonien und allem Zwange her. Außerdem entſchließen ſie ſich höchſt ungerne, eine Sprache zu ſprechen, die ſie ſelten ganz fertig ſprechen können.

Deshalb errichten ſie auch oft unter ſich Clubs oder Geſellſchaften, woraus ſie allen Zwang und alle Ceremonien verbannen, und wo ſie ſich in ihrem Betragen, ihrer Kleidung und ihren Geſprächen, alle mögliche Freiheiten erlauben. Dort beſtärken ſie einander in allen ihren Vorurtheilen, und tadeln und verſpotten einhellig die Sitten und Gebräuche eines jeden Landes, außer Englands.

Durch dieß Betragen wird der wahre Endzweck des Reiſens verfehlt oder verkehrt; und viele Engländer bleiben vier bis fünf Jahre lang außer Landes, und kommen doch die ganze Zeit über ſelten in irgend eine andere als Engliſche Geſellſchaft.

Nach Frankreich und Italien zu reiſen, um dort nur mit Engländern umzugehen, und damit man auch ſagen kann, man ſey einmal dort geweſen, iſt wahrlich etwas abgeſchmacktes; und nichts kann ungereimter ſeyn, außer wenn man mit blindem Eifer die Moden, die Tändeleyen, den Geſchmack, die Manieren und

Sitten jener Länder annimmt, und nach England verpflanzt, wo ſie nimmermehr gedeihen, und allezeit albern und unnatürlich ſcheinen werden. Denn ſo ſehr ſich auch ein gereiſeter Engländer beſtreben mag, andern nachzuahmen, ſo wird er doch einem Franzoſen oder Italiäner eben ſo wenig ähnlich werden, als ein Engliſcher Schäferhund einem Affen oder Fuchſe. Und ließe ſichs dieſer geſetzte und ehrliche Hund jemals einfallen, die luſtige Poſſen des Affen oder die ſchlauen Ränke des Fuchſes nachzuäffen, ſo würden wir gewiß viel weniger auf ihn halten, als wir itzt thun.

Ich halte aber dieſe Ausſchweifung keinesweges für ſo allgemein, als jene. Die Engländer ſind von Natur viel geneigter, Ausländer zu verachten, als ihnen nachzuahmen. Einige wenige flitterhafte Beyſpiele vom Gegentheil, die jeden Winter aus der Fremde zurück kommen, verdienen kaum als Ausnahmen bemerkt zu werden.

II. Brief.

Paris.

Ihr Bekannter B — iſt ſeit drey Wochen zu Paris geweſen. Ich kann nicht begreifen, wie er ſich ſo lange hier aufgehalten hat; denn er hegt von dieſer ganzen Nation eine ſehr ſchlechte Meynung.

Ich bin ſelten bey ihm, und gemeiniglich in Geſellſchaften, deren Umgang er verabſcheuet. — Ueberhaupt ſind ihm die Sitten und Manieren der Franzoſen höchſt verhaßt. Er hält alle ihre Höflichkeit für Impertinenz, und ihre Dienſtfertigkeit für Vorboten einer Beutelſchneiderey.

Heute Vormittag ſahen wir mit einander den Marſchall Biron die Fußgarde muſtern. Da war ein

Gedränge, vor welchem wir ſchwerlich in den Kreis hineinkommen, und bequem hätten mit zuſehen können. Ein alter vornehmer Officier rührte einige Leute an, die vor uns ſtanden, und ſagte: „Dieſe Herren ſind Fremde.„ Sogleich machten ſie Platz, und ließen uns durch. Däucht Ihnen dieß nicht ſehr verbindlich gehandelt? ſagte ich. — Ja wohl! verſetzte er; aber es war auch, beym Himmel, ſehr ungerecht!„

Wir kehrten über die Boulewards zurück, wo eine Menge Bürgersleute ſich in ihren Sonntagskleidern beluſtigten. Die Jungen tanzten Cotillons; die Alten gaben den Takt zur Muſik, und ihren Beyfall den Tänzern. Alle vergaßen darüber das Vergangene und Künftige, und waren ganz ins Gegenwärtige vertieft. — Dieſe Leute ſcheinen ſehr glücklich zu ſeyn, ſagte ich. — „Glücklich! rief B—; hätten ſie Menſchenverſtand, oder das geringſte Nachdenken, ſo wären ſie elend.„ — Und warum? — „Könnte der Miniſter nicht (antwortete er) ſobald es ihm beliebte, ein halb Dutzend davon ausleſen und ins Bicêtre ſperren laſſen?„ — Das iſt wahr, ſagte ich; dieß iſt ein Fall, der ſich freylich ſehr wahrſcheinlicherweiſe ereignen kann, und doch dachte ich eben ſo wenig daran als ſie.

Wenige Tage nach ſeiner Hieherkunft trafen wir einander in einem franzöſiſchen Hauſe an, wo wir beyde zum Mittageſſen eingeladen waren. Eine alte vornehme Dame ſpeiſte mit, neben welcher ein junger Officier ſaß, der ihr alle mögliche Höflichkeiten erwieß. Er bediente ſie mit den Gerichten, die ihr beliebten; ſchenkte Wein oder Waſſer in ihr Glas, und richtete ſein Geſpräch beſonders an ſie. — „Wie der junge Laffe die arme alte Frau äfft: ſagte B —. Wäre das meine Mutter, der — hole mich, wenn ich ihn nicht dafür herausforderte!„ —

Ohner=

Ohnerachtet B— franzöſiſch verſteht, und beſſer ſpricht, als die mehreſten Engländer, wurde er doch des Geſprächs bald überdrüſſig, verließ die Geſellſchaft bald — und hat ſeither alle Einladungen zu Mittageſſen abgelehnt. Gemeiniglich treibt er einige Engländer auf, die mit ihm im Parc Royal zu Mittag ſpeiſen, und den Abend hinbringen.

Nach der heutigen Muſterung blieben wir beyſammen; und da wir beyde uns nirgends verſprochen hatten, ſo ſchlug ich ihm zur Abwechſelung vor, im Hotel de Bourbon an der öffentlichen Gaſttafel zu ſpeiſen. Dieß wollte ihm Anfangs nicht ein. — Sie werden mich, ſagte er, mit ihren verwünſchten Komplimenten plagen. — Da ich aber anmerkte, daß wir an einer öffentlichen Wirthstafel eben nicht viele Komplimenten oder Höflichkeiten erwarten dürften, ſo willigte er ein, und gieng mit.

Allein unſere Bewirthung fiel anders aus, als ich es erwartet und er gewünſcht hatte. Sobald wir hinein kamen, erwies man uns vorzügliche Höflichkeiten, und jedermann wollte uns zu den bequemſten Sitzen verhelfen. Sie bedienten uns zuerſt, und die ganze Geſellſchaft wollte den Fremden jede kleine Bequemlichkeiten und Vorzüge einräumen. Denn zu Paris genießen Fremde, nächſt dem Frauenzimmer, die größten Höflichkeiten.

Nach dem Mittageſſen ſpatzierten B — und ich in den Gärten des Palais Royal.

Alle die Umſtände, die dieſe Leute unſertwegen machten, ſagte er, bedeuteten ſo viel wie Nichts.

Ich meines Theils kann nicht umhin, es für Etwas zu halten, wenn man in einem fremden Lande höflich, und mit augenſcheinlicher Güte von Ausländern behandelt wird, die weiter nichts von uns wiſſen, als daß wir **Engländer**, und oft ihre Feinde ſind.

Aber ihre Höflichkeit beſteht in Kleinigkeiten. — Worinn beſteht denn irgend Jemands Höflichkeit? verſetzte ich. — „Das höchſte, fuhr er fort, was ein Franzoſe für Jemand thut, iſt, daß er ſich beſtrebt, ihm die Zeit zu vertreiben und den Aufenthalt in ſeinem Lande angenehm zu machen.“ — Und eben dieß halte ich für keine Kleinigkeit, antwortete ich. — In dieſem Leben giebts ſo viele Quellen von Kummer und Verdruß, daß ich allen, die ſie mir vergeſſen helfen, nicht anders als gut und dankbar ſeyn kann: — denn ſolche Leute erleichtern mir meinen Kummer und befördern mein Vergnügen.

„Aber dieſe **Franzoſen**, erwiederte er, bekümmern ſich in ihrem Herzen keinen Heller um Sie.“ — Und warum ſollte ich mich einen Heller darum bekümmern? verſetzte ich. — Ihre Herzen gehen uns nichts an: — Sie werden doch nicht an einem jeden angenehmen Geſellſchafter einen Herzensfreund haben wollen?

„Sie ſind aber ein eigennütziges Geſchlecht; und ſelbſt diejenigen unter ihnen, die ſich für Ihre Freunde ausgeben, thun es blos aus irgend einer eigennützigen Abſicht.“

Das iſt leicht geſagt, verſetzte ich, aber noch nicht bewieſen. — „Hätten Sie Geldhülfe nöthig, ſo würden ſie Ihnen keinen Louis d'or vorſchießen, um ſich vor dem Gefängniſſe zu retten,“ fuhr er fort.

Dieß hoffe ich niemals zuverläſſig zu erfahren; ſagte ich. Wollten wir uns aber in Abſicht auf dergleichen Hülfen um Freunde bewerben, ſo würden wir gerade das nämliche thun, deſſen Sie ſie beſchuldigen. Außerdem, fuhr ich fort, bekommen wir ſelten Gelegenheiten und Vermögen, unſern Bekannten und Freunden wichtige oder ſogenannte weſentliche Dienſte zu leiſten: dahingegen ein jeder jene Aufmerkſamkeit und Höflichkeiten, die den menſchlichen Umgang angenehm

nehm machen, und das geſellige Leben verſüßen, in ſeiner Gewalt hat, und täglich und ſtündlich Gelegenheiten findet, ſie auszuüben, beſonders gegen Fremde. — „Der H— hole ihre Höflichkeiten, ſagte er, ſie ſind das größte Blendwerk in der Welt! — Ich haſſe die Franzoſen; ſie ſind **Englands** Feinde, und ein falſches, betrügeriſches, treuloſes — Da wir aber doch jetzt nicht hergekommen ſind, uns mit ihnen zu ſchlagen, unterbrach ich ihn, ſo wollen wir unſere Feindſeligkeiten bis auf eine bequemere Zeit verſchieben, und vorjetzt, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, in die Komödie gehen.

Er willigte ein; und hier endigte ſich unſer Geſpräch.

Sie wiſſen es, B — iſt einer von den ehrlichſten Leuten in der Welt, und verbirgt unter rauhen Manieren die beſten Geſinnungen, die man nur immer wünſchen kann. Dieſe Manieren, dünkt mich, nahm er urſprünglich in einem Wahne an, den er mit vielen Leuten gemein hat: daß große Höflichkeit und ein auffallend verbindliches Betragen, gemeiniglich von Falſchheit und wirklicher Kaltſinnigkeit, — und ſogar von einem unmenſchlichen Charakter, begleitet werden; gleichſam, als ob das menſchliche Herz, wie der Marmor, ſich deſto beſſer poliren ließe, je härter es wäre.

Dieſer Wahn iſt aber gewiß ohne eine genaue Prüfung, und aus einer ſeichten und flüchtigen Beobachtung der menſchlichen Natur entſtanden. Wie ungeſchliffene Manieren kein Beweis von Redlichkeit ſind, ſo iſt auch Höflichkeit gar kein Beweis von Falſchheit. Sobald aber beyde Charaktere in dieſem Stücke einander gleich ſind, ſo erhellt von ſelbſt, daß die Höflichkeit in jeder andern Rückſicht den Vorzug verdienet.

Um wieder auf die Franzoſen zu kommen, ſo bin ich verſichert, daß ein Fremder ohne Bedenken alle die

Bequemlichkeiten, die aus ihren höflichen Manieren entſtehen, genieſſen kann, wenn er auch gleich überzeugt wäre, daß alle ihre Dienſtfertigkeit und Höflichkeit gar keine Achtung für ihn vorausſetzen, ſondern blos aus Eitelkeit und Eigenliebe herrühren. Er mag bemerken, daß ſein Pariſer Freund, indem er ihn mit Höflichkeiten überhäuft, nur ſeine eigne Wiſſenſchaft zu leben damit zeigen, und ſich die Hochachtung der Geſellſchaft dadurch erwerben will, daß er ihm bey tauſend unbedeutenden Gelegenheiten den Vorzug läßt: — ſo deutlich er auch ſehen mag, daß man, blos um zu ſiegen, ſich ſo ſehr herabläßt; warum wollte er ſich über einen Sieg ärgern, der ihm ſelber ſo viel Bequemlichkeiten gewährt; oder ſich über Urſachen beſchweren, deren Wirkungen ihm ſo nützlich und angenehm ſind?

Könnten Sittenlehrer oder Prediger, durch ihre Beredſamkeit den Eigennutz aus dem menſchlichen Herzen ausrotten, und die Menſchen dahin bringen, daß ſie ihre Nächſten wirklich liebten, wie ſich ſelber; ſo wäre dieß freylich eine Veränderung, die man herzlich wünſchen ſollte. Bis aber dieſe ſelige Veränderung wirklich Statt findet, laßt uns jene Ceremonien und Höflichkeiten nicht tadeln, welche eine Art erkünſtelter Freundſchaft und Gewogenheit hervorbringen, die manche Abſichten des geſelligen Lebens, ſo gut als die ächten, erleichtern.

Leute, die gerne ſpielen wollen, und kein baares Geld haben, müſſen ſich mit Zahlpfenningen behelfen. Sie, mein Freund, und ich, werden, ſo lange wir mit einander ſpielen, dergleichen Nothhelfer niemals bedürfen: — ich bin vollkommen überzeugt, daß wir beiderſeits mit einem hinlänglichen Vorrathe ächten Goldes verſehen ſind.

---

12. Brief.

Paris.

Als B— und ich, wie ich letzthin erwähnte, in die Komödie giengen, fanden wir ein erſtaunliches Gedränge vor der Thüre. Nur mit vieler Mühe konnten wir endlich einen Platz erhalten. Man führte die Belagerung von Calais auf, ein Stück, das ſich auf eine Volksſage gründet, und für die franzöſiſche Nation nicht anders als rührend und ſchmeichelhaft ſeyn kann.

Sie können ſichs nimmermehr vorſtellen, welch ein Zulauf und Gedränge jeden Abend hier iſt, um dieſes Lieblingsſtück zu ſehen, das zu Verſailles und Paris gleichgroßen Beyfall erhalten hat.

Doch giebts einige wenige Kunſtrichter, welche behaupten, es ſey ganz ohne dramatiſches Verdienſt, und habe ſeinen Beyfall vielmehr der populären Beſchaffenheit ſeines Sujets, als irgend einigem innern poetiſchen Verdienſte zu danken; und einige verſichern ſogar, ſeine Verſe ſeyen nicht einmal rein franzöſiſch.

Als es letzthin vor dem König aufgeführt wurde, bemerkte Seine Majeſtät, daß der Herzog von Ayen nicht in den Beyfall mit einſtimmte. Er wandte ſich zu ihm, und ſagte: „Sie geben Ihren Beyfall nicht? Herr Herzog, Sie ſind nicht gut franzöſiſch.“ — Der Herzog erwiederte: „Behüte der Himmel, daß ich nicht beſſer franzöſiſch ſeyn ſollte, als die Verſe des Stücks!„

Die Franzoſen folgen dem Hofe zwar in allen andern Stücken; kehren ſich aber in dem, was den Geſchmack betrift, gar nicht an die Entſcheidungen von Verſailles. Sehr oft ereignet es ſich, daß ein Schauſpiel, das vor der königlichen Familie und dem Hofe mit dem größten Beyfalle aufgeführt worden iſt, nachher zu Paris aufs allerſchimpflichſte ausgezischt wird.

In

In allen Werken des Genies geben die Pariſer dem Hofe, und ihrem Monarchen ſelber, den Ton an.

In andern europäiſchen Ländern hat ſichs zugetragen, daß ein Fürſt von vorzüglichen Talenten, durch den Glanz ſeines eigenen Genies den Verſtand ſeiner Unterthanen aufgehellt, und die Wolken der Unwiſſenheit aus ſeinen Staaten vertrieben hat.

Seit dem Anfange dieſes Jahrhunderts iſt ein großes Reich durch das große Genie und den Fleiß Eines ſeiner Fürſten, der den Grund zu deſſelben jetziger Macht und Größe legte, aus ſeiner groben Unwiſſenheit hervorgezogen, durch die Friedenskünſte verfeinert, und in der Kriegskunſt unterrichtet worden.

Ein anderer unbeträchtlicher Staat, der wenigere Hülfsquellen hatte, iſt in neuern Zeiten durch die erſtaunlichen Beſtrebungen, und die ausdaurende und edle Arbeiten ſeines jetzt regierenden Königs, zu einer mächtigen Monarchie erhoben worden: ſeines Königs, deſſen Liebe zur Gelehrſamkeit und zu den Künſten einige von den größten Genies in Europa nach ſeiner Hauptſtadt gezogen hat, von wannen Wiſſenſchaften und Geſchmack durch alle ſeine Staaten, wo ſie vorher wenig geachtet wurden, fließen müſſen.

In dieſen und andern Fällen, die man anführen könnte, ſind die Fürſten ihren Unterthanen überhaupt an Genie überlegen geweſen. Der Thron iſt die Quelle geweſen, aus welcher ſich Einſichten und Verfeinerung bis an die äußerſten Gränzen der Nation verbreitet haben.

In Frankreich hingegen hat ſich dieß niemals zugetragen. Hier iſts nicht der König, der das Volk verfeinert; — ſondern das Volk iſts, das die Sitten des Königs polirt, ſein Herz menſchlich macht, und

ſeinen

ſeinen Verſtand aufklärt, falls derſelbe anderſt nicht ganz und gar dunkel iſt.

Zu dieſem Ende ſind der Telemach und viele andere Werke geſchrieben worden. In vielen Reden und Vorſtellungen an den Thron, werden ihm vortrefliche Lehren und Erinnerungen auf eine unmerkliche und ſehr delikate Art beygebracht.

Durch den nachdrücklichen Beyfall, womit ſie gewiſſe Stellen in den aufgeführten Schauſpielen aufnehmen, geben ſie ihren Monarchen die Gedanken der Nation von den Maaßregeln ſeiner Regierung zu verſtehen.

Indem ſie ihm Eigenſchaften zuſchreiben, die er nicht beſitzt, bemühen ſie ſich, in ſeinem Herzen ein Verlangen darnach zu erregen; ſie verſuchen es, ihn mit Liebkoſungen zur Tugend zu locken. In dieſem Lichte betrachtet, dürfte wohl der Entwurf der Bildſäule zu Pferde, welche die Stadt Paris Ludewig dem Funfzehnten zu Ehren errichtete, aus einem edlern Beweggrunde, als der Schmeicheley, welcher er insgemein beygemeſſen wird, hergefloſſen ſeyn. Dieſe Bildſäule wurde vom Bouchardon angefangen, der über dem ſchon ziemlich weit gebrachten Werke ſtarb, und nachher vom Pigall vollendet.

Das Pferd ſteht auf einem ſehr hohen Fußgeſtelle. An den Ecken ſiehet man vier Figuren als Caryatiden angebracht, welche die vier Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Klugheit und Friedfertigkeit vorſtellen. Die ſämtlichen Verzierungen beſtehen aus Metall.

Die zwo ſchmalen Seiten des Fußgeſtelles ſind mit vergoldeten Lorbeern und Aufſchriften gezieret. Auf der gegen die Thuillerien hingerichteten Fronte ließt man folgende Inſchrift:

LUDO-

LVDOVICO XV.
OPTIMO PRINCIPI
QUOD
AD SCALDIM, MOSAM, RHENVM,
VICTOR
PACEM ARMIS
PACE
SVORVM ET EVROPÆ
FELICITATEM
QVÆSIVIT.

Die großen Seiten des Fußgeſtelles ſind mit Siegeszeichen und Bas-Reliefs verziert. Eines ſtellet Ludewig den Funfzehnten vor, wie er Europen Frieden giebt. Das andere zeigt ihn auf einem Triumphwagen, vom Siege gekrönt, und vom Ruhme zu einem Volke geführt, das ſich ihm unterwirft.

Wenn wir uns erinnern, daß die Aufſchrift und die Sinnbilder auf den Beſchluß des vorletztern Krieges anſpielen, und was für Aufſchriften man unter die Ehrenſäulen der Könige zu ſetzen pflegt; ſo werden wir in der oberwähnten eben keine ausſchweifende Schmeicheley finden. Sie lehrt, daß Friedensliebe eine von den größten Tugenden iſt, die ein König beſitzen kann: — das iſt die beſte Lehre, die ſich dem Herzen eines Monarchen einflößen läßt.

An dieſem Werke wird das Pferd, von Bildhauern und von Satyrikern, unendlich höher geſchätzt, als der König. Doch, das größte Verſehen dabey iſt, daß die ganze Gruppe, ohnerachtet die ſämtlichen Figuren größer als Lebensgröße ſind, aus dem Mittelpunkte des

des weitläuſigen Platzes her, worauf ſie ſtehen, etwas zu klein erſcheinen.

Die witzigen Köpfe zu Paris konnten eine ſolche Gelegenheit, ihren Witz zu zeigen, nicht unbenutzt laſſen; und ſtreueten viele Epigrammen aus: Hier ſind zwey davon:

Bouchardon eſt un Animal,
Et ſon Ouvrage fait pitié;
Il met les vices à cheval,
Et place les vertus à pied.

Bouchardon iſt ein armer Schöps,
Und ſein Werk erbärmlich;
Er ſetzt die Laſter zu Pferde,
Und die Tugenden zu ihren Füßen hin.

* * *

Le voilà nôtre Roi, comme il eſt à Verſailles,
Sans foi, ſans Loi, & ſans entrailles.

Da ſeht ihn, unſern König, wie er zu Verſailles iſt;
Ohne Treue, ohne Geſetz, und ohne Menſchengefühl!

Beyde ſind zu ſtrenge; ſie beſchuldigen Ludewig den Funfzehnten, einer laſterhaften und grauſamen Gemüthsart, die er doch nicht hatte: er, deſſen wahrer Charakter, in drey Worten, der eines gutherzigen und leutſeligen, obgleich in Müſſiggang und Wollüſte verſunkenen Menſchen war.

Ich habe eine andere Aufſchrift für die Statüe herumlaufen ſehen: ſie iſt lateiniſch, und ſehr kurz:

STATUA STATUÆ.

Sie können ſich vorſtellen, daß man die Urheber dieſer Aufſchriften ſchrecklich ſtrafen würde, wenn man ſie entdeckte. Aber keine Strafe kann die Einwohner dieſer Stadt vom Schreiben und Ausbreiten ſolcher Pasquille abhalten, an welchen ſich die ganze Nation ſehr ergötzt.

In Wahrheit, mich dünkt, man verräth mehr Rachſucht, als kluge Polizey, wenn man dergleichen Ergieſſungen hemmen will; die, wenn ſie nicht auf dieſe Art Luſt bekämen, vielleicht auf eine gefährlichere Art ausbrechen möchten. Leben Sie wohl.

---

13. Brief.

Paris.

Ich ſpeiſte geſtern mit einer gleichen Anzahl Herren und Frauenzimmer beym Ritter B — zu Mittag. Er iſt F —'s ſehr vertrauter Freund, und hat ein bezauberndes Haus innerhalb wenig Meilen von Paris; deſſen ſich der Marquis eben ſo frey als der Eigner ſelber bedient.

Der Ritter hat ein beträchtliches Einkommen, das er mit gleicher Pracht und Haushaltungskunſt aufwendet. Er iſt ſchon ſeit vielen Jahren mit ſeiner jetzigen Gemahlin vermählt geweſen; einer höchſt angenehmen Dame, an welcher er alles hat, was ihren Eheſtand vergnügt machen kann; nur keine Kinder. Sie bemühen ſich, dieſen verdrießlichen Umſtand, vermittelſt einer beſtändigen Folge von Geſellſchaften, ſich aus dem Sinne zu ſchlagen; und, was hier etwas ſehr ſonderbares iſt, der Mann und ſeine Frau bitten einerley Geſellſchaften zu Gaſte.

F — iſt zwar viel jünger als ſie, aber doch ein großer Günſtling von ihnen Beyden; und es iſt ihnen allemal ein Vergnügen, wenn er eine kleine Geſellſchaft ſeiner Freunde zum Mittageſſen in ihrem Hauſe einladet.

Die jetzige Parthie war von Madam von M —, einer reichen jungen Wittwe, die hier viele Verehrer hat, in Vorſchlag gebracht worden. Sie mögen hier,

im Vorbeygehen, einen Blick auf ſie thun — ſich aber ja nicht einbilden, daß ich es wagen wollte, das unbeſchreiblichſte unter allen menſchlichen Weſen, eine franzöſiſche Dame nach der Mode, zu ſchildern.

Madam von M — hat einigen Witz; mehr Schönheit; und noch mehr Munterkeit als Witz oder Schönheit. Gäb' es eine vierte Vergleichungsſtufe, ſo wollte ich ſie ihrer Eitelkeit einräumen. Sie lacht oft; und hat Recht: denn ihre Zähne ſind ungemein ſchön. Sie redet ſehr viel, und in einem lauten und entſcheidenden Tone. — Daran handelt ſie nicht eben ſo klug; denn ihre Gedanken ſind nicht ſo ſchön wie ihre Zähne; und ihre Stimme iſt etwas unangenehm. — Man begegnet ihr allenthalben mit Höflichkeit und Ehrerbietung. — Dieß hat ſie ihrem Stande zu danken. — Die Männer ſehen ſie gerne; — ihrer Schönheit wegen. — Auch die Weiber ſehen ſie nicht ungern; ein Umſtand, den ſie vermuthlich ihren Schwachheiten zu danken hat.

Man glaubt, dieſe Dame ſey F — n gut: um alſo Klätſchereyen vorzubeugen, erſuchte ſie mich, ſie in ihrem Hauſe abzuholen, und nach des Ritters Hauſe zu begleiten.

Ich fand ſie an ihrem Putztiſche, in einer Berathſchlagung mit einem General und zween Abbés, über einen neuen Kopfputz, den ſie ſo eben erfunden hatte. Er war ſehr wohl ausgeſonnen, und galant; und erhielt, nach einigen wenigen Verbeſſerungen, den Beyfall aller dieſer Kunſtrichter. Sie erklärten ihn für eine wichtige Erfindung, und prophezeihten, daß er ſogleich in ganz Paris Mode werden, und dem Genie der Madam von M — eine unſterbliche Ehre machen würde.

Mit einer ſiegprangenden Miene kehrte ſie ſich alſo vom Spiegel weg. — „Kommt denn, meine

Kinder, — zum Ruhme!„ — rief ſie: und wollte eben ihre Karoſſe rufen laſſen, als ein Bedienter herein kam, und ihr meldete, die Frau Gräfin habe ihre Einladung angenommen, und würde ſich gewiß die Ehre geben, bey ihr zu Mittag zu ſpeiſen.

Ich hoffe nicht, Ihnen die plötzliche Veränderung ſchildern zu können, die dieſe Botſchaft in Madam von M — s Geſichtszügen veranlaßte. Hätte ſie ſo eben den Tod ihres Vaters oder ihres einzigen Kindes erfahren; ſo hätte ſie unmöglich beſtürzter ſeyn können. — „Iſts möglich, (ſagte ſie mit einem Tone der Verzweiflung,) daß man ſo dumm ſeyn kann!„ — Sie rief dem Bedienten, und verhörete ihn über den Inhalt der Antwort, die er von der Frau Gräfin mitgebracht hatte. — Es war, freylich wars nun einmal ſo! — ſie würde gewiß kommen! — Neue Ausrufungen von Madam von M —! Haben Sie ſie denn auf heute einladen laſſen? fragte ich. — Ohne Zweifel, ja wohl; verſetzte Madam von M —. Das konnte ich nicht länger verſchieben. — Sie kam ſchon verwichenen Sonntag in die Stadt. — Ich ließ ihr alſo das verbindlichſte Kompliment von der Welt machen, und bat mir die Ehre ihrer Geſellſchaft auf heute zum Mittageſſen aus; und, ſiehe da! die abſcheuliche Frau läßt mir, (mit einer Grobheit und ſchlechten Lebensart, die ihres gleichen nicht hat) melden, ſie wolle kommen!„

Freylich, ſagte ich, iſts etwas ſehr ärgerliches, daß ſie Ihre gütige Höflichkeit ſo ſehr misverſtanden hat. — „Nicht wahr? ſagte ſie: — Hätte irgend ein Menſch eine ſo barbariſche Vergeltung einer Höflichkeit erwarten können? — Sie hat einigen Verkehr mit einigen von meinen Anverwandten auf dem Lande: — ſobald ſie in die Stadt kam, ließ ich ſogleich meinen Namen bey ihrem Thürhüter. — Den nächſten Tag ſprach ſie bey mir an. — Ich hatte meinem Schweizer geſagt,

ſagt, wenn ſie käme, ſey ich allezeit nicht zu Hauſe. Er verleugnete mich alſo. — Dieß iſt ganz begreiflich, und der Ordnung gemäß. Die Frau iſt zwanzig Jahre älter als ich, und wir müſſen einander ganz unerträglich ſeyn. — Sie hätte einſehen ſollen, daß meine Einladung ein bloßes höfliches Kompliment war: — Die nämliche Höflichkeit hätte ſie ihrer Seits bewegen ſollen, dieſe Einladung abzulehnen. — Auf dieſe Art hätten wir einander immer beſuchen, mit einander zu Mittag und zu Nacht ſpeiſen, und unſere ganze Lebenszeit über, auf dem freundſchaftlichſten Fuße, den man nur erdenken kann, mit einander leben können: — aber dieſer grobe Streich muß allem unſerm Verkehre ein Ende machen. — Gut — da iſt nun nicht mehr zu helfen. — Auf dieſen einzigen Tag muß ich ſchon im Fegfeuer ſeyn. — Adieu! Empfehlen Sie mich Madam B —; und melden Sie ihr dieſen abſcheulichen Unfall!„

Als ich der Madam M — zu ihrem unverdienten Unſterne condolirt hatte, beurlaubte ich mich, und kam zu F — n, dem ich den traurigen Zufall erzählte, der uns der Geſellſchaft dieſer Dame beraubt hatte.

Er ſchien darüber nicht ganz ſo verdrießlich zu ſeyn, als ſie bey dieſer Gelegenheit geweſen war; ſchwur aber, die Gräfin habe blos ihr zum Poſſen die Einladung angenommen; denn er wiſſe, daß ihr Anſchlag, beym Ritter B — zu ſpeiſen, ihr nicht unbekannt geweſen ſey; und ſie hätte gewiß dieſe Gelegenheit ergriffen, Madam von M —, welcher ſie nicht gut wäre, zu plagen. Ohne dieſe Luſt, bildete er ſich ein, würde die Mahlzeit für die Gräfin ein eben ſo großes Fegfeuer ſeyn, als es nur immer für Madam von M — ſeyn könnte. Wie dieſe zärtliche Freundinnen ihre Zeit mit einander zubrachten, weis ich nicht. Wir aber brachten die unſrige beym Ritter höchſt vergnügt zu. —

Der Marquis beluſtigte die Geſellſchaft mit der Geſchichte von Madam von M — s Unfalle, und der daraus entſtandenen freundlichen Zuſammenkunft. — Dieß erzählte er auf eine ſo lebhafte Art, und ſchilderte ſein eignes Bedauren und Misvergnügen darüber, mit einer ſo vollkommen guten Laune, daß er die Geſellſchaft dadurch einigermaßen für die Abweſenheit der Dame ſchadlos hielt.

14. Brief.

Paris.

Ohnerachtet die ſanften franzöſiſchen Sitten, die Strenge der Regierung, wie ich in einem vorigen Briefe bereits angemerkt habe, gewiſſermaßen mildern; ſo iſt doch der Zuſtand des gemeinen Volks noch immer nichts weniger als behaglich.

Wenn wir die erſtaunlichen Hülfsquellen dieſes Königreichs, ſeine Vorzüge vor faſt einem jeden andern Lande, in Anſehung des Bodens, des Himmelsſtrichs, und der Lage; den Fleis und die ſinnreiche Geſchicklichkeit ſeiner Einwohner; ihre Liebe zu ihrem König, und ihren Gehorſam gegen die Geſetze, erwägen; ſo ſollten wir natürlicherweiſe erwarten, daß die Nation, überhaupt genommen, wohlhabend ſeyn, und es hier eben ſo wenige arme Leute, als in irgend einem andern Europäiſchen Lande geben ſollte. Ich rede hier nicht von jener eingebildeten und verhältnismäßigen Armuth, die die reichſten Bürger zu **London** oder **Amſterdam** fühlen können, noch von der Armuth, welche Spielſucht, Ueppigkeit und Verſchwendung in großen Städten erzeugen, ſondern von jener wirklichen Armuth, die ſich da einfindet, wo der arbeitſame Theil einer Nation mit

alle

alle ſeinem Fleiße ſich kaum des Hungers, und des Mangels an Lebensnothwendigkeiten erwehren kann.

Jene beyde Arten von Armuth, rühren von den Laſtern und Ausſchweifungen der Privatleute; dieſe letztere aber, rührt von einer ſchlechten Regierung her.

Jene erſtern findet man häufig zu London, wo doch mehrere Reichthümer, als in irgend einer andern Stadt in Europa, umlaufen; dieſe letztere hingegen, findet man in England auf dem Lande ſelten.

Das Widerſpiel hievon trift man in Frankreich an, wo die ärmſten Einwohner der Hauptſtadt oft wohlhabender ſind, als der arbeitſamſte Landmann. Jene können, wenn ſie der Ueppigkeit der Großen und Reichen fröhnen, oder ſich derſelben Thorheiten zu Nutze machen, ſich einen ziemlich guten Unterhalt, und bisweilen auch ein beträchtliches Vermögen, erwerben; dahingegen der Bauer ſich nicht ohne große Schwierigkeit einen armſeligen und ungewiſſen Lebensunterhalt verſchaffen kann.

Um uns einen richtigen Begriff von Englands Reichthum zu machen, müſſen wir die Provinzen beſuchen, und ſehen, wie der hohe und niedrige Adel, und insbeſondere, wie der Pachter und das Landvolk leben. Die Pracht des Adels, und der unter dieſen letztern Ständen herrſchende Ueberfluß, müſſen den Eingebornen eines jeden andern Europäiſchen Landes in Erſtaunen ſetzen.

Um einen günſtigen Begriff von Frankreichs Reichthum beyzubehalten, müſſen wir in der Hauptſtadt bleiben, oder nur einige wenige Handels- oder Fabrikenſtädte beſuchen; aber ſelten in das Schloß eines Land-Edelmanns, oder in eine Baurenhütte gehen. In jenem würden wir nichts als Flitterſtaat im Hausgeräthe finden, und aus dieſer würde die Armuth uns verſcheuchen.

Mißwachs, oder eine unachtſame Staatsverwaltung können zu gewiſſen Zeiten unter dem gemeinen Volke Noth und Theurung veranlaſſen. Wenn aber unter dem Landvolke eines ſolchen Landes, wie Frankreich, verſchiedene Regierungen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch, eine beſtändig anhaltende Armuth herrſcht; ſo ſcheint mir dieß der zuverläſſigſte Beweis einer ſorgloſen, und folglich einer bedrückenden, Regierung zu ſeyn. Und doch beklagen ſich die Franzoſen ſelten über ihre Regierungsform, obgleich oft über ihre Herrſcher; und niemals über den König, ſondern allezeit nur über den Miniſter.

Ohnerachtet jene ſchwärmeriſche Liebe, die dieſe Nation einſtmals für ihren jetztregierenden König (*) fühlte, ſehr abgenommen hat, ſo iſt ſie doch nicht ganz erloſchen. Freylich verabſcheuet man einige von den Höflingen, von welchen man glaubt, daß ſie des Königs Lüſten fröhnen. Die alberne, prahleriſche Pracht der Maitreſſe, wird öffentlich verflucht; allein ihr Tadel des Königs bricht, auch wo man ſich für ganz ſicher hält, niemals, wie unter gewiſſen andern Nationen, in ſolche heftige Ausdrücke aus, als: „Verwünſcht ſey ſeine Thorheit — ſeine Einfalt — oder ſeine Hartnäckigkeit!“ — Nein! ſogar ihr Tadel deſſelben iſt mit einer Art liebreichen Bedaurens vermiſcht. — „Von Natur iſt er doch gutherzig, ſagen ſie. — Und wenn ſie jenen erbärmlichen Kummer und Ueberdruß in ſeinem Geſichte ſehen, der eine von Wollüſten entkräftete Leibesconſtitution, und eine Seele, die zu keiner Arbeit taugt, zu begleiten pflegt; — ſo rufen ſie aus: — „Mein Gott, wie traurig er iſt! — Er iſt ſelber elend; — wie könnte er denn an uns andere denken!“

Ich bin überzeugt, der König könnte, des jetzigen wirklichen Misvergnügens in Frankreich ohnerachtet, die

(*) Ludewig den Funfzehnten.

die Hochachtung und Liebe ſeiner Unterthanen wieder gewinnen, wenn er auch nur ſeinen Miniſter und einige andere verhaßte Leute ihrer Dienſte entließe. Einen Lettre de Cachet, der ſie vom Hofe verbannete, oder in die Baſtille ſetzen ließe, würde man hier zu Lande für eine völlige Staatsveränderung anſehen, und die *Nation* würde keine andere Sicherheit für ihre Rechte und Freyheiten fordern, als die dieß Werkzeug der Tyranney *ihr* gewährete.

So aber, wie die Sachen jetzt ſtehen, hat, meines Erachtens, gar keine Klaſſe des Volks in Frankreich, eigentlich zu reden, einige Rechte. Die Prinzen, der Adel und die Geiſtlichkeit, haben zwar gewiſſe Privilegien, die ihnen verſchiedene Grade von Vorzügen vor ihren Mitunterthanen geben; aber keine eigentliche Rechte, oder, welches auf das nämliche hinausläuft, keine Rechte, von welchen ſie Schutz erwarten, oder die ſie wider den Monarchen behaupten könnten, ſobald es *ihm*, nach ſeiner Königlichen Weisheit, beliebte, dieſelben zu ſchmählern, oder ganz und gar aufzuheben.

Ein Franzoſe wird Ihnen zwar ſagen, ihre Parlemente hätten das Recht, in gewiſſen Fällen der Krone Vorſtellungen zu thun. — Ein herrliches Vorrecht, fürwahr! — Der gemeine Stadtrath von London hat dieß herrliche Vorrecht auch; und wir alle wiſſen ja, was es hilft! Es gleicht jener Macht, deren ſich Owen Glendower rühmte; — der Macht, „Geiſter aus der ungeheuren Tiefe herauf zu bannen;“ — Nur Schade, daß ihm keiner gehorchen und erſcheinen wollte!

Das Pariſer Parlement darf zwar Vorſtellungen thun, und hats auch mit ſo ſtarken Gründen und bündigen Ausdrücken gethan, daß, wenn Beredſamkeit über unumſchränkte Gewalt ſiegen könnte, man jeder Beſchwerde würde abgeholfen haben.

Einige von dieſen Vorſtellungen geben nicht nur Beyſpiele der erhabenſten, rührendſten Beredſamkeit ab, ſondern athmen auch einen Geiſt der Freyheit, der einem Brittiſchen Hauſe der Gemeinen Ehre machen würde.

Der Widerſtand, den die Mitglieder des Parlements zu Paris dem Willen des Königs gethan haben, gereicht ihnen zur größten Ehre. In der That haben die Rechtsgelehrten in Frankreich eine richtigere und männlichere Denkungsart von Regierungsſachen geäußert, und die deſpotiſche Gewalt mit edlerm Muthe bekämpft, als irgend eine andere Klaſſe von Leuten in jenem Königreiche. Es hat mich alſo befremdet und geärgert, ſo oft ichs hier verſuchen ſah, dieſen Stand des Volks lächerlich zu machen.

Ein Rechtsgelehrter wird hier nie anders als in einer lächerlichen Rolle auf dem Theater aufgeführt. Dieß mag zwar den König, deſſen Gewalt ſie gerne eingeſchränkt hätten, oder leichtſinnige und ſklaviſche Hofſchranzen beluſtigen; ſollte aber von der Nation verabſcheuet werden, um deren Wohlfahrt die Herren Rechtsgelehrten ſo viel daran gewagt haben, die in ihrem Kampfe wider den Hof viele perſönliche Gefahr zu fürchten, und keinen einträglichen Vortheil zu hoffen hatten.

Die, die ſich in unſerer Inſel den Maasregeln des Hofes widerſetzen, laufen zwar, Gott Lob, deshalb keine perſönliche Gefahr. — Ein Mitglied des Brittiſchen Parlements kann ſeine patriotiſche Barke in der vollkommenſten Sicherheit vom Stapel ſtoßen, den Strom ſcheltender Beredſamkeit hinabgleiten, alle ſeine Segel aufſpannen, jeden Wind darinn auffangen, und eine oder ein Paar Stunden am Rande des Hochverraths hinſegeln, ohne die geringſte Gefahr, in denſelben Wirbel hineingeriſſen zu werden. Wie er aber nichts

nichts zu fürchten hat, ſo hat er augenſcheinlich von einer ſolchen Fahrt auch nichts zu hoffen. Widerſetzlichkeit gegen die Maaßregeln des Hofs, hielt man ehemals für ein Mittel, Macht zu erlangen: jetzt aber hat ſich alles dieß ganz verändert. Man erwäge nur, wie viele Leute mit ſehr mittelmäßigen Fähigkeiten auf ihren Knieen in Aemter gekrochen ſind, und vergleiche ihre Menge mit der Anzahl und dem Schickſale derer, die, mit Genie und dem Geſchütze der Beredſamkeit bewaffnet, dieſe Stellen gern erſtürmen wollten; und wer alsdenn noch zu den Stürmenden ſtößt, muß entweder aus ganz andern als eigennützigen Abſichten handeln, oder ſeine Ungeſchicklichkeit im Berechnen der Wahrſcheinlichkeiten verrathen.

Da die Sicherheit, und ſogar das Daſeyn des Pariſer Parlements, blos von der Willkühr des Königs abhieng, und es keine andere Trutz- oder Schutzwaffen als Gerechtigkeit, Vernunft und Gründe hatte; ſo konnte man ſein Schickſal leicht vorher ſehen; — das gewöhnliche Schickſal derer, die der Macht und Gewalt kein anderes Geſchütz entgegen zu ſetzen haben. — Die Mitglieder des Parlements fielen in Ungnade, und das Parlement wurde aufgehoben. Man hielt dieſe Maaßregel für gewaltthätig, und die Verbannten für Staatsmärtyrer. Das Volk erſtaunte und trauerte. Endlich erholte es ſich aus ſeiner Verwunderung wieder, und zerſtreute ſeinen Kummer, wie es bey allen großen Unglücksfällen zu thun pflegt — durch einige ſehr luſtige Gaſſenlieder.

15. Brief.

Paris.

Vor wenig Tagen ſprach mein Freund F— bey mir ein, und als er hörte, daß ich mich noch nirgends beſonders

beſonders verſprochen hatte, lag er mir an, mit ihm irgendwohin aufs Land zu fahren, dort mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen, und noch früh genug zur Komödie zurückzukehren.

Als wir einige wenige Meilen weit gefahren waren, ſah ich einen hübſchen jungen Kerl in einer alten Soldatenmontur. Er ſaß unter einem Baume auf dem Graſe, nicht weit von der Landſtraße, und ſpielte zum Zeitvertreib auf der Geige. Als wir näher hinzukamen, wurden wir gewahr, daß er ein hölzernes Bein hatte, das zum Theile zerſplittert neben ihm lag.

Was thut ihr hier, Soldat? ſagte der Marquis — Ich bin auf meiner Heimreiſe, mein Officier, ſagte der Soldat. — Aber, mein armer Freund, das wird verzweifelt lange dauren, ehe ihr eure Reiſe endigt, wenn ihr kein anderes Fuhrwerk habt, als dieß, wobey er zugleich auf die Trümmern ſeines hölzernen Beines wieß. — Ich warte auf meine Equipage und mein ganzes Gefolge, ſagte der Soldat: und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ſeh ich ſie eben jezt dort den Hügel herunter kommen.

Wir ſahen eine Art Karrens, mit Einem Pferde beſpannt, in welchem eine Weibsperſon und ein Bauer ſaßen, der das Pferd trieb. — Dieweil ſie näher kamen, erzählte uns der Soldat, er ſey in Corſika verwundet, und darauf ſein Bein abgeſchnitten worden; ehe er jenen Feldzug angetreten, habe er ſich mit einem jungen Mädgen aus der Nachbarſchaft verlobt; — die Heirath ſey bis auf ſeine Zurückkunft ausgeſezt worden; — als er aber mit einem hölzernen Beine erſchienen ſey, haben ſich alle Anverwandten des Mädgens der Heirath widerſezt. — Die Mutter des Mädgens, deſſen Vater ſchon todt geweſen, als er ſeine Bewerbung um ſie angefangen, ſey ihm allezeit günſtig geweſen; aber während ſeiner Abweſenheit außer Landes, geſtorben.

ben. Doch ſey das Mädgen ihm beſtändig und getreu geblieben, habe ihn mit offenen Armen empfangen, und eingewilligt, ihre Anverwandten zu verlaſſen, und mit ihm nach Paris zu gehen, von wannen ſie in der Landkutſche nach dem Flecken abreiſen wollten, wo er geboren wäre, und wo ſein Vater noch lebte. — Unterweges ſey ſein hölzernes Bein zerbrochen; ſeine Geliebte habe deshalb von ihm weg, und nach dem nächſten Dorfe gehen müſſen, einen Karren zu holen, um ihn dorthin zu führen, wo er ſo lange bleiben wolle, bis der Zimmermann ihm ein neues Bein gemacht hätte. — „Es iſt ein Unglück, mein Officier, ſetzte der Soldat hinzu, das bald vergütet wird — und da iſt meine Freundinn nun!“ —

Das Mädgen ſprang vor dem Karren her, ergriff die ausgeſtreckte Hand ihres Geliebten, und ſagte ihm mit einem holden zärtlichen Lächeln, — ſie habe einen trefflichen Zimmermann gefunden, der ihr verſprochen habe, ihm ein Bein zu machen, das nicht brechen ſollte; dieß ſolle Morgen fertig ſeyn, und denn könnten ſie, ſobald es ihnen beliebte, ihre Reiſe fortſetzen.

Der Soldat nahm ſeiner Geliebten Kompliment ſo auf, wie ſichs gehörte.

Sie ſchien ohngefähr zwanzig Jahre alt, und war ein ſchönes fein gewachſenes Mädgen, eine Brünette, deren Geſicht Empfindung und Lebhaftigkeit verrieth.

Ihr müßt ſehr müde ſeyn, meine Liebe, ſagte der Marquis — Man wird nicht ſo leicht müde, mein Herr, wenn man für ſeinen Geliebten arbeitet, verſetzte das Mädgen. — Der Soldat küßte ihr mit einer galanten und zärtlichen Miene die Hand. Wenn ein Mädgen einem Manne einmal gut iſt, ſo, ſehen Sie wohl, ſagte der Marquis zu mir, iſts nicht ein Bein mehr oder weniger, das ſie bewegen kann, ihre Geſinnungen zu ändern. — Auch warens nicht ſeine Beine,

ſagte

ſagte Fanchon, die einigen Eindruck auf mein Herz machten. Und doch, verſetzte der Marquis, wäret Ihr nicht das einzige Mädgen geweſen, auf welches Beine einigen Eindruck gemacht hätten: — Aber, kommen Sie, fuhr er gegen mich fort. — Dieß Mädgen iſt ganz allerliebſt — ihr Geliebter ſcheint ein braver Kerl zu ſeyn: — ſie beyde haben zuſammen nur drey Beine, und wir haben vier; wenns Ihnen nicht zuwider iſt, ſo ſollen ſie unſer Fuhrwerk haben, und wir wollen ihnen zu Fuße bis in's nächſte Dorf nachfolgen, und ſehen, was für dieſe Liebende zu thun iſt. „ — Nie habe ich in meinem Leben mit größerm Vergnügen in einen Vorſchlag gewilligt.

Der Soldat fing an Schwierigkeiten zu machen, ſich in's Vis à Vis zu ſetzen. — Kommt, kommt, Freund, ſagte der Marquis, ich bin ein Oberſter, und ihr müßt mir gehorchen. Setzt euch ohne weitere Umſtände hinein, und Eure Geliebte ſoll Euch nachfolgen.

Laßt uns hinein, mein guter Freund, ſagte das Mädgen, da doch dieſe Herren ſo ſehr darauf beſtehen, uns dieſe Ehre zu erweiſen.

Ein Mädgen wie Ihr, würde die ſchönſte Karoſſe in Frankreich zieren. Nichts könnte mir lieber ſeyn!, als wenn's in meiner Macht ſtünde, Euch glücklich zu machen, ſagte der Marquis. — Dafür laſſen Sie mich ſorgen, mein Obriſt, verſetzte der Soldat. Ich bin ſchon ſo glücklich wie eine Königin, ſagte Fanchon. Fort fuhr die Chaiſe, und der Marquis und ich folgten nach.

Sehen Sie wohl, wie wenig es uns Franzoſen koſtet, glücklich zu ſeyn, ſagte der Marquis zu mir; und ſetzte lächelnd hinzu: in England, ſagt man mir, ſoll das Glück theurer zu ſtehen kommen. Aber, antwortete ich, wie lange wird die Freude für dieſe arme

Leut-

Leutchen dauren? — (Ha, ſagte er, das war nun eine recht Engliſche Anmerkung;) — dieß kann ich nun zwar wohl nicht ſagen: auch weis ich eben ſo wenig, wie lange Sie oder ich leben werden: ich glaube aber, etwas ſehr albernes wär's, wenn wir uns Zeitlebens kümmern wollten, weil wir nicht wiſſen, wie bald wir unglücklich werden dürften, und weil wir ganz gewiß wiſſen, daß wir doch einmal ſterben müſſen.

Da wir im Wirthshauſe anlangten, wohin wir dem Poſtknechte befohlen hatten zu fahren, trafen wir den Soldaten und ſeine Fanchon an. Als wir einige Speiſen und Wein verlangt hatten, — ſagte ich zum Soldaten — ſagt mir doch, wie gedenkt Ihr Euch und Eure Frau zu nähren? — Wer Mittel gefunden hat, fünf Jahre lang vom Soldaten-Solde zu leben, verſetzte er, der wird ſeine übrige Lebenszeit über, ſich leicht behelfen können. — Ich kann ziemlich wohl auf der Violine ſpielen, ſetzte er hinzu: und vielleicht giebts in ganz Frankreich keinen Flecken von der Größe, wo ſo viele Hochzeiten vorfielen, als in dem, wo wir uns niederlaſſen wollen. Es wird mir alſo nie an Arbeit fehlen. — Und ich, ſagte Fanchon, kann Haarnetze und ſeidene Börſen weben, und Strümpfe flicken. Außerdem hat mein Oheim zweyhundert Livres, die mir zugehören, in ſeinen Händen; und ohnerachtet er des Gerichtsverwalters Schwager, und gerne brutal iſt, will ich ihn doch zwingen, ſie mir bey Heller und Pfennig zu bezahlen. — Und ich, ſagte der Soldat, habe funfzehn Livres in meiner Taſche; und überdies zwey Louis d'or einem armen Bauren geliehen, damit er die Taxen bezahlen konnte; die er mir wieder bezahlen wird, wenn er kann.

Sie ſehen, mein Herr, ſagte Fanchon zu mir, daß wir eben nicht ſehr arm ſind. — Können wir nicht glücklich ſeyn, mein guter Freund, (indem ſie ſich

mit

mit einem allerliebſten zärtlichen Blicke an ihren Geliebten wendete,) es müßte denn unſere eigene Schuld ſeyn? — Wenn du nicht glücklich wäreſt, meine ſüße Freundin! ſagte der Soldat ſehr eifrig, ſo würde ich ſehr zu bedauren ſeyn!„ — Nie fühlte ich eine entzückendere Aufwallung. — Dem Marquis zitterte die Thräne im Auge. — Bey meiner Treue, ſagte er zu mir, dieß iſt eine weinerliche Komödie! — Dann wendete er ſich an Fanchon. Komm hieher, mein Kind! — Bis ihr Eure zweyhundert Livres bezahlt bekommt, und mein Freund hier ſeine zwey Louis d'or wieder erhält, nimm dieß von mir an; und gab ihr eine Börſe von Louis d'ors in die Hand. — Ich hoffe, Ihr werdet euren Mann beſtändig lieben, und von ihm beſtändig geliebt werden. — Meldet mir von Zeit zu Zeit, wie es euch gehet, und womit ich euch dienen kann. Dieß wird Euch meinen Namen und meine Wohnung ſagen. Wenn Ihr mir aber jemals das Vergnügen macht, in meinem Hauſe zu Paris einzukehren, — ſo bringt ja Euren Mann mit; denn ich wünſche nicht, Euch weniger hochzuachten oder mehr zu lieben, als ich dieſen Augenblick thue. — Beſucht mich bisweilen: bringt aber ja euren Mann allezeit mit. —

Ich werde mich niemals ſcheuen, ſie Ihnen anzuvertrauen, ſagte der Soldat: — ſie ſoll Sie ſo oft beſuchen, als es ihr ſelber beliebt, ohne daß ich mit ihr gienge.

Durch zu vieles Wagen, wie dein Sergeant mir geſagt hat, haſt du dein Bein eingebüßt, mein beſter Freund, ſagte Fanchon lächelnd zu ihrem Geliebten. Der Herr Obriſt ſind nur gar zu liebenswürdig. Ich will ſeinem Rathe aufs genaueſte folgen; und ſo oft ich die Ehre haben werde, ihm meine Aufwartung zu machen, ſollſt du mich allezeit begleiten.

Der Himmel ſegne euch beyde, meine guten Freunde, ſagte der Marquis: und möchte der nie wiſſen, was Glückſeligkeit iſt, der es verſucht, die eurige zu ſtöhren. — Ich will mich bemühen, für Euch, mein Mitſoldat, irgend ein einträglicheres Geſchäft, als das Violinſpielen, auszufinden. Indeſſen bleibt hier, bis eine Kutſche kömmt, die euch beyde heute Abend nach Paris bringen ſoll. Mein Bedienter ſoll euch eine Wohnung verſchaffen, und den beſten Wundarzt für hölzerne Beine, der nur zu finden iſt. Wenn ihr ordentlich ausſtaffirt ſeyd, ſo beſucht mich, ehe ihr heim reiſet. Lebt wohl, mein Biedermann; ſeyd gegen Fanchon gütig; ſie ſcheint eurer Liebe werth zu ſeyn. Lebt wohl, Fanchon; es wird mir eine Freude ſeyn, wenn ich erfahre, daß Ihr in zwey Jahren euren Du Bois noch eben ſo ſehr liebet, als itzt. Und damit drückte er dem Du Bois die Hand; küßte Fanchon; ſchob mich vor ſich in die Chaiſe, und fort fuhren wir.

Während unſerer Rückkehr nach der Stadt, brach er verſchiedenemale in eifrige Lobſprüche auf Fanchons Schönheit aus, die mir einigen Verdacht einflößten, daß er fernere Abſichten auf ſie haben möchte.

Seine freye Lebensart war mir bekannt genug, und kurz vorher hatte ich ihn auf dem Punkte geſehen, ſich mit einem Frauenzimmer zu vermählen, da er ſo eben mit einem andern alles, wie ers nannte, verabredet hatte.

Aus Wißbegierde hierüber, that ich deshalb auf eine ſcherzhafte Art einige Fragen an ihn.

Nein, mein Freund, ſagte er, Fanchon ſoll von mir niemals in Verſuchung geführt werden. — Ich halte ſie zwar für ungemein ſchön, und noch dazu für eine von jener Art Schönheiten, die am meiſten nach meinem Geſchmacke iſt: allein ihre beſtändige Treue gegen ihren ehrlichen Du Bois bezaubert mich mehr

als irgend ſonſt was an ihr: — büßt ſie dieſe ein, ſo büßt ſie ihren größten Reiz in meinen Augen ein. Wäre ſie an einen verdrießlichen, mürriſchen, erſchöpften, eiferſüchtigen Kerl gefeſſelt, und wünſchte ſie ihren Beſchwerden abgeholfen zu ſehen; ſo wär's was anders. So aber iſt ihr Herz ihrem alten Liebhaber Du Bois ergeben, der ein Biedermann zu ſeyn ſcheint, und, ich getraue mir's zu ſagen, ſie glücklich machen wird. Wäre ich auch geneigt, ſie in Verſuchung zu führen, ſo würde meine Mühe, allem Vermuthen nach, fruchtlos ſeyn. — Die Beſtändigkeit, die eine ſo lange Abweſenheit und eine Kanonenkugel ausgehalten hat, würde wohl ſchwerlich von den Galanterien, dem Flitterſtaate, und dem Gewäſche eines Stutzers beſiegt werden. — Mit Vergnügen glaub ich's, ſie würd' es nicht — und bin feſt entſchloſſen, es nie zu verſuchen.

Nie ſchien F — ſo ganz vollkommen liebenswürdig zu ſeyn.

Am nämlichen Abend kehrte B — bey mir ein, und ſpeiſte mit mir zu Nacht. Ich war von der Fanchon und des Du Bois Abentheuer zu voll, als daß ich ſie ihm nicht, mit allen den Umſtänden in des Marquis Betragen, hätte erzählen ſollen. — Ihr F —, ſagte er, iſt ein Biedermann. — Thun Sie mir doch den Gefallen, und finden Sie Mittel, daß wir Morgen mit ihm zu Mittag ſpeiſen. — A propos, fuhr er nach einem kurzen Stillſchweigen fort, — ſtammen dieſe F — nicht etwa urſprünglich aus England her? — Mich dünkt, ich habe ſo einen Namen in Yorkſhire nennen gehört.

Leben Sie wohl.

16. Brief.

Paris.

Es iſt mir immer übel zu Muthe, wenn ich Leute behaupten höre, die Menſchen handelten beſtändig aus eigennützigen Abſichten. Es flößt mir einen Verdacht ein, als ob Leute, die dieß Syſtem behaupten, andere nach ihren eigenen Gefühlen beurtheilen möchten. Und doch kann dieſe Folgerung eben ſo irrig als jene allgemeine Behauptung ſeyn: denn ich habe ſie, (vielleicht aus bloßer Affectation) von ſehr uneigennützigen Leuten behaupten hören, die, wenn man ihnen hart zuſetzte, ihren Satz nicht anders als durch Verdrehung der gewöhnlichen Bedeutung der Sprache vertheidigen konnten. Leute, die großmüthige oder dem Anſehen nach uneigennützige Handlungen thun, ſagen ſie, werden durch eigennützige Beweggründe dazu angetrieben — durch das Vergnügen, das ſie ſelber dabey empfinden. — Es giebt Leute, die dieß Gefühl ſo ſtark haben, daß ſie bey keinem Unglücklichen vorüber gehen können, ohne ſich zu beſtreben, ihm zu helfen. — Dergleichen Leute helfen ſich in der That ſelber, indem ſie dem Unglücklichen helfen.

Alles dieß iſt ſehr wahr. Iſts aber nicht eine ſeltſame Behauptung, daß Leute, eben weil ſie nicht anders als gutthätig ſeyn können, nicht gutthätig ſind?

Zwey Männer ſtehen vor einem Fruchtladen in St. James-Straße. Inwendig liegen einige Ananas am Fenſter, und außen ſteht eine arme Frau mit einem Kinde, das an ihrer leeren Bruſt weint. Der eine von den Herren gehet hinein, bezahlt eine Guinee für eine Ananas, und zehrt ſie ruhig auf; dieweil die arme Frau ihn um einen Penny (das iſt, den $\frac{1}{252}$ſten Theil einer Guinee) anfleht, damit ſie ſich einen Biſſen Brodes kaufen könne — und vergebens flehet: nicht

etwan, als ob ſich dieſer feine Herr aus einem Penny etwas machte; nein — nur ſeine Hand in ſeine Taſche zu ſtecken, würde ihm beſchwerlich ſeyn; — die Noth der armen Frau hingegen kümmert ihn nicht. Der andere Mann hat zufälligerweiſe eben auch eine Guinee in ſeiner Taſche; er giebt ſie der armen Frau, geht heim, und ißt mit Frau und Kindern ein Stück Rindfleiſch zu Mittag.

Ohne dem Geſchmacke jenes erſtern im geringſten Unrecht zu thun, können wir glauben, der letztere habe für ſeine Guinee ein höheres Vergnügen genoſſen. — Und doch werden Sie mich nimmermehr überreden, daß ſein Beweggrund, ſie wegzugeben, eben ſo eigenſüchtig als des andern ſeiner geweſen ſey.

Wenige Tage nach dem Abentheuer, das ich in meinem letztern Briefe erzählte, traf ich F — und B — in der Oper an. Sie waren, auf B — s Verlangen, zwey Tage vorher in meiner Wohnung mit einander bekannt worden. Es freuete mich, ſie auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße mit einander zu ſehen.

F — ladete uns ein, mit ihm zurückzufahren, und eine Stunde bey ihm aufzubleiben, ehe wir heim, und zu Bette giengen; — und wir willigten drein.

Der Marquis ſagte uns ſodann, wir würden das Vergnügen haben, Fanchon in ihrem beſten Putze, und Du Bois mit ſeinem neuen Beine zu ſehen; — denn er habe ſeinem Kammerdiener befohlen, ſie, nebſt zwey oder drey von ſeinen Kameraden, zu einem kleinen Nachteſſen einzuladen.

Dieweil der Marquis dieß ſagte, kam ſeine Kutſche an das Thor des Opernhauſes gefahren — wo ein wohlbekanntes Frauenzimmer eben auf die ihrige wartete.

B — ſchien ſich plötzlich zu beſinnen, und ſagte, er müſſe ſich dießmal entſchuldigen, daß er nicht mit uns

uns fahren könnte, weil er etwas wichtiges zu Hauſe zu thun habe.

Der Marquis lächelte — drückte B — n die Hand, und ſagte: Vermuthlich etwas, das die Conſtitution betrifft; es leben mir die Engländer, und ihre patriotiſche Liebe!

Als wir in des Marquis Hauſe anlangten, waren die Bedienten und ihre Gäſte im kleinen Garten hinter dem Hauſe verſammelt, und tanzten beym Mondſcheine zu des Du Bois Muſik.

Er und Fanchon wurden nun zu einem Glaſe Wein in des Marquis Zimmer eingeladen. — Das Herz des armen Mannes ſchwoll beym Anblicke ſeines Wohlthäters auf. — Er beſtrebte ſich, ſeine Dankbarkeit auszudrücken. — Allein die Stimme gebrach ihm, und er konnte kein Wort aufbringen.

Sie habens mit keinen Undankbaren zu thun, Herr Obriſt, ſagte Fanchon. Mein Mann, fuhr ſie fort, iſt von Ihrer Güte mehr gerührt, als er's vom Verluſte ſeines Beines oder von der Grauſamkeit meiner Anverwandten war. — Sodann äußerte ſie aufs ernſtlichſte, im Tone der Dankbarkeit und in der Sprache der Natur, wie ſehr ſie und ihr Mann dem Marquis verbunden wären: und unter andern ſprach ſie auch von zwanzig Louis d'ors, die ihr Mann den nämlichen Nachmittag noch von Seiten des Marquis empfangen hätte. — „Ihr wollt einen Sünder zum Heiligen machen, meine Liebe, ſagte der Marquis; und um dieß deſto leichter zu thun, erdichtet ihr falſche Wunderwerke. Ich weis nichts von den zwanzig Louis d'ors, deren Ihr erwähnet.„ — „Ich aber, ſagte Du Bois, weis ſehr viel davon; denn hier ſind ſie in meiner Taſche.„ — Der Marquis beſtund immer noch darauf, daß ſie nicht von ihm herrührten. — Der Soldat erklärte ſich hierauf, um Ein Uhr habe er in des Marquis Hauſe

angeſprochen, dem Herrn von F — ſeine Aufwartung zu machen, — da er ihn aber nicht zu Hauſe gefunden habe, ſey er nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt: da habe er unterweges auf der Straße einen Herrn bemerkt, der ihn ſehr aufmerkſam angeſehen, und bald darauf angeredet und gefragt habe, ob er nicht mit Namen Du Bois heiße? Ob er ſein Bein nicht in Corſika eingebüßt habe? und verſchiedene andere Fragen; und als er ihm mit Ja geantwortet, habe derſelbe ihm zwanzig Louis d'or in die Hand geſteckt, und geſagt, die würden ihm ſein Haus möbliren helfen. — Du Bois habe ganz erſtaunt ausgerufen: — „Mein Gott! das kömmt auch vom Herrn von F —!„ Ja, ja, er ſchickt Euch dieß durch mich zu, habe der Fremde geantwortet; und ſich ſogleich in eine andere Straße gewendet; und Du Bois habe ihn nicht mehr geſehen.

Wir alle wunderten uns gleich ſtark über das Sonderbare in dieſem kleinen Abentheuer. Als ich mich aber umſtändlicher nach dem Aufzuge des Fremden erkundigte, ward ich überzeugt, daß es ſonſt niemand als B — ſeyn konnte.

Ich erinnerte mich, daß ihn des Du Bois Geſchichte gerührt hatte, als ich ſie ihm erzählte. Sie wiſſen es, B — iſt keiner von jenen Leuten, die dergleichen Aufwallungen in bloßen Empfindſamkeiten ausdünſten laſſen. Gemeiniglich macht er einen practiſchen Gebrauch davon. — Da er alſo dem Du Bois zufälligerweiſe auf der Straße begegnete, hatte er ihm auf die oberwähnte Art dieß kleine Geſchenk gemacht; und da er hörte, daß Du Bois und Fanchon in F — s Hauſe wären, hatte er nicht mit uns dahin fahren wollen, um einer Erläuterung hierüber auszuweichen.

Wäre unſer Freund B — ein ſyſtematiſcher oder in ſeiner Gutthätigkeit ſehr bedachtſamer Mann geweſen, ſo würde er überlegt haben, daß, da der Soldat ſchon

wohl verſorgt war, und unter dem Schutze eines groß- müthigen Mannes ſtand, es eben nicht ſehr nöthig wäre, daß er ſich darein miſchte; und ſomit würde er vermuth- lich ſeine zwanzig Louis d'ors bis auf irgend eine drängendere Gelegenheit verſpart haben.

Es giebt Leute in der Welt (und ſehr nützliche und höchſt verehrenswürdige Leute ſind ſie ohne Zweifel) *die* bey den gleichgültigſten Gelegenheiten die Gründe *und* Gegengründe erwägen, ehe ſie entſcheiden; die ihre Handlungen nach dem, was ſchicklich iſt, und nach den durchgehends angenommenen Begriffen von Pflichten einrichten. Dieſe wägen jeden Anſpruch, den ein Be- kannter, ein Verwandter, ein Freund an ſie haben möch- te, in der Goldwage ab, und beſtreben ſich, ſolchen auf Sicht zu bezahlen, wie ſie einen Wechſel bezahlen würden. Sie berechnen ihre Einkünfte, und propor- tioniren jede Ausgabe: und da ſie jede Woche aufs fey- erlichſte verſichern hören, daß einmal für das Geld, das man armen Leuten ſchenkt, ausnehmend große Zinſen bezahlt werden ſollen, ſo wagen ſie alle Jahr eine Klei- nigkeit auf dieſe Abentheuer. Und ihre Leidenſchaften und ihre Sachen ſind immer in trefflicher Ordnung, und ſie durchwandern das Leben, ohne ſich durch anderer Leute Unglücksfälle kränken zu laſſen. Und am Ende ihrer Reiſe begräbt man ſie ordentlich auf einem Kirchhofe.

Eine andere Art Leute giebts, die niemals rechnen: denn ſie folgen insgemein den Regungen des Herzens, das niemals Rechnen gelernt hat, und ſich nicht aufs Buchhalten verſteht. In der Wahl ihrer Bekannten haben ihre Köpfe kaum eine Stimme zu geben, und ohne Erlaubniß des Herzens geben ſie gewiß in ihren Freundſchaften keine. Sie ſind gutthätig, ohne ſich zu erinnern, daß es eine Pflicht iſt, und blos, weil ſie ihr Vergnügen daran finden; und vergeſſen wohl gar

ihre Gutthaten, ſo wie ihre eigene Vergnügungen, ſobald ſie vorüber ſind.

Was kleine zufällige Gutthaten und Almoſen betrift; ſo ſind ſie dergleichen Leuten eben ſo natürlich, als das Athemholen, und ſie rechnen ſich jene ſo wenig als dieſes für Verdienſte an; — und alles dieß ſcheint eher vom Naturtriebe, als von einer überlegten Wahl herzurühren.

Daß von dieſen beyden Klaſſen von Menſchen die Erſtern der Geſellſchaft am meiſten nützen, daß ſie ihre Sachen am klügſten beſorgen, daß ſie manche Verlegenheiten und Schwierigkeiten, worein die andern gerathen dürften, vermeiden werden; und daß ſie, (wenn Sie ja ſehr eifrig darauf beſtehen wollen) unter beyden die tugendhafteſten ſind, will ich nicht läugnen; und doch kann ich, um alles in der Welt willen, mich nicht enthalten, die Letztern ihnen vorzuziehen. Denn faſt alle Freunde, die ich jemals in meinem Leben gehabt habe, gehören zu dieſer zwoten Klaſſe.

17. Brief.

Paris.

So oft ich die den Franzoſen angeborne Munterkeit und Flüchtigkeit betrachte, muß ich mich immer wundern, wie ſie ſo große Liebhaber von Trauerſpielen ſeyn können; insbeſondere, da ihre Trauerſpiele an Handlung leer, mit langen Deklamationen angefüllt — und nach den ſtrengſten Geſetzen der Kritik gemodelt ſind.

Die munterſten und modiſchſten Leute von beyden Geſchlechtern, drängen ſich lieber zu dieſen Schauſpielen, als zu irgend einer andern Luſtbarkeit, und hören mit unermüdeter Aufmerkſamkeit und Ernſthaftigkeit

zu.

zu. Man ſollte glauben, ein ſo ernſthafter, regelmäßiger und einförmiger Zeitvertreib, würde ſich beſſer mit dem Kaltſinne und der ernſten Denkungsart der Engländer, als mit der luſtigen und luftigen Laune der Franzoſen vertragen können.

Engliſche Zuſchauer lieben Gepränge, Geräuſch und Handlung in ihren Trauerſpielen, und haben einen tödtlichen Abſcheu für langen Geſprächen und Reden, ſo ſchön auch ihre Gedanken, und ſo ſchön dieſe auch ausgedrückt ſeyn mögen.

Hierin ſollte es alſo ſcheinen, als ob die beyden Nationen ihre Charaktere gegen einander vertauſcht hätten. Vielleicht würde es ſchwer fallen, die Urſache davon auf eine genugthuende Art zu erklären. Ich wills nicht verſuchen. Ein Franzoſe würde den Handel bald entſcheiden, und ſagen: die Pariſer Zuſchauer haben einen richtigern und feinern Geſchmack, als die Londner; jene könnten ſich an Dichtkunſt, Gedanken und Empfindungen begnügen und ergötzen, dieweil man dieſe hingegen ohne Geräuſch, Leibwachen, Proceſſionen, Trompeter, Gefechte und Mordthaten nicht wach erhalten könne.

Ich meines Theils bewundere die franzöſiſche **Melpomene** mehr im Leſecabinet als auf der Schaubühne; und kann mich mit den franzöſiſchen Tragödianten nicht wohl vertragen. Ihre pomphafte Deklamation dünkt mich ſehr unnatürlich. Der Pfauengang und die ſtolzen Geberden, und was ſie la manière noble, die **edle Manier** ihres ſo ſehr gerühmten **Le Kain's** nennen, ſcheinen mir ein wenig übertrieben.

Der richtige Geſchmack, die edle Einfalt, der Nachdruck in Garrick's Spiele, haben mir allen Geſchmack an irgend einer von der ſeinigen verſchiedenen Manier verleidet. Jene ausnehmende, wiewohl verhehlte, Kunſt, jene Zauberkraft, womit er die Seele

ſchmelzen, ſtillen, mit eiskalter Furcht durchdringen, und die ihm gehorſamen Leidenſchaften nach Belieben beherrſchen konnte, die dürften wir auf unſerer oder auf irgend einer andern Schaubühne vergebens ſuchen.

Was Horaz von der Natur ſagte, kann man mit gleichem Rechte von dieſem unvergleichlichen Schauſpieler ſagen:

—— Juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit, & angit.

Eines der ſchwerſten Erforderniſſe im Schauſpielen iſt, daß der Schauſpieler ſich hinter ſeinem angenommenen Charakter verbergen muß. Sobald der Zuſchauer ihn erblickt, ſobald verſchwindet die ganze Täuſchung, und das Vergnügen verwandelt ſich in Ekel. Im **Oedip**, **Mahomet**, und **Orosman**, habe ich allezeit **Le Kain** entdeckt. Den engliſchen **Roſcius** hingegen habe ich den **Hamlet**, **Lear**, **Richard**, ſpielen geſehen, ohne mich zu entſinnen, daß es einen **David Garrick** in der Welt gab.

Die franzöſiſchen Tragödianten ſind, meines Erachtens, zu ſehr geneigt, die **Beſcheidenheit** der Natur zu überſchreiten. Natur iſt nicht die Probe, nach welcher man ihr Verdienſt prüft. — Die Zuſchauer meſſen ſie nach einem andern Maasſtabe, und erreichen ſie dieſen nicht, ſo können ſie die Muſterung nicht aushalten.

Ein natürliches Spiel und eine natürliche Ausſprache, ſcheinen ſich, ihrer Meynung nach, mit Würde nicht vertragen zu können. Sie wähnen, der Held müſſe die Größe ſeiner Seele durch übermüthige Blicke, ſtolze Geberden und eine hohle tönende Stimme ankündigen. Dergleichen natürliche und unaffectirte Geſpräche, wie Hamlet mit ſeinem alten Schulkameraden, Horatio, hält, dünken ihnen niedrig, pöbelhaft, und unter der Würde des Trauerſpiels zu ſeyn.

Wenn

Wenn aber unaffectirte Sitten im wirklichen Leben ſich mit Genie und der erhabenſten Größe der Seele ſehr wohl vertragen können; ſo ſehe ich nicht ein, warum der Schauſpieler, der einen Helden vorſtellt, allezeit ſo ungemein vornehme Geberden und Bewegungen affectiren ſollte, von denen wir nicht glauben können, daß ſie jemals in irgend einem Zeitalter, oder irgend einem Stande der Menſchen üblich geweſen ſeyn.

Nun aber können ſich unaffectirte Manieren mit Edelmüthigkeit ſo wohl vertragen, daß beyde einander insgemein zu begleiten pflegen. Die Franzoſen ſelber haben Gründe, ſich auf dieſe Meynung zu neigen: denn zwey von den größten Männern, die ihre Nation jemals hervorgebracht hat, zeichneten ſich durch ihr unaffectirtes Betragen aus. **Heinrich der Vierte**, und der Marſchall **Türenne**, thaten ſich dadurch eben ſo ſehr, als durch ihre Edelmüthigkeit und andere Heldentugenden hervor.

Wie unendlich weit waren dieſe Männer, an wahrer Größe und innerm Verdienſte, dem ſtolzen und prahleriſchen **Ludewig** überlegen, der unaufhörlich eine Größe affectirte, die er nie beſaß — bis Unglück ſein Gemüth zum Tone der Menſchlichkeit herabgeſtimmt hatte. Alsdann erſt warf er in der That ſeinen Flitterſtaat und ſeine Großſprecherey weg, und nahm eine wahre Würde an, und erwarb ſich zum erſtenmale die Verehrung der Verſtändigen. Im Briefwechſel mit dem **de Torcy**, beweiſen dieſes **Ludewigs** Briefe, die, wie man nun gewiß weiß, von ihm ſelber aufgeſchrieben worden ſind: ſie zeigen eine geſunde Beurtheilungskraft und eine wahre Größe der Seele, die man während des Mittags ſeines ſogenannten Ruhms ſelten an ihm bemerken konnte.

Was **Ludewig** (auf dem Gipfel ſeines Glücks) gegen **Heinrich** in den weſentlichen Eigenſchaften eines

Königs

Königs und Helden war, eben das iſt Le Kain gegen Garrick als Schauſpieler.

Die franzöſiſche Bühne kann ſich jeʒt mehr als Einer Schauſpielerinn rühmen, die mit der Frau Yates oder der Frau Barry um den tragiſchen Lorbeer wetteifern könnte.

Im Luſtſpiele thun ſich die franzöſiſchen Schauſpieler hervor, und können allezeit eine größere Anzahl ſehr guter Komödianten aufweiſen, als man auf der engliſchen Bühne findet.

Vielleicht rührt dieſer Vorzug vom National-Charakter und den Sitten der Franzoſen her; und außerdem haben ſie weit mehr Pflanzſchulen für Schauſpieler aller Art. In allen den großen Handels- und Fabriken-Städten, deren es in Frankreich eine große Menge giebt, giebt es Schaubühnen; ſo wie auch in den meiſten Gränz-Städten, und allenthalben, wo eine Beſatzung von zwey oder drey Regimentern liegt.

Auch giebts franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaften an Nordiſchen Höfen, in allen großen Städten in Deutſchland, und an einigen italiäniſchen Höfen. Die Alle ſind ſo viele Pflanzſchulen für das Pariſer Theater.

Im höhern Luſtſpiele beſonders übertreffen die franzöſiſchen Schauſpieler, meines Erachtens, unſere engliſche. Sie haben überhaupt mehr das Anſehen von Standesperſonen.

In Frankreich ſind das Betragen und die Manieren der vornehmſten Standesperſonen, von denen der mittlern und niedrigern Stände, nicht ſo ſehr verſchieden, als in England. Folglich gelingt es auch Schauſpielern, die die Sitten vornehmer Leute nach der Mode vorſtellen wollen, in Frankreich leichter als in England.

Sehr ſelten trift man einen engliſchen Bedienten an, der die Rolle eines Mannes vom Stande ſpielen könnte; auch ſind ſehr wenige Leute, die zuvor

Bediente

Bediente geweſen waren, auf der engliſchen Bühne aufgetreten. Zu Paris hingegen giebt es viele Miethlakeyen, die ſo ungemein höflich, ſo vollkommen Meiſter von allem dem kleinen Schlendrian, den Mode-Phraſen und den gewöhnlichen Mienen der Vornehmen ſind, daß ſie, wenn ſie mit zierlichen Kleidern und Equipagen aufgeſtutzt wären, an manchen Europäiſchen Höfen für Leute nach der Mode — für ſehr galant — ſehr liebenswürdig — ganz nach der Welt — und unendlich ſinnreich — paſſiren, und nur am franzöſiſchen Hofe, oder von ſolchen Fremden entdeckt werden könnten, die Gelegenheiten und Scharfſichtigkeit genug hätten, jene ächte, ungezwungene und natürliche Lebensart zu bemerken und zu unterſcheiden, die unter denen Standesperſonen hier zu Lande herrſcht.

In der Rolle eines muntern, muthwilligen, artigen, vornehmen Stutzers, übertrift **Mollé** jeden Schauſpieler in **London**.

Die Vorzüge der Franzoſen im höhern Luſtſpiele erhellen noch deutlicher an ihren Schauſpielerinnen. Sehr wenige engliſche Schauſpielerinnen haben den Rollen der Lady **Betty Modiſh**, im ſorgloſen **Manne** (*) oder der **Millamant**, im **Wege der Welt** (**) Genüge leiſten können. Grobe Abgeſchmacktheit, ausſchweifende Thorheit und Affektation, laſſen ſich leicht nachahmen: allein, die zierliche Coquetterie, die muntere, tändelnde, angenehme Affektation dieſer beyden fein erſonnenen Charaktere erfordern gröſsere Fähigkeiten. Doch, glaube ich, dem Spiele nach, das ich in ähnlichen Rollen geſehen habe, giebt es auf der franzöſiſchen Bühne verſchiedene Schauſpielerinnen, die ſie ſehr gut vor-

(*) The careleſs Husband.

(**) The Way of the World, oder: Wie es in der Welt hergeht.

vorſtellen würden. Außer der Frau **Barry** und der Frau **Abington** weis ich aber keine Schauſpielerinn in England, die Congreve's ganze Meynung in der Rolle der **Millamant** treffen würde.

Merkwürdig iſts, daß dieſe Letztere (*) auch eine der eben erwähnten ganz entgegengeſetzte Rolle, die, eines ſchlecht erzogenen, albernen und ungeſchickten Landmädgens, vortrefflich ſpielt. Vielleicht giebts in Frankreich kein ſolches junges Fräulein, wie **Congreve's Miß Prue**; geſetzt aber, es gäbe dort viele ſolche Originale, ſo würde doch keine franzöſiſche Schauſpielerinn ſie vortrefflicher vorſtellen können, als Frau **Abington**.

Die Rollen in niedrigen Luſtſpielen gelingen den Franzoſen zum Entzücken. Ich kann mir kein beſſeres Spiel als **Preville** ſeines in vielen von ſeinen Rollen vorſtellen.

Die kleinen franzöſiſchen Opern, die man auf der italiäniſchen Schaubühne aufgeführt, werden weit beſſer geſpielt, als irgend etwas von der Art zu **London**. Auch ihre Ballette ſind ſchöner. Ihre Art, dieſe kleine Phantaſien aufzuführen, hat etwas artiges, feines und leichtes an ſich, gegen welches unſere Sänger und Tänzer etwas ſchwerfällig und plump ſcheinen.

Die italiäniſchen Stücke werden jetzt nur noch dreymal die Woche aufgeführt, und die Franzoſen ſcheinen ihren Geſchmack daran groſſentheils verloren zu haben. **Carlin**, der berühmte Harlequin, iſt noch die einzige übrige Stütze dieſer Schauſpiele. Sie kennen die bewundernswürdige **Naiveté** und die komiſchen Vorzüge dieſes Mannes, über welchen wir das Ausſchweifende der italiäniſchen Stücke vergeſſen, und die aus einem Chaos der ungereimteſten und unzuſammenhängendſten Materialien Gegenſtände eines unaufhörlichen Gelächters ziehen können.

Eine

(*) Frau Abington.

Eine einnehmende Geſtalt, angenehme Manieren, eine gute Stimme, ein ſtarkes Gedächtnis, eine ſcharfe Beurtheilungskraft; alle dieſe Vorzüge muß ein Schauſpieler beſitzen. Ein lebhaftes Gefühl, und die Gabe, die Regungen des Herzens durch die Stimme und Geſichtszüge auszudrücken, ſind ihm unentbehrlich. Etwas unbilliges ſcheint es alſo zu ſeyn, wenn man die Schauſpielerkunſt, wozu ſich ſo viele Gaben vereinigen müſſen, für etwas niederträchtiges halten will, dieweil man viele andere Lebensarten für rühmlich hält, worinn wir täglich Leute ohne den gemeinen Menſchenverſtand ſich hervorthun ſehn.

Dieß Vorurtheil iſt in Frankreich noch ſtärker als in England. In einer Geſellſchaft, worinn ſich Herr Le Kain befand, erwähnte man von ungefähr, der König von Frankreich habe einem gewiſſen zur Ruhe geſetzten Schauſpieler einen Jahrgehalt angewieſen. Ein anweſender Officier ſahe Herrn Le Kain an, und äußerte ſeine Entrüſtung darüber, daß man einem ſchurkiſchen Schauſpieler ſo viel, und ihm gar nichts gegeben habe. „He, mein Herr! verſetzte der Schauſpieler, halten Sies denn für nichts, daß Sie ſich unterſtehen dürfen, mir ſo was ins Geſicht zu ſagen?“

---

18. Brief.

Genf.

Während der letzten Woche meines Aufenthalts zu Paris, war ich ſo beſchäftigt, daß ich Ihnen unmöglich ſchreiben konnte.

Zehntauſend kleine Geſchäfte, die ich weit beſſer hätte anordnen, und weit leichter verrichten können, wenn ich ſie ſo, wie ſie vorfielen, gleich verrichtet hätte, waren alle vom trägen Teufel der Verzögerung in die

letzte geſchäftige Woche zuſammengedrängt worden, und wurden alſo endlich verpfuſcht.

Oft habe ich diejenigen, die die glückliche Gabe beſitzen, Geſchäfte und Zeitvertreib gehörig abzuwechſeln, bewundert, aber nie habe ich ihnen darinn vollkommen nachahmen können.

Vergnügen und Arbeit kontraſtiren und würzen einander, wie Tag und Nacht, deren beſtändige Abwechſelungen weit angenehmer ſind, als ein ununterbrochenes halbes Jahr Tag oder Nacht ſeyn würde.

Um das Leben aufs angenehmſte hinzubringen, ſollte man ſich weder dem Vergnügen ſo ſehr ergeben, daß man irgend ein nothwendiges Geſchäft deshalb verzögerte, noch den Geſchäften ſo ſehr, daß man anſtändige Zeitvertreibe deshalb verachtete. Eine geſchickte Vermiſchung von beyden giebt eine unfehlbarere Arzney gegen Abmattung und Langeweile ab, als eine beſtändige Diät von lauter Vergnügungen gewähren könnte.

Sobald ich den Herzog von Hamilton geneigt ſahe, Paris zu verlaſſen, machte ich die nöthigen Zurüſtungen zu unſerm Abzuge, und wenige Tage nachher traten wir unſere Reiſe an.

Wir langten über Dijon, Chalons, Macon, und ein Land, das reizend anzuſehen, aber langweilig zu beſchreiben iſt, am vierten Tage zu Lyon an.

Nach Paris iſt Lyon die prächtigſte Stadt in Frankreich; vom Fleiße beſeelt, von der Handlung bereichert, vom Reichthum, und durch ihre anmuthige Lage mitten in einem fruchtbaren Lande, und beym Zuſammenfluſſe der Saone und der Rhone, geziert. Die Zahl ihrer Einwohner ſchätzt man auf zweyhundert tauſend. Das Theater hält man für das ſchönſte in Frankreich, und alle Pariſer Ueppigkeiten trift man auch zu Lyon, obgleich nicht in eben ſo großer Vollkommenheit, an.

Man

Man hat immer geglaubt, Kaufleute und Fabrikanten haben ihre eigenthümliche Sitten, Lebensart und Sprache. Zuverläſſig findet man in dieſen Stücken zwiſchen den Einwohnern aller Handels- und Manufacturſtädte in Britannien, und denen von Weſtminſter, einen ſehr auffallenden Unterſchied. Den nämlichen Unterſchied konnte ich aber zwiſchen den Sitten, der Lebensart und dem Umgange der Einwohner von Lyon und denen der Hofleute zu Verſailles ſelber nicht bemerken.

Zwiſchen beyden ſchien mir eine bewundernswürdige Aehnlichkeit zu herrſchen. Vermuthlich würde aber doch ein Franzoſe einen Unterſchied bemerken, wo ich keinen ſehen konnte. Ein Ausländer wird die verſchiedenen Accente, womit ein Engländer, ein Schotte und ein Irrländer engliſch ſprechen, ſchwerlich gewahr: auch bemerkt er vielleicht keinen Unterſchied zwiſchen den Manieren und dem Betragen der Einwohner von Briſtol, und derer von Grosvenor-Squåre, ſo ſehr auch dieß alles einem gebornen Engländer auffällt.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Lyon, ſetzten wir unſere Reiſe nach Genf fort; und hier ſind wir nun ſeit drey Wochen geblieben, ohne die geringſte Neigung nach einer Veränderung unſers Aufenthalts zu fühlen. Daß ich gerne hier bleibe, iſt leicht zu begreifen; daß aber auch der Herzog von Hamilton ſo geſinnt ſeyn würde, war nicht ſo leicht zu erwarten. — Aber zum Glück iſt ers. — Ich wüßte keinen Ort auf dem feſten Lande, wohin wir, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, durch die Veränderung etwas zu gewinnen, gehen könnten. Gelegenheiten, etwas zu lernen, giebts hier die Menge; die Zeitvertreibe hingegen ſind an der Zahl wenige, und dieſe von einer gemäßigten Art. Die Stunden fließen ſanft dahin; und werden ſie nicht immer vom Vergnü-

gen beflügelt, ſo werden ſie dagegen auch nicht durch Ueberdruß langweilig noch durch Reue getrübt.

Ich meines Theils habe mich in meinen Hoffnungen, durch Veränderungen Glück zu erjagen, ſchon ſo oft und ſo jämmerlich getäuſcht gefunden, daß ich mich, ohne einen wichtigen Beweggrund, ſchwerlich entſchlieſſen werde, meine jetzige Zufriedenheit der Hoffnung lebhafterer Vergnügungen in irgend einem andern Orte oder Zuſtande aufzuopfern.

Ich habe endlich durch meine eigene Erfahrung gelernt, (denn unter zwanzig Menſchen wird kaum einer durch fremde Erfahrung klug) daß eine Hauptquelle unſers Verdruſſes daher entſpringt, daß wir zu muthigen Hoffnungen eines Vergnügens von Gütern nachhängen, die wir noch erwarten, und daß wir gegen die, die wir ſchon beſitzen, zu gleichgültig ſind. Wir verachten tauſenderley Quellen von Vergnügen, das wir mittlerweile hätten genießen können, und laſſen unſere Sehnſucht nach irgend einem eingebildeten noch fernen Vergnügen, das wir vielleicht nie erreichen werden, oder das, wenn wirs ja erreichen, ſich vielleicht verändert haben, und uns kein Vergnügen mehr gewähren wird; — dieſe Sehnſucht laſſen wir unſere wirkliche Zufriedenheit ſtöhren, und unſere Zeit darüber ungenoſſen verſtreichen. Young ſagt:

„Den itzigen Augenblick meiden wir, wie eine Ehefrau,
„Und gerade weil er unſer iſt, genießen wir ihn nie.“

So betrügt der Teufel die Menſchen um den Genuß ſowohl dieſes als des künftigen Lebens; er verleitet uns zuerſt, die Freuden dieſes Lebens den Freuden des künftigen vorzuziehen; und denn, die künftigen Freuden dieſes Lebens den jetzigen vorzuziehen.

Die Anwendung aller dieſer Lehren kurz zu faſſen: — wir werden gewiß zu Genf bleiben, bis wir des Orts überdrüſſiger werden, als wirs voritzt ſind.

19. Brief.

Genf.

Genfs Lage iſt in mancherley Rückſichten ſo glücklich, als ſichs das Herz eines Menſchen nur immer wünſchen, oder ſeine Einbildungskraft erſinnen könnte. Die Rhone ſtrömt hier aus dem herrlichſten See in Europa heraus, und mitten durch die Stadt, die mit fruchtbaren, vom Fleiße gebaueten und vom Reichthum und Geſchmacke der Einwohner verſchönerten, Gefilden umgeben iſt.

Jene lange Reihe Berge, der ſogenannte Berg Jura auf der einen Seite, dient, nebſt den Alpen, den Savoyiſchen Eisgebirgen, und dem beſchneyeten Gipfel des Mont Blanc auf der andern, die reizendſte und mannigfaltigſte Landſchaft zu begränzen, die jemals ein Aug entzückte.

Nebſt einer ſo ungemein vortheilhaften Lage, genießen die Genfer Freyheit, durch keine Frechheit vergällt, und Sicherheit, durch keine Kriegesgreuel erkauft.

Die große Menge von Gelehrten, die zu Genf entweder geboren ſind, oder ſich da niedergelaſſen haben; die wohlanſtändigen Sitten, die Wohlhabenheit und die leutſelige Gemüthsart der Genfer überhaupt, machen dieſe Stadt zu einem erwünſchten Ruheplatz für philoſophiſchdenkende Leute, die ſich mit mäßigem und ſtillem Genuſſe begnügen, an keinen andern Ort beſonders gebunden ſind, keine häuslichen Gründe haben ein anderes Land dieſem vorzuziehen, und ſich gerne gewiſſermaßen vom Geräuſche der Welt in eine engere und ruhigere Scene zurückziehen wollten, um dort den Ueberreſt ihrer Tage

Ducere ſollicitæ jucunda oblivia vitæ.

Da das Studiren hier zugleich gut und wohlfeil iſt, ſo ſind die gebornen Genfer und Genferinnen ungemein

gut erzogen. Schwerlich kann irgend ein Land in der Welt eine verhältnißmäßig eben ſo große Anzahl von Leuten (ohne Auswahl aus allen Ständen und Lebensarten genommen) aufweiſen, die ſo ſorgfältig und gut erzogen wären, als die Genfer.

Hier findet man nicht ſelten Handwerksleute, die ſich in den Erholungsſtunden von ihrer Arbeit an Locke's, Montesquieus, Newton's Werken, und andern ähnlichen Schriften ergötzen.

Wenn ich aber von der Wohlfeilheit einer guten Erziehung rede, ſo meyne ich nur die Erziehung der Eingebornen und Bürger. Denn Fremde finden zu Genf jetzt alles theuer. Dieß gilt auch von jedem Orte, wo ſich viele Engländer einfinden. Denn wo ſie auch die Sachen wohlfeil finden, machen ſie ſie bald theuer.

Die demokratiſche Staatsverfaſſung der Genfer, flößt einem jeden Bürger einen hohen Begriff von ſeiner eigenen Wichtigkeit ein. Er bemerkt, daß niemand in der Republik ihn ungerochen beleidigen, oder auch nur vernachläßigen kann.

Etwas herrliches iſts an irgend einer Regierungsart, wenn der Mächtigſte im Staate ſelbſt von dem Schwächſten etwas zu beſorgen hat. Dieß iſt hier der Fall. Der gemeinſte Bürger in Genf beſitzt gewiſſe Rechte, die ihm die Aufmerkſamkeit und Achtung, ſelbſt der Vornehmſten, ſichern. Außerdem flößt ihm eben das Bewußtſeyn hiervon, eine gewiſſe Achtung für ſich ſelber, ein Gefühl ein, das, wenn es in gehörigen Gränzen bleibt, einem Menſchen auch die Achtung anderer zuzuziehen pflegt.

Der allgemeine Charakter der menſchlichen Natur erlaubt uns nicht, zu erwarten, daß Menſchen allezeit aus gemeinnützigen Abſichten, und ohne Rückſicht auf ihren eigenen Privatnutzen handeln werden. Die beſte Staatsverfaſſung iſt alſo diejenige, worinn das Intereſſe

tereſſe der Privatleute aufs innigſte mit dem allgemeinen Beſten verwebt iſt. — Und dieſen Vorzug kann man in einem kleinen Freyſtaate vollkommner, als in einer großen Monarchie, erreichen. — In jenem werden große und rechtſchaffene Männer, durch die unpartheyiſche Ehrerbietung und Liebe ihrer Mitbürger aufgeſucht, und zu den wichtigen Aemtern berufen. — In dieſer hingegen werden die wichtigſten Stellen durch die eigenſinnige Laune des Fürſten, oder ſeiner Maitreſſe, oder jener Hofleute vergeben, die zunächſt um ſeine Perſon ſind, die Abwechſelungen ſeiner Laune belauren, und die günſtigen Augenblicke zu haſchen und für ſich und ihre Anhänger zu benutzen wiſſen. **Montesquieu** ſagt: ein Gefühl von Ehre bewirke in einer Monarchie eben das, was Vaterlandsliebe in einem Freyſtaate bewirke. Man ſollte ſich aber doch dabey erinnern, daß jenes Gefühl der Ehre, nach der jetzigen Bedeutung des Worts, gemeiniglich nur unter dem Adel zu finden iſt. Dahingegen die Vaterlandsliebe eine allgemeine Triebfeder iſt, und ſich unter alle Mitglieder des Freyſtaats verbreitet.

So viel ich urtheilen kann, regiert ein Geiſt der Unabhängigkeit und Freyheit, von Gefühlen des Wohlſtandes und Liebe zur Ordnung geleitet, auf eine höchſtmerkwürdige Art die Gemüther der Unterthanen dieſes glücklichen Freyſtaats.

Ehe ich ſie kennen lernte, ſtellte ich mir die Genfer als ſchwärmeriſche, ſchwermüthige, ungeſellige Leute vor, wie die **Puritaner** in England, und die **Presbyterianer** in Schottland, während der Bürgerkriege und der Regierungen **Karls des Zweyten** und ſeines Bruders, waren. Nun aber ſehe ich, daß ich mich hierinn ſehr geirret hatte.

Ich getraue mirs zu ſagen, in Europa giebts keine Stadt, deren Einwohner vom Joche des Aberglaubens

oder der Schwärmerey freyer wären, als es die Genfer ſind. Lebte Servet jezt, ſo hätte er nicht die geringſte Verfolgung zu beſorgen. Ich bin überzeugt, die jezige Genfer Geiſtlichkeit hat eben ſo wenig Neigung als Gewalt, irgend jemand ſeiner Lehrmeynungen wegen zu beunruhigen. Und wenn der Pabſt ſelber dieſe Stadt zu ſeinem Aufenthalte wählte, ſo würde er hier eben ſo ruhig als im Vatican leben können; oder es müßte denn ſeine eigene Schuld ſeyn.

Die Genfer Geiſtlichen ſind überhaupt verſtändige, gelehrte und billige Männer, die den Herzen ihrer Zuhörer die Lehren des Chriſtenthums mit allen Reizen der Kanzelberedſamkeit einſchärfen, und ihre Kraft durch ihren eigenen Lebenswandel beweiſen.

Leute von allen Ständen beſuchen hier die Predigten und den Gottesdienſt pünktlich. Der Sonntag wird, ſo lange der Gottesdienſt währet, mit dem ehrerbietigſten Wohlſtande gefeyert. Sobald aber der Gottesdienſt vorüber iſt, fangen alle die gewöhnlichen Zeitvertreibe an.

Leute von allen Ständen beſuchen die öffentlichen Spaziergänge häufig, in ihren Feſttagskleidern. — Die verſchiedenen Geſellſchaften und ihre ſogenannten Cercles oder Kreiſe, verſammeln ſich in den Häuſern und Gärten der Privatleute. — Sie beluſtigen ſich mit Karten- und Kegelſpielen, mit Luſtfahrten auf dem See, und mit Muſik.

Ein Gebrauch herrſcht hier durchgehends, und ſo viel ich weis, nur hier. Die Aeltern errichten für ihre Kinder, in der zarten Jugend derſelben, eigene Geſellſchaften. Dieſe beſtehen aus zehn, zwölf oder mehrern Kindern Einerley Geſchlechts, und ohngefähr Einerley Alters und Standes. Sie verſammeln ſich wöchentlich einmal in den Häuſern der verſchiedenen Aeltern, welche die Geſellſchaft, der Reihe nach, mit Thee,

Thee, Caffee, Zwieback und Früchten bewirthen, und ſodann die junge Verſammlung ihrem eigenen freyen Umgange überlaſſen.

Dieſe Verbindung wird ihre ganze Lebenszeit über ſorgfältig beybehalten, welche Veränderungen ſich auch übrigens im Vermögen oder den Umſtänden der Mitglieder ereignen mögen. Geſetzt auch, ſie errichteten nachher neue oder vorzüglichere Bekanntſchaften, ſo geben ſie doch dieſe Geſellſchaft niemals ganz auf, ſondern fahren bis ans Ende ihres Lebens fort, jedes Jahr einige Abende mit ihren Jugend-Kameraden und Freunden hinzubringen.

Die vermögendern unter den Bürgern haben Landhäuſer in der Nähe der Stadt, wo ſie die eine Hälfte des Jahres zubringen. Alle dieſe Häuſer ſind hübſch, und einige darunter ſehr anſehnlich. Eine Herrlichkeit beſitzen ſie in höherm Grade, als der prächtigſte Landſitz des größten Herrn in irgend einem andern Theile der Welt ſich rühmen kann; ich meyne die Ausſicht, die man beynahe aus allen dieſen Landhäuſern hat. — Die Gärten und Weinberge der Republik; — die Waat; — Genf nebſt ſeinem See; — unzählige Landſitze — Schlöſſer — und Städtchen rings um den See; — die Savoyiſchen Thäler, und die höchſten Gebirge der Alpen: — Alles dieß überſchaut das Auge auf Einmal.

Diejenigen, denen ihre Vermögensumſtände oder Aemter nicht erlauben, den Sommer auf dem Lande hinzubringen, thun oft Luſtfahrten auf dem See, und ſpeiſen zu Mittag, und bringen den Abend in irgend einem von den benachbarten Dörfern zu, wo ſie ſich mit Muſik und Tanzen ergötzen.

Bisweilen errichten ſie Geſellſchaften von vierzig bis funfzig Perſonen, und kaufen oder miethen ein Haus und einen Garten nicht fern von der Stadt, wo ſie ſich

jeden Nachmittag während des Sommers verſammeln, Caffee, Limonade und andere erfriſchende Getränke trinken, und ſich die Zeit mit Karten, Geſprächen und dem Kegelſpiele vertreiben; einem Spiele, das von dem in England üblichen ſehr verſchieden iſt: denn hier wählen ſie, anſtatt eines ſanften ebenen grünen Platzes, oft den rauheſten und unebenſten Fleck. Der Spieler ſchiebt die Kugel nicht, ſondern wirft ſie ſo, daß ſie am Orte, wo ſie zuerſt niederfällt, liegen bleibt; und iſt dies eine bequeme Lage, ſo wirft der nächſte Spieler ſeine Kugel gerade auf die Kugel ſeines Gegners, ſo daß dieſelbe wegſpringt, und die ſeinige dagegen auf dem Flecke, woraus die andere vertrieben worden iſt, liegen bleibt. — Einige unter den Bürgern ſind erſtaunlich geſchickt in dieſem Spiele, das weit ſchwerer und intereſſanter iſt, als das Engliſche Kegelſpiel.

Dieſe **Cercles** oder Geſellſchaften bleiben beyſammen, bis die Abenddämmerung und der Trommelſchlag von den Wällen, ſie in die Stadt rufen. Alsdann werden die Thore geſchloſſen, und niemand mehr ein- oder ausgelaſſen: denn der Officier, der die Wache hat, darf ſie ohne Erlaubniß der **Syndiker** nicht öfnen; und dieſe kann man nur in wichtigen Nothfällen erhalten.

---

20. Brief.

Genf.

Das milde Klima, die erhabenen Schönheiten des Landes, und die angenehmen Sitten der Einwohner, ſind aber, meines Erachtens, noch nicht die größten Reize dieſes Orts.

Auf Einem Hügel in der Nähe von Genf, wohnen jetzt drey Engliſche Familien, deren Geſellſchaft jedes Land angenehm machen würde.

Herrn

Herrn N —'s Haus iſt ein Tempel der Gaſtfreiheit, der Freundſchaft und guter Laune.

Nahe bey ihm wohnt Ihr Bekannter, Herr U —. Er entſpricht Ihrer Schilderung vollkommen, iſt munter, verſtändig, verbindlich, und, meines Erachtens, glücklicher als Sie ihn jemals geſehen haben; denn er hat ſeit der Zeit in der Eheſtandslotterie ein großes Loos gewonnen.

Ihre nächſten Nachbarn ſind Herrn L — s Familie. Dieſer Herr, ſeine Frau und Kinder, machen zuſammen eines der holdeſten Gemälde häuslicher Glückſeligkeit aus, die ich jemals geſehen habe. Er ſelber iſt ein Mann von feinem Geſchmacke, vortreflichem Herzen und zierlichen Sitten.

Dieſe drey Familien, die mit den Bürgern von Genf, mit ihren eigenen Landesleuten und miteinander ſelber in der herzlichſten Freundſchaft leben, machen den Hügel von Cologny zum reizendſten Luſtplatze, den es vielleicht jetzt in der ganzen Welt giebt.

Die Engländer von Stande, die in der Stadt wohnen, kommen oft hieher, und geſellen ſich da unter die beſten Geſellſchaften aus Genf.

Ich habe mir ſagen laſſen, unſere junge Landesleute haben ſich noch nie auf eine ſo freundſchaftliche und geſellige Art mit den Bürgern dieſer Republik vertragen, als jetzt: und dieß habe man großentheils den Vermittelungen dieſer drey Familien und der großen Popularität eines Engliſchen Lords zu danken, der ſich nebſt ſeiner Gemalin und ſeinem Sohne verſchiedene Jahre lang in dieſem Staate aufgehalten hat.

Ich habe bereits erwähnt, daß alle, die in der Stadt wohnen, von ihren Beſuchen auf dem Lande bey Sonnen-Untergang zurückkehren müſſen, oder ſonſt gewiß ausgeſchloſſen werden, — weil die Genfer ſowohl wider die auswärtigen als die einheimiſchen Feinde ihrer

rer Freiheit ungemein auf ihrer Hut ſtehen. Dieſe Wachſamkeit hat ſich, ſeit dem Verſuche, den der Herzog von Savoyen im Jahre 1602 that, ſich der Stadt zu bemächtigen, von einem Geſchlechte zum andern fortgepflanzt.

Mitten in einer finſtern Nacht, und in Friedenszeiten, lies er ein Heer vor die Thore anrücken und Sturmleitern an die Wälle und Mauren anlegen. Die Schildwachen wurden überraſcht; verſchiedene hundert ſavoyiſche Soldaten waren ſchon in die Stadt eingedrungen; und die übrigen folgten nach, als ſie endlich von einer Weibsperſon entdeckt wurden, die ſogleich Lärm machte.

Die Genfer fuhren aus ihrem Schlafe auf, ergriffen die erſten Waffen, die ſie erhaſchen konnten, fielen den Feind muthig und nachdrücklich an, erlegten eine Menge in den Straßen, trieben die andern zum Thore hinaus, oder ſtürzten ſie über die Wälle hinab, und ließen den wenigen, die ſie gefangen nahmen, den nächſten Morgen, ohne weitern Proceß oder Umſtände, die Köpfe abſchlagen.

Den Tag, woran dieſe denkwürdige That geſchah, feyren die Genfer noch alle Jahre als ein Dank- und Freudenfeſt.

Sie heißen ihn den Tag der Eſcalade, oder Sturmleitern. In allen Kirchen hält man öffentlichen Gottesdienſt. — Die Prediger erzählen, bey dieſer Gelegenheit, nach der Predigt, alle Umſtände dieſes rührenden Vorfalls; führen den Zuhörern den Dank zu Gemüthe, den ſie der göttlichen Vorſehung und der Tapferkeit ihrer Vorfahren ſchuldig ſind, die ſie auf eine ſo merkwürdige Art für bürgerlicher und Religions-Sklaverey errettet haben; ſie ſtellen ihnen die ungemeine Glückſeligkeit vor, die ſie genießen, und ermahnen ſie eifrigſt, für ihre Freiheit zu wachen; in ihrer Religion

beſtändig zu bleiben, und dieſe Freiheit und Religion, nebſt allen ihren andern Vorzügen, unvermindert auf ihre Nachkommen fortzupflanzen.

Den Abend des Sturmleitern-Tages bringen ſie mit Beſuchen, Gaſtmalen, Tänzen und allerley Ergötzungen zu: denn die Genfer erlauben ſich ſelten ein groſſes Freudenfeſt eher, als nachdem ſie ihren Gottesdienſt abgewartet haben. — Sie folgen hierin der Lehre des Pſalmendichters — und freuen ſich; aber mit Zittern.

Der Staat unterhält eine Beſatzung von ſechshundert Mann Mieth-Truppen, die auf die Wache ziehen, und den täglichen Dienſt thun: ſie vertrauen aber die Sicherheit der Rebuplik nicht dieſen allein an. Alle Bürger von Genf ſind Soldaten. Jeden Sommer werden ſie zwey Monate über, täglich verſchiedene Stunden lang, in den Waffen geübt. Während dieſer Zeit tragen ſie ihre Soldatenmonturen; und zu Ende dieſes Zeitraums werden ſie von den Syndikern gemuſtert.

Da ſie keinen Sold bekommen, und da die Officiers ihre Mitbürger ſind, ſo kann man leicht begreifen, daß dieſe Truppen ihre Exercitien und ihre kriegeriſchen Evolutionen eben nicht ſo genau machen, als Soldaten, die ſonſt gar nichts zu thun haben, und unter der ganzen Strenge der Kriegszucht ſtehen.

Demohnerachtet aber machen ſie doch, ſelbſt in den Augen unpartheyiſcher Zuſchauer, eine anſehnliche Figur. Unpartheyiſche Zuſchauer haben ſie jedoch nicht viele; ihre meiſten Zuſchauer ſind ihre eigene Blutsfreunde, Weiber und Kinder. Ich getraue mich alſo zu verſichern, daß keine Truppen in der Welt bey einer Muſterung mit mehrerm Wohlgefallen betrachtet werden, als die Genfer.

Auch Fremden, die nur einiges Gefühl haben, und ſich auf die Verwandtſchaft der Truppen mit den Zuſchauern beſinnen, und die Aengſtlichkeit, Zärtlichkeit, Freude,

Freude und mannigfaltige Aufwallungen des Herzens bemerken, die auf den Geſichtern der Zuſchauer erſcheinen: auch ſolchen Fremden wird es ſchwer fallen, dabey ganz gleichgültig zu bleiben: — ſie werden vielmehr mit allen, rings um ſie, ſympathiſiren, ſich natürlicherweiſe den nämlichen holden Regungen überlaſſen, und die Genfer Miliz endlich mit den Augen Genfer Bürger betrachten.

Genf iſt, wie alle andere Freyſtaaten, der Partheyen-Wuth ausgeſetzt; und ſeine öffentliche Eintracht wird oft durch politiſche Streitigkeiten geſtört. Ich will mich hier in keine umſtändliche Nachricht von den beſondern Händeln einlaſſen, die ſie jetzt beunruhigen; ſondern Ihnen nur überhaupt ſagen, daß man den einen Theil der Bürger eines Anſchlags beſchuldigt, die ganze Regierungsgewalt in die Hände einiger wenigen Familien zu ſpielen, und eine vollkommene Ariſtokratie einzuführen. Die andere Parthey widerſetzt ſich jeder Maaßregel, die hierauf abzuzwecken ſcheint, und wird von ihren Gegnern aufrühriſcher Anſchläge beſchuldigt.

Fremde, die ſich eine geraume Zeit hier aufhalten, können ſchwerlich ganz neutral bleiben. Insbeſondere ſind die Engländer höchſt geneigt, die eine oder die andere Parthey zu ergreifen; und wie die Regierung es bisher noch nicht verſucht hat, ſie zu beſtechen; ſo pflegen ſie ſich insgemein zur **Oppoſition** zu halten.

Eines Nachmittags ſpatzirte ich mit einem jungen Lord, der den feurigſten Eifer für bürgerliche Freiheit mit einer großen Neigung zur Naturlehre verbindet. Wir kamen an einem Garten vorbey, wo eine von den Geſellſchaften, die die Anſprüche des Magiſtrats unterſtützen, ſich zu verſammeln pflegt. Ich that ihm den Vorſchlag, uns zu ihnen zu geſellen. Nein, ſagte Mylord, ganz entrüſtet. Ich will keinen Augenblick

in

in eine ſolche Geſellſchaft gehen. Ich halte dieſe Leute für Feinde ihres Vaterlandes; und dieſen Ort für einen Heerd, der die Freiheit verzehren dürfte.

Unter den Bürgern ſelber werden politiſche Streitigkeiten mit großem Muthe und Eifer geführt. Ein ſehr rechtſchaffener alter Biedermann, in deſſen Hauſe ich oft viele Gaſtfreyheit genoſſen habe, ereiferte ſich ſehr über gewiſſe Maaßregeln des Staatsrathes, und behauptete, alle, die dieſelben begünſtigt hätten, verdienten den Tod; und wenn es auf ihn ankäme, ſo wollte er ſie alle ohne Verzug henken laſſen. Sein Bruder, der ſich eben in dem Falle befand, unterbrach ihn, und rief mit einem Tone, der um Gnade zu flehen ſchien: Gütiger Gott! Bruder, ſicherlich, Ihr würdet doch Euren Zorn nicht ſo weit treiben! Ihr würdet ſie doch nicht wirklich henken laſſen? — „Ja, gewiß! verſetzte der Patriot, mit der entſchloſſenſten Miene: und Euch, mein herzgeliebter Bruder, Euch würde ich zum Beweiſe meiner Unpartheylichkeit zu allererſt henken laſſen.

---

21. Brief.

Genf.

Ohneracht et dieſer freye Staat ſeit langer Zeit einen tiefen Frieden genoſſen hat, und vermuthlich in langer Zeit noch in keine blutige Kriege verwickelt werden wird, ſind doch die Bürger von Genf ſehr große Liebhaber vom Kriegsgepränge.

Dieß erhellt aus ihren ſogenannten Kriegsfeſten, die ihre liebſten Zeitvertreibe ſind, und die ſie bey jeder Gelegenheit genießen.

Jüngſt wohnte ich einem ſolchen großen Kriegsfeſte bey, das der Schützenkönig bey ſeinem Antritte der königlichen Würde veranlaßte.

Dieſe beneidete Würde erlangt man weder durch Erbrecht, noch durch Wahl; man kann ſie nur durch Geſchicklichkeit und wahres Verdienſt erwerben.

Ein Krieg mit Genf, muß, wie der Trojaniſche Krieg, nothwendig auf eine Belagerung hinauslaufen. Man hält daher Geſchicklichkeit im Gebrauche des groben und kleinen Geſchützes für etwas höchſt wichtiges. Verſchiedene Monate über, in jedem Jahre, übt ſich eine anſehnliche Zahl der Bürger faſt beſtändig im Schießen, nach einem in gehöriger Entfernung aufgeſteckten Ziele.

Jeder Bürger hat das Recht, gegen einen geringen Aufwand, ſeine Geſchicklichkeit hierin zu verſuchen: und nach einer gehörigen Anzahl von Proben, wird der geſchickteſte Schütze zum König erklärt.

Eine ſolche Krönung hatte es ſeit zehen Jahren her nicht gegeben, da ſeine vorige Majeſtät dieſe ganze Zeit über im ruhigen Beſitze des Throns geblieben war. Allein dieſen Sommer fand ſichs, daß Herr **Moſe Maulevrier** jeden Mitwerber an Geſchicklichkeit übertraf: und Er wurde alſo durch die einhellige Stimme der Richter auf den Thron erhoben.

Vom Kampfplatze ward er durch die Syndiker unter dem Zurufe des Volks nach ſeinem eigenen Hauſe geführt. Einige Zeit hernach ward, am Tage ſeines Feſtes, auf einer Ebene außerhalb der Stadtthore ein Lager geſchlagen.

Hier verſammelte ſich die ganze Kriegsmacht des Staats, zu Pferd und zu Fuße, und wurde in zwey verſchiedene Heere abgetheilt. Dieſe mußten, Seiner Majeſtät zu Ehren, einander eine Schlacht liefern; und die ſämtlichen Streiter hatten ihre jederſeitigen Rollen zum voraus ſtudirt.

Dieſes ſehr ſinnreiche kriegeriſche Schauſpiel war von einem von den Hochehrwürdigen Herren Predigern auf-

aufgeſeßt worden, der ein ungemeines Genie zur Kriegskunſt beſitzen ſoll.

Damit die Damen und Herren von Stande, die nicht ſelber mit fechten ſollten, die Schlacht deſto leichter und ſicherer mit anſehen konnten, hatte man für ſie in einer bequemen Entfernung vom Schlachtfelde ein groſſes Amphitheater mit Sitzen erbauet.

Als alles bereit war, verſammelten ſich die Syndiker, der Staatsrath, fremde Standesperſonen, und die Anverwandten und Günſtlinge des Königs, in Seiner Majeſtät Pallaſte; einem kleinen bequemen Hauſe, das in einem engen Gäßgen im untern Theile der Stadt liegt. Von dieſem Pallaſte aus zog die Proceſſion in folgender Ordnung einher:

Seine Majeſtät gieng zwiſchen den zween älteſten Syndikern voran.

Auf dieſe folgte der Herzog von Hamilton, zwiſchen den jüngſten Syndikern.

Nach dieſen folgten Lord Stanhope, Fürſt Galizin, Herr Clive, Lord Clives Sohn; Herr Greenville, des verſtorbenen Miniſters Sohn; Herr St. Leger und viele andere Engliſche Herren, die man zum Feſte eingeladen hatte.

Sodann kam der Rath der Fünfundzwanziger; und des Königs beſondere Freunde und Anverwandten beſchloſſen die Proceſſion.

In dieſer Ordnung zogen ſie durch die Stadt. Vor ihnen her gieng eine Hautboiſten-Bande, die, wie Sie leicht erachten können, die kriegeriſchſten Stücke ſpielte, auf die ſie ſich nur immer beſinnen konnte.

Als dieſe Geſellſchaft im Felde anlangte, wo die Heere geſtellt waren, wurde ſie von den Officiers begrüßt. Sie zog hierauf um beyde Heere herum, und der König und ſein ganzes Gefolge nahmen alsdann die für ſie auf dem Amphitheater bereiteten Sitze ein.

Die

Die Ungeduld der Truppen hatte ſich ſchon einige Zeit her ſehr deutlich geäußert. Sobald der König ſich geſetzt hatte, ließ ihr Eifer ſich nicht länger zügeln. Laut riefen ſie ihren Officiers zu, ſie ſollten ſie zur Ehre führen! — Man gab das Zeichen. — Mit dem unerſchrockenſten Muthe rückten beyde Heere auf einander an. — Sichs bewußt, daß ſie unter den Augen ihres Königs, der Syndiker, ihrer Weiber, Kinder, Mütter und Großmütter fochten, verſchmäheten ſie jeden Gedanken von einem Rückzuge. — Unerſchüttert hielten ſie das dichteſte Feuer aus; lächelten zum Donner des Geſchützes, und wieherten, wie Hiobs Roß, zum Trompetenſchalle: Hui!

Der ſinnreiche Autor der Schlacht hatte dafür geſorgt, ſie durch verſchiedene luſtige Vorfälle deſto unterhaltender zu machen.

Das eine von den Heeren ſtellte einen Hinterhalt hinter einige Bäume, um den Feind zu überraſchen. — Dieß gelang ihm auch zum Erſtaunen, ohnerachtet der Hinterhalt im Angeſichte beyder Heere und aller Zuſchauer hingeſtellt worden war.

Eine Zufuhr von Lebensmitteln näherte ſich dem einen Heere, und wurde durch ein Detaſchement vom andern angegriffen, und nach einem hitzigen Gefechte ward die eine Hälfte der Wagen von den Feinden erobert: — die andere Hälfte behielten die Truppen, für welche die Zufuhr urſprünglich ſchien beſtimmt geweſen zu ſeyn.

Eine hölzerne Brücke wurde muthig angegriffen, und eben ſo muthig vertheidigt; endlich aber von beyden Heeren zu Trümmern zertreten. Denn die Streiter vergaßen in der Hitze des Gefechts, ob die arme Brücke ihr Freund oder Feind ſey. Wie ſie aber mitten aufs Schlachtfeld gekommen war, habe ich nie begreifen

greifen können; denn auf dem ganzen Felde gab es weder Fluß, Bach noch Graben.

Die Reuterey beyder Heere that Wunderthaten. — Schwer war's zu entſcheiden, welcher von den Feldherrn ſich am ritterlichſten hielt. Beyder Uniformen waren aufs reichlichſte mit Borten beſetzt; denn die Prachtgeſetze waren dieſen Tag ſuſpendirt; damit die Schlacht ſo herrlich als möglich in die Augen fallen möchte.

Da keiner von dieſen tapfern Befehlshabern ſich zur Niederlage bequemen wollte, ſo konnte der Hochehrwürdige Autor der Schlacht ihren Ausgang nicht ganz ſo entſcheidend und rührend machen, als er's gewünſcht hätte.

Dieweil aber der Sieg im Gleichgewichte über den beyden Heeren ſchwebte, langte die Botſchaft aus dem Rathhauſe an, das Eſſen ſey fertig. Die Zeitung verbreitete ſich augenblicklich unter die Streiter, und wirkte, eben ſo wie vormals die Sabinerinnen, da ſie zwiſchen ihren Räubern und Blutsfreunden rannten. — Die Genfer Krieger ließen plötzlich nach; beyde Heere beſänftigten ſich bey der Betrachtung ihres beyderſeits geliebten Gegenſtandes; — warfen ihr Gewehr weg, drückten einander die Hände, und waren wieder Freunde.

So lief die Schlacht ab. — Wie Ihnen dabey zu Muthe ſeyn wird, weis ich nicht: mich aber hat ſie ſo ſehr ermüdet, daß ich allen Appetit zum Schmauſe darüber verloren habe, und dieſen alſo bis auf folgenden Poſttag verſparen muß.

22. Brief.

Genf.

Die nämliche Geſellſchaft, die den König aufs Schlachtfeld begleitet hatte, zog mit ihm vom Schlachtfeld nach dem Rathhauſe, wo eine herrliche Mahlzeit bereit war.

Dieß war gerade das Widerſpiel von einem Fête Champêtre, oder ländlichem Schmauſe: denn es wurde im Rathhauſe und mitten auf den nächſten Straßen gehalten, wo für viele hundert Officiers und Soldaten Tafeln gedeckt, und Mahlzeiten aufgetiſcht waren.

Der König, die Syndiker, die mehreſten Glieder des Staatsrathes, und die ſämmtlichen Fremden, ſpeiſeten im Saale auf dem Rathhauſe. Auch waren die andern Zimmer und der äußere Hof mit Gäſten angefüllt.

Bey'm Eſſen war das Gemetzel weit größer als in der Schlacht, und das Traktement, in andern Rückſichten, faſt eben ſo kriegeriſch.

Mitten im Saale ſtand eine Heerpauke; auf welcher man bey jeder Geſundheit einen kriegeriſchen Wirbel ſchlug. Dieſer wurde ſogleich von den Trommeln und Trompeten außerhalb des Saales und dem Geſchütze des Baſtions beantwortet.

Glück der Republik! iſt eine Lieblings-Geſundheit. Als dieſe vom erſten Syndiker ausgebracht ward, ſtand die ganze Geſellſchaft auf, mit bloßen Degen in der einen, und vollen Weingläſern in der andern Hand.

Als ſie dieſe Geſundheit getrunken hatten, ſchlugen ſie ihre Schwerdter an einander; ein Gebrauch, der allezeit in jeder Geſellſchaft bey öffentlichen Gaſtmalen beobachtet wird, ſo oft man dieſe Geſundheit ausbringt. — Dieſer alte Gebrauch bedeutet, daß jeder bereit ſey, für die Republik zu fechten.

Als wir ohngefähr zwo Stunden lang bey Tiſche geſeſſen hatten, fiel eine neue Ceremonie vor, die ich mitten in einem Traktemente eben ſo wenig erwartet hätte. Einhundert Grenadiers marſchireten mit bloßen Säbeln ſehr feyerlich in die Mitte des Saales; denn

denn die Tafeln waren in Geſtalt eines Hufeiſens geſtellt, und zwiſchen ihnen war Raum genug für einhundert Mann.

Sie baten um Erlaubnis, eine Geſundheit auszubringen. Da ſie ihnen ertheilt ward, zog jeder von den Grenadiers mit einer ſehr taktmäßigen Bewegung, gleich der im Exerciren, ein großes Glas aus der Taſche. Dieß ward ſogleich mit Wein gefüllt, und Einer von den Grenadiers trank in ihrer aller Namen „König Moſis des Erſten Geſundheit!„ Sein Beyſpiel wurde von ſeinen Kameraden, und der ganzen Geſellſchaft befolgt, und ſogleich mit dem Getöſe der Trommeln, Trompeten, Pauken und Kanonen beehrt.

Als die Grenadiers dieſe, und noch eine oder ein paar andere Geſundheiten getrunken hatten, ſchwenkten ſie ſich, marſchirten eben ſo feyerlich als ſie hereingekommen waren, zum Saale hinaus, und ſetzten ſich wieder an ihre Tafeln auf der Straße.

Bald darauf kam ein Mann in einem phantaſtiſchen Aufzuge in den Saal, und theilete unter die Geſellſchaft einige gedruckte Bogen aus, die noch naß von der Preſſe zu ſeyn ſchienen.

Dieß war ein Lied auf dieſe Gelegenheit, voller Munterkeit, Witzes und Verſtandes, das den Genfern auf eine launigte Art die Vortheile, ſo ſie beſäßen, ſchilderte, und ſie zur Eintracht, zum Fleiße, und zur Vaterlandsliebe ermahnte. — Dies Lied wurde vom Manne, der es gebracht hatte, abgeſungen, und manche von den Anweſenden ſtimmten in den Chor ein.

Als wir vom Rathhauſe herabkamen, fanden wir die Soldaten, mit ihren Officiers vermengt, noch an den Tafeln in den Straßen ſitzen, und von ihren Weibern und Kindern umringt. Sie alle ſtanden bald nachher auf, zertheilten ſich in verſchiedene Geſellſchaften, ſpatzirten auf die Wälle, in die Felder und Gärten,

ten, wo ſie den Ueberreſt des Abends mit Muſik, Tanzen und großem Vergnügen zubrachten.

Das ganze Schauſpiel dieſes Tages war nun eben zwar keine ſehr richtige Abbildung weder von Kriegs-Manoeuvres, noch von einem zierlichen Hoftraktement; es war aber das lebhafteſte Gemälde von Luſtbarkeit, Freude und guter herzlich freundſchaftlicher Laune, das ich jemals geſehen hatte.

Die Einwohner einer ganzen Stadt, oder, wenn Sie wollen, eines ganzen Staats, ſo in eine Scene guter Kameradſchaft, wie eine einzige Familie, vereint — das iſt gewiß kein alltäglicher Anblick.

Gewährt dieſer kurze Abriß Ihnen nur halb ſo viel Vergnügen, als die Scene ſelber mir gewährt hat; ſo werden dieſe zween lange Briefe Ihnen nicht langweilig vorkommen.

23. Brief.

Genf.

Unter den Genfer Bürgern ſelber giebt es Leute, die der kleinen Kriegsmacht der Republik ſpotten, und behaupten, es ſey etwas ſehr ungereimtes, wenn ein ſo ſchwacher Staat ſich einbilden wolle, er könne ſich wehren. Den bloßen Einfall, ſich gegen Frankreich oder Savoyen wehren zu wollen, halten ſie für eine abgeſchmackte Grille.

Sie ſcheinen ſich eine Freude daraus zu machen, wenn ſie ihre Landesleute mit der Verſicherung kränken können, daß im Falle eines Angriffs all ihr Beſtreben fruchtlos, und ihre Beſatzung nicht im Stande ſeyn würde, eine zehntägige Belagerung auszuhalten.

Dieſe Staatsmänner eifern wider den überflüſſigen Aufwand die Feſtungswerke zu unterhalten, und rechnen,

rechnen, wie viel Geld dadurch verloren gehe, daß man ſo viele Fabrikanten und Handwerksleute ſich mit unnützen Musketen, anſtatt ihrer Handwerkszeuge, beſchäftigen laſſe.

Wäre ich ein Mitglied dieſes Freyſtaats, ſo würde ich mich über dieſe Misvergnügten ärgern, die den Muth ihrer Landesleute niederzuſchlagen und ihnen eine Quelle wahrer Freuden zu vergällen ſuchen.

Ich bin überzeugt, daß die Beſatzung, ſo ſchwach ſie auch iſt, vom Eifer der Einwohner unterſtützt, und durch jene Portion Kriegszucht, die ihre Lage ihr verſtattet, geleitet, ſie hinlänglich gegen einen plötzlichen Ueberfall oder augenblicklichen Angriff ſichert, und in den Stand ſetzt, die Stadt gegen die Verſuche irgend eines von den benachbarten Staaten ſo lange zu ſchützen, bis ſie von einigen andern Hülfe erhalten.

Außerdem ſind die Wälle höchſt anmuthige Spatzirgänge, eine Bequemlichkeit für die Einwohner, und eine Zierde der Stadt.

Die Kriegsübungen und Muſterungen der Militz gewähren den Weibern und Kindern eine unſchuldige Augenweide, befördern die Geſundheit und das Vergnügen der Truppen ſelber, und flößen den Einwohnern überhaupt angenehme Gedanken von ihrer Sicherheit, und eigenen Wichtigkeit, ein.

Ueberhaupt bin ich überzeugt, daß Genfs Feſtungswerke und Militz, auf alle dieſe Arten zuſammengenommen, mehr Glück und Vergnügen verſchaffen, als man mit allem darauf verwendetem Gelde, auf irgend eine andere Art, erkaufen könnte.

Und dieß, dünkt mich, iſt mehr, als man zum Vortheile der mehreſten ſtehenden Heere auf dem feſten Lande von Europa ſagen kann; deren Menge den Deſpotismus der Fürſten ſchützt, deren Unterhaltung den Ländern, die ſie ernähren müſſen, ſehr läſtig iſt; und

deren Kriegszucht dem Gemüthe keine angenehmen Gefühle, ſondern Grauen einflößt.

Die Leute, die dieſe Heere ausmachen, ſind wegen der Tyranney, die man an ihnen ausübt, unglücklich, und machen dagegen ihre Mitbürger durch die Plagen, die ſie ihnen hinwiederum verurſachen, unglücklich.

Aber, wird man ſagen, ſie ſchützen die Nation vor fremden Feinden. — Ach! könnte ein ausländiſcher Eroberer mehr Elend verurſachen, als dergleichen Beſchützer? — Wenn der, der ſich für meinen Beſchützer ausgiebt, mir mein Vermögen und meine Freiheit geraubt hat, ſo kann ich ihm eben nicht ſehr herzlich für die Verſicherung danken, daß er mich wider einen jeden andern Räuber ſchützen wolle.

Das ſicherſte Pfand, das dieſe kleine Republik für ihre Freiheit hat, gründet ſich auf die gegenſeitige Eiferſucht ihrer Nachbarn.

Es iſt nicht zu beſorgen, daß ihr eben das Schickſal begegnen möchte, welches Polen vor ſo kurzer Zeit noch erlitten hat. — Genf iſt ſo ein Atom von einem Staate, daß es nicht wohl getheilt werden kann.

Doch dient es den Schweizer-Kantonen zu einer Art Vormauer oder Vorwache, insbeſondere dem Kanton Bern, der es gewiß nicht gerne in Franzöſiſche oder Sardiniſche Hände würde fallen ſehen.

Für Frankreich wäre ſo ein Zuwachs nicht der Mühe werth; und für Sardinien iſts vortheilhafter, daß Genf ſeine jetzige Freyheit und Unabhängigkeit behält, als daß es ihm wieder zufiele, und unter die nämliche Herrſchaft wie ſeine andere Staaten geriethe.

Denn ſobald Genf Sardinien zu Theil würde, würden ſeine reichſten Bürger von dannen weg, und mit ihren Familien und ihrem Vermögen nach der Schweiz, nach Holland oder England, ziehen.

Mit

Mit dem Muthe und der Freiheit der Einwohner würden Handlung und Manufakturen verſchwinden, und die jetzt blühende, erleuchtete und glückliche Stadt Genf, gleich andern Städten Piemonts oder Savoyens, ein Sitz der Unterdrückung, des Aberglaubens und der Armuth werden.

In ſolchen Umſtänden würde es die Einkünfte des Königs ſehr wenig vermehren; dahingegen jetzt die Bauren aus ſeinen Staaten, jeden Markttag in großer Menge nach Genf kommen, und dort alle Produkte ihrer Feldgüter um baares Geld verkaufen. Eben dieß macht das Land mehr werth, und die Bauren, der ſehr hohen Taxen ohnerachtet, viel wohlhabender, als ſie in irgend einem andern Theile von Savoyen ſind.

Dieſer Freyſtaat trägt alſo in ſeinem jetzigen unabhängigen Zuſtande, dem König von Sardinien mehr ein, als wenn er ihm eigenthümlich zugehörte.

Wenn ein reicher Kaufmann einem armen Lord ein Stück Feldes abkaufte, ein großes Haus da erbauete, und prächtige Gärten anlegte, eine Menge Bedienten hielte, einen großen Theil ſeiner Einkünfte auf eine reiche Tafel und Gaſtfreyheit verwendete; und die Conſumtion ſeiner Tafel nebſt vielen andern Dingen von des Lords Pachtern kaufte; ſo würden dieſe gewiß wohlhabend und in den Stand geſetzt werden, ihrem Gutsherrn einen großen Pacht zu bezahlen. Dieſer Lord würde alſo ſich ſelber ſchaden, wenn er durch Proceſſe, Schikanen oder Gewaltthätigkeit den Eigner des Hauſes und der Gärten wegtreiben wollte.

Der Freyſtaat Genf iſt, in Anſehung des Königs von Sardinien, eben das, was der erwähnte reiche Kaufmann, in Anſehung des armen Lords, wäre.

Mit Vergnügen bemerke ich alſo, daß die Dauer dieſes kleinen Gebäudes der Freiheit, das meine Freunde,

die Bürger von Genf, aufgeführt haben, ſich nicht auf die Gerechtigkeit oder Mäßigung der benachbarten Mächte, und nicht auf irgend einen unſichern Grund, ſondern auf die ſtarken, dauerhaften Pfeiler ihres jederſeitigen Vortheils, gründet.

24. Brief.

Genf.

Vor wenig Tagen kam ich von einer Reiſe nach den Savoyiſchen Eisgebirgen, dem Walliſer-Lande, und andern Gegenden zwiſchen den Alpen, zurück.

Die erſtaunlichen Berichte, die ich von den Eisbergen gehört, hatten meine Neugier ſehr rege gemacht; und jene vornehme Miene, die einige, welche dieſe berühmte Reiſe gethan hatten, deshalb annahmen, ſpornete meinen Stolz noch mehr.

Kaum konnte man irgend was ſehenswürdiges oder ſonderbares erwähnen, ſo mußte man von dieſen Reiſenden mit einer Miene froſtiger Verachtung hören: — Mein lieber Herr, — das iſt nicht uneben — aber, ich verſichere Sie, gegen die Savoyiſchen Eisberge iſts nichts.

Endlich beſchlos ich, ihnen nicht mehr auf ihr bloßes Wort zu glauben, und fand einige Herren, die eben ſo dachten. Die Geſellſchaft beſtund aus dem Herzog von Hamilton, Herrn U —, Herrn G —, Herrn K —, und mir ſelber.

Des Morgens früh, am dritten des Auguſts, reiſeten wir aus Genf ab, und frühſtückten zu Bonneville, einem Städtgen im Herzogthum Savoyen, am Fuße des Mole, und an den Ufern der Arve.

Der Gipfel des Mole ſoll, wie man uns ſagte, ungefähr 4600 Engliſche Fuß über dem Genfer See

beym

beym Ausfluſſe der Rhone erhaben ſeyn; welcher letztere ungefähr 1200 Fuß über der Oberfläche des Mittelländiſchen Meers erhaben iſt. Dieß will ich auf das Wort meines Kenners glauben, wie ſehr er auch auf ſeine Entdeckung ſich brüſten mag.

Von Bonneville reiſeten wir weiter nach Glüs, auf einer ziemlich guten, und wegen der ſonderbaren und mannigfaltigen Landſchaften, die man von dannen erblickt, ſehr anmuthigen Straße. Während der Reiſe nehmen die Gegenſtände jeden Augenblick eine neue Geſtalt an; denn der Pfad ſchlängelt ſich beſtändig, um ſich nach der Lage der Gebirge zu richten, und eine Oeffnung zwiſchen den Felſen zu gewinnen, die an einigen Orten auf eine ſehr drohende Art herüber hangen. Die Gebirge überſehen und drängen dies Städtgen Glüs ſo hart, daß, als ich in der Hauptgaſſe ſtund, jedes Ende derſelben ganz verſperrt zu ſeyn ſchien; und allenthalben wo irgend ein Haus eingefallen war, ſchien die Lücke dem Auge, aus einer mäßigen Entfernung, auf die nämliche Art durch ein grünes Gebirge ausgeſtopft zu ſeyn.

Als wir aber Glüs verließen, fanden wir eine gute Straße längs dem Ufer der Arve hin, auf beyden Seiten von ſehr hohen Bergen begränzt, deren einander gegenüber liegende Wände ſo genau auf einander paſſen, daß man glauben ſollte, ſie ſeyn durch irgend eine gewaltige Erſchütterung der Natur entzwey geriſſen worden.

An andern Orten iſt die eine Seite dieſes Paſſes ein hoher ſenkrechter Fels, der ſo glatt iſt, daß er nicht von Natur abgeriſſen, ſondern von unten bis oben durch Menſchenhände behauen zu ſeyn ſcheint; dieweil die ganze gerade gegenüber liegende Seite mit dem anmuthigſten Grün bekleidet iſt.

Fernerhin erweitert ſich die Oeffnung zwiſchen den Gebirgen allmählig, und die Scene ſtellt herrliche und

mannigfaltige Abwechſelungen wilder Landſchaften dar.

Ehe man in's Städtgen Sallenche gelangt, muß man über die Arve, die um dieſe Jahreszeit weit größer als im Winter iſt, und durch den zerſchmelzenden Schnee der Alpen aufgeſchwellt wird.

Dieſer Fluß entſpringt im Kirchſpiele Argentiere, im Siemen-Thale, wird ſogleich durch Bergſtröme aus den benachbarten Gletſchern verſtärkt, und ſtürzt ſein kaltes trübes Waſſer in die Rhone, bald nach dem Ausfluſſe dieſes Stroms aus dem Genfer-See.

Der Kontraſt zwiſchen dieſen beyden Flüſſen iſt ſehr auffallend. Die Rhone iſt eben ſo rein und lauter, als die Arve trüb und ſchlammigt iſt. Die Rhone ſcheint die Verbindung zu ſcheuen, und enthält ſich ihrer häßlichen Gattin ſo lang als möglich. Zwo Engliſche Meilen weit unterhalb des Orts ihrer Verbindung, bemerkt man immer noch eine Uneinigkeit zwiſchen dieſem ſo ungleichen Paare. Allmählig aber nimmt ihr Zwiſt durch lange Angewohnheit ab, bis ſie endlich der Nothwendigkeit und jenen unerbittlichen Geſetzen, die ſie zuſammenpaarcten, nachgeben, ſich in vollkommener Eintracht mit einander vermiſchen und in einem gemeinſchaftlichen Strome bis ans Ende ihres Laufes fortfließen.

Wir übernachteten zu Sallenche; und weil wir auf unſerer übrigen Reiſe uns keiner Chaiſen bedienen konnten, ſchickten wir ſie nach Genf zurück, und befahlen den Poſtknechten, an der andern Seite des Sees herumzufahren, und uns im Flecken Martigny, oder Martinach, im Walliſer-Lande, abzuholen.

Wir accordirten mit einem Maulthiertreiber zu Sallenche, der uns Maulthiere zur Reiſe über die Gebirge nach Martigny verſchaffte. Von Sallenche nach dem Siemen-Thale iſts eine ſtarke Tagreiſe, nicht wegen der Entlegenheit, ſondern wegen der Schwierigkeit

und

und Krümmungen des Weges, und der ſteilen Anhöhen, die man den ganzen Weg über ſehr mühſam auf- und abſteigen muß.

Einige von den Bergen ſind mit Fichten, Eichen, Birken und Nußbäumen bewachſen; und dieſe mit Aepfel- Pflaumen- Kirſchen- und andern Fruchtbäumen untermiſcht; ſo daß wir einen großen Theil des Vormittags im Schatten ritten.

Außer der erfriſchenden Kühle, die uns dieſe Bäume gewährten, waren ſie mir, einer andern Urſache wegen, höchſt angenehm. Der Pfad war an einigen Orten ſo außerordentlich ſteil, daß ich immer glaubte irgend jemand unter uns würde ſtürzen; und deshalb mit Vergnügen gedachte, daß dieſe Bäume uns in dem Falle aufhalten, und nicht weit hinabſtürzen laſſen würden.

Als wir aber dieſen Schutz der Bäume verloren, hatten wir noch viele pfadloſe, jähe Berge zurückzulegen. Nun konnten wir uns nur noch auf die Scharfſichtigkeit unſerer Maulthiere verlaſſen. Ich meines Theils wurde ſehr bald überzeugt, daß es in allen zweifelhaften Fällen weit ſicherer war, ihren als meinen Augen zu trauen. Denn wenn mir eine Wahl unter Schwierigkeiten aufſtieß, und das Maulthier und ich verſchiedener Meynung waren, und ich halsſtarriger als mein Maulthier war, und ſchlechterdings wollte, daß es mir folgen ſollte; mußte ich's allemal bereuen, nach dem Orte zurückkehren, wo unſer Zwiſt angefangen hatte, und dem Pfade folgen, den das Maulthier gleich anfangs gewählt hatte.

Ein Vergnügen iſts, die Vorſichtigkeit dieſer Thiere auf ihrem Wege, dergleichen gefährliche Felſen hinab, zu beobachten. Bisweilen ſtrecken ſie ihre Köpfe über den Rand des Abgrunds, betrachten mit ſorgfältiger Behutſamkeit jeden möglichen Weg, auf dem ſie hinab gehen können,

können, und entſchließen ſich endlich gewiß zu dem, der überhaupt der beſte iſt. Als ich dieß in verſchiedenen Fällen bemerkt hatte, legte ich den Zügel meinem Maulthiere auf den Nacken, und lies es ſeinen eigenen Weg gehen, ohne ihm den geringſten Zwang anzuthun.

Dieß iſt ohne Zweifel der beſte Weg; und ich empfehle ihn allen meinen Freunden auf ihrer Reiſe durchs Leben, wenn ſie Maulthiere zu Reiſegefährten haben.

Während der ſchwülen Hitze des Tages raſteten wir einige Zeitlang in einem ſehr anmuthig gelegenen Dorfe, Namens Serve; von dannen ritten wir den ſteileſten und rauheſten Weg hinauf, den wir bis dahin geſehen hatten, und kamen an einem Berge vorbey, der, ihrer Ausſage nach, eine reiche Kupfer-Ader enthalten ſoll, die aber von ihren Eignern ſeit vielen Jahren nicht mehr gebauet werde.

Als wir durch ein kleines Dorf kamen, ſah ich viele Bauersleute in eine Kirche gehen. — Es war irgend eines Heiligen Feyertag. — Die armen Leute mußten ihr halbes Vermögen angewendet haben, Goldblätter zu kaufen. — Alles war vergoldet. — Die heilige Jungfrau war in einen neuen goldpapiernen Rock aufgeputzt; — das Kind in ihren Armen war eben ſo glänzend; die Perüke auf ſeinem Kopfe allein ausgenommen: denn dieſe war Schneeweiß, und gewiß an eben dem Morgen noch neu gepudert worden.

Ich konnte mich bey dieſem lächerlichen Anblicke des Lächelns kaum enthalten; welchen das Volk mit eben ſo großer Ehrfurcht betrachtete, als es den Originalen ſelber hätte erweiſen können, wenn ſie da geweſen wären.

Als ich meine Augen gegen die Decke aufhob, ſah ich etwas noch außerordentlichers: ein Bild Gottes des Vaters, auf einer Wolke ſitzend, und wie ein Papſt gekleidet, mit der Tiara auf ſeinem Haupte. Darüber müßte ſich nun freylich ein jeder, natürlicherweiſe, är-

gerrn;

gern; wenn einen die unendliche Ungereimtheit des Einfalls nicht zugleich zum Lachen reizte.

Um ſechs Uhr des Abends langten wir im Siemen-Thale an, und fanden eine Herberge in einem kleinen Dorfe, Namens Prieuré. Das Siemen-Thal iſt ohngefähr ſechs größere Meilen lang, und eine Engliſche Meile breit. Zwiſchen den Oeffnungen dieſer Gebirge, auf der einen Seite des Thales, ſtürzen jene ungeheure Schnee- und Eismaſſen, die ſogenannten Gletſcher, von Mont Blanc, ihrer eigentlichen Quelle, herab.

Auf der einen Seite des Thales, den Gletſchern gegenüber, ſtehet der Brevenberg, deſſen Rücken fünftauſend dreyhundert Engliſche Fuß höher iſt als das Thal. Viele Reiſende, die neugieriger und unermüdlicher ſind, als wir waren, betrachten die Eisberge zuerſt vom Gipfel des Brevenberges aus. Da nur ein enges Thal zwiſchen dieſem und den Eisbergen liegt, die er insgeſammt, wie jeden andern Gegenſtand ringsherum, Mont Blanc allein ausgenommen, überſieht; ſo muß die Ausſicht von dannen ſehr vortheilhaft und herrlich ſeyn.

Wir beſchloſſen, den Anfang mit Montanvert zu machen, von welchem wir nach den Eisbergen gehen konnten, und verſpareten den Brevenberg auf einen andern Tag, falls wir ſodann Luſt dazu hätten. Als wir uns in unſerer Herberge eine Stunde lang erfriſcht hatten, thaten Herr K — und ich einen Spatzirgang durchs Thal.

Das Kapitel der Prieſter und Canonikorum zu Sallenche beſitzt die Herrſchaft über Chamouni, und zieht Einkünfte von deſſen armen Einwohnern, welche die höchſten Alpengebirge mit all ihrem Eis und Schnee nicht für Raubſucht und Erpreſſungen ſchützen können.

Das Pfarrhaus iſt bey weitem das ſchönſte im ganzen Thale. Als ichs ſahe, fragte ich einen jungen

Kerl, der bey mir ſtand, ob der Pfarrer reich ſey?

„Ja wohl, Herr, — abſcheulich reich, antwortete er: — auch zehrt er uns faſt all unſer Getraid weg!

Ich fragte ihn ſodenn, ob die Einwohner von Chamouni nicht wünſchten, ſeiner los zu werden?

„Ja wohl — ſeiner — wir müßten aber einen andern bekommen.

Müßten! — das ſeh ich eben nicht ein! ſagte ich: — Bedenkt, wenn ihr keinen Pfarrer hättet, ſo hättet ihr mehr zu eſſen.

Der Junge ſtaunte mich an — und antwortete darauf ſehr treuherzig — Ach, Herr, hier zu Lande ſind die Pfarrer eben ſo unentbehrlich als Brod.

Wahrlich, dieſer Pfarrer prägt ſeinen Pfarrkindern die Grundlehren der Religion ſehr eifrig ein! — Ich ſehe, daß eure Seele in ſehr guten Händen iſt, ſagte K —, und gab dem Jungen eine Krone: hier iſt aber auch etwas für euren Leib.

In meinem nächſten Briefe will ich mich bemühen, Ihnen einige Nachricht von den Eisbergen zu geben: — Vorjetzt muß ich Ihnen eine gute Nacht wünſchen.

---

25. Brief.

Genf.

Am Morgen ziemlich früh fingen wir an, den Montanvert zu beſteigen, von deſſen Gipfel man leicht auf den gleichnamigen Eisberg, und ins Eisthal gelangen kann.

Unſere Maulthiere trugen uns vom Wirthshauſe queer über das Thal, und ſogar ziemlich weit den Berg hinan; der endlich ſo ſteil wurde, daß wir abſteigen und ſie zurückſenden mußten. Nur Herr U —, der

zuvor ſchon hier geweſen, und ſolcher Wege gewohnt war, ritt ohne Barmherzigkeit ſein Maulthier bis auf den Gipfel, furchtlos, über Klippen, über welche eine Ziege oder Gemſe ſehr behutſam geklettert ſeyn würde.

Die Gemſe, die man nur in dieſen Gebirgen antrift, vereinigt in ſich die verſchiedenen Eigenſchaften der Ziege und des Rehes. — Sie ſoll behender als irgend ein anderes vierfüßiges und eben ſo ſtarkes Thier ſeyn.

Als wir vier Stunden lang Bergan geklettert waren, erreichten wir den Gipfel des Montanvert. Der Tag war ungemein heiter, die Gegenſtände rings herum herrlich und majeſtätiſch, aber, in gewiſſer Betrachtung, von dem, was ich erwartet hatte, verſchieden.

Das Thal Chamouni war verſchwunden: — der Brevenberg ſchien ſich erſtaunlich nahe herangeſchlichen zu haben: und wäre ich nicht juſt zuvor über die Ebene gekommen, die die zween Berge trennt und eine Engliſche Meile breit iſt, ſo würde ich geglaubt haben, ihre Füße berühreten einander, und ihre Entfernung oben rühre blos von der Abnahme der Größe aller Berge gegen ihre Gipfel her. Dem Auge allein nach zu urtheilen, hätte ich glauben ſollen, man könnte vom Platze, wo ich ſtand, den Brevenberg mit Steinen erreichen.

Hinter Montanvert liegt eine Kette von Bergen, die ganz mit Schnee bedeckt ſind, und ſich in vier verſchiedene ſehr hohe Klippen endigen, die wie ſchmale Pyramiden oder Spitzſäulen ausſehen. Man heißt ſie die Nadeln; und jede hat ihren eigenen Namen. — Mont Blanc, vom Montanvert, dem Brevenberg, den Nadeln, und andern beſchneyten Bergen umringt, ragt über ſie alle, wie ein Rieſe über Zwerge, hervor.

Die Höhe, die wir nun erreicht hatten, lag ſo weit dieſen Berg hinan. Ich war alſo eben ſo ſehr erſtaunt als verdrießlich, da ich, nachdem ich dreytauſend

Fuß

Fuß hinauf geklettert war, fand, daß Mont Blanc hier noch eben ſo hoch ſchien, als da wir noch im Thale waren.

Als wir den Montanvert, von Chamouni oder dem Siemen=Thale aus, erſtiegen hatten, und auf der andern Seite wieder ein wenig hinabſtiegen, fanden wir uns auf einer Ebene, deren Geſtalt man ſchicklich mit derjenigen verglichen hat, die ein ſtürmiſches Meer haben würde, wenn es plötzlich von einem ſtarken Froſt ergriffen und feſtgehalten würde. Dies heißt man das Eisthal. Es erſtreckt ſich verſchiedene Meilen weit hinter Montanvert, und ſoll zweytauſend dreyhundert Fuß höher liegen, als das Siemen=Thal.

Vom höchſten Gipfel des Montanvert überſchaueten wir alle die folgenden Gegenſtände, deren einige die Ausſicht auf andere eben ſo ſehenswürdige Vorwürfe zu verwehren ſchienen: — Das Eisthal, die Nadeln, Mont Blanc, nebſt den unten liegenden Schnee=Gebirgen, die mit dem Brevenberge und den grünen Bergen, Chamouni gegenüber, einen herrlichen Kontraſt ausmachten, und die Sonne in vollem Glanze, die alle dieſe Gegenſtände in ihrem vortheilhafteſten Lichte zeigte. — Dieß alles macht eine eben ſo erhabene als reizende Scene aus, die meine Schilderungskunſt weit überſteigt, und der Beredſamkeit jenes ſehr ſinnreichen Herrn würdig iſt, der dieſe Gegenſtände in einem eigenen Traktate ſo herrlich geſchildert, und in ſeinen Reden im Parlemente ſo viele Proben ſeiner Beredſamkeit gegeben hat.

Dieweil wir dieſe Scene mit Muße betrachteten, merkten einige unter der Geſellſchaft an, daß die Ausſicht vom Gipfel einer der Nadeln noch weit herrlicher ſeyn würde, weil ſich der Blick ſodenn über Breven, bis jenſeits der Stadt Genf und bis an das Gebirg Jura erſtrecken, und das Walliſer=Land und viele andere Gebirge und Thäler überſchauen könnte.

Dieß

Dieſs reizte die Ehrbegierde des Herzogs von Hamilton. Er fuhr auf, und rannte nach der Nadel du Dru, der höchſten unter den vier Nadeln. Ohnerachtet er ſchnell wie eine junge Gemſe über das Eis ſprang, dauerte es doch ziemlich lange, bis er den Fuſs der Nadel erreichen konnte: — ſo leicht kann man ſich in dieſen beſchneyeten Gegenden, in Anſehung der Entfernungen, täuſchen!

Sollte er den Gipfel erreichen, ſagte Herr G —, der ihm begierig nachſahe, ſo wird er betheuren, wir hätten nichts geſehen. — Aber ich will's verſuchen, ob ich nicht eben ſo hoch ſteigen kann, als Er; — ich ſehe nicht gerne Leute über mir. — Und ſomit rannte er ihm nach.

Bald darauf ſahen wir ſie beyde den Felſen hinan klettern: — Der Herzog hatte ſchon eine beträchtliche Höhe erreicht, als er plötzlich von einem ganz unerſteiglichen Theile des Felſen aufgehalten wurde; denn ſeine ungeſtüme Begierde hatte ihm keine Zeit gelaſſen, den leichteſten Pfad zu wählen: und ſo wurde er von Herrn G — noch eingeholt.

Hier hatten ſie nun Zeit zu verſchnauben, und ſich ein wenig abzukühlen. Der eine war entſchloſſen, ſich nicht übertreffen zu laſſen; und der andere hielt die That nun ſchon nicht mehr der Mühe werth, da er doch die Ehre mit einem andern würde theilen müſſen. Wie zwo eiferſüchtige Mächte, die ſich durch einen fruchtloſen Kampf entkräftet haben, kehreten ſie alſo nun ermattet und in ihren Hoffnungen getäuſcht, zurück an den Ort, von wannen ſie weggerannt waren.

Als wir uns an den Speiſen und dem Weine, ſo unſere Wegweiſer von Prieuré mitgebracht, ſehr erlabt hatten, giengen wir über einen ſanften Abhang vom grünen Theile des Montanvert, ins Eisthal hinüber. Ein Spatzirgang auf dieſem Eismeer hat ſeine

Beſchwerlichkeiten. An einigen Orten ſind die Anhöhen, die man mit Wogen verglichen hat, vierzig bis funfzig Fuß hoch: da ſie aber rauh ſind, und das Eis mit Schnee vermengt iſt, ſo kann man hinüber gehen. An andern Orten ſind dieſe Wogen gar nicht groß, und in einigen Gegenden iſt die Oberfläche des Thales ganz eben.

Was aber das Gehen über dieſes Thal noch ſchwerer und gefährlicher macht, das ſind die Ritzen im Eiſe, die man allenthalben antrift, wohin man auch geht. Dieſe Ritzen ſind zwey bis ſechs Fuß breit, und erſtaunlich tief; und reichen von der Oberfläche des Thals, durch eine viel hundert Klaftern dicke Eismaſſe hinab. Wenn wir einen Stein oder irgend ſonſt was dichtes hinunter warfen, konnten wir das hohle Getöſe ſeines Falles ſehr lange hören. Es ertönete wie Wogen, die ſich in einer weiten Entfernung an Klippen zerſchellen.

Unſere Wegweiſer, die durch Gewohnheit kühn geworden waren, ſprangen ohne die geringſten Anzeigen von Furcht über dieſe Ritzen weg; ohnerachtet ſie uns ſagten, ſie hätten oft während der Zeit, da ſie im Thale gingen, neue Riſſe entſtehen ſehen. Doch ſetzten ſie auch zu unſerer Beruhigung hinzu, vor dem Entſtehen neuer Riſſe gehe allezeit ein lautes anhaltendes Getöſe her, und verkündige was bevorſtehe.

Man ſieht aber wohl, daß dieſe Warnung, geſetzt auch, ſie gienge allezeit vor dem Riſſe her, doch denen, die mitten im Thale wären, nichts helfen könnte; denn ſie könnten weder gewiß wiſſen, wohin ſie fliehen müßten, noch Zeit genug haben, zu entrinnen: und ſollte das Eis gerade unter ihren Füßen berſten; ſo müßten ſie unvermeidlich zu Grunde gehen. — Vermuthlich ereignen ſich aber dergleichen Vorfälle ſehr ſelten; und eben dieſe Seltenheit beruhigt weit mehr, als alles Raiſonniren hierüber.

Man muthmaßt, der Schnee und das Eis unten ſchmelzen von der Wärme der Erde, und hinterlaſſen große Hölen wie Gewölber. Dieſe natürliche Gewölber tragen, eine lange Zeit über, eine erſtaunliche Laſt von Eis und Schnee; denn vom Boden bis an die Oberfläche dieſes Thales iſts ſehr weit. — Da aber das Eis unten immer weiter wegſchmilzt, und der Schnee oben immer anwächſt, ſo müſſen die Gewölber endlich einſtürzen, und ſomit die obenerwähnte Geräuſche und Riſſe verurſachen. Auch Waſſer, das von der Oberfläche in die Klüfte hinabſtürzen, oder durch irgend einen andern Weg in dieſe ungeheure Schneemaſſen gelangen mag, kann durch ſeine plötzliche Ausdehnung während ſeines Gefrierens, neue Riſſe auf der Oberfläche veranlaſſen.

Wir hatten viel vom Unheil gehört, das die Schneelauen anrichten. Dieſe entſtehen, wenn der Schnee von den Winden an die höchſten und am meiſten hervorragenden Spitzen der Klippen und Berge getrieben wird, wo er verhärtet, und bisweilen ſo lange hangen bleibt, bis ſich eine ungeheure Maſſe zuſammen gehäuft hat. Wenn aber dieſe Stützen die immer wachſende Laſt nicht länger tragen können, ſtürzt die Schneelaue plötzlich, wälzt große Theile des losgedrückten Felſen oder Bergs mit ſich, von einer erſtaunlichen Höhe und mit einem donnernden Getöſe, ins Thal herab, und reißt alle Bäume, Häuſer, Thiere und Menſchen, die ſie eben auf ihrem Wege findet, in den unvermeidlichen Untergang mit. (*)

(*) Ac veluti montis ſaxum de vertice præceps
Cum ruit avulſum vento, ſeu turbidus imber
Proluit aut annis ſolvit ſublapſa vetuſtas:
Fertur in abruptum magno mons improbus actu,
Exultatque ſolo, ſilvas, armenta, viroſque
Involvens ſecum. *Virg.*

Die mehreſten von denen, die die Eisberge beſuchten, haben eine oder mehrere von dieſen Schneelauen juſt herabſtürzen ſehen, und ſind, ihres Theils, immer durch ein Wunderwerk noch entronnen. — Juſt ſo, wie die mehreſten Leute, die auch nur Eine Seereiſe, geſetzt auch nur zwiſchen Dover und Calais, gethan haben, einen Sturm ausgeſtanden haben, und nur mit der genaueſten Noth dem Schiffbruch entronnen ſind.

Alles, deſſen ſich unſere Reiſegeſellſchaft rühmen kann, iſt, daß wir während der Nächte, die wir zu Chamouni, oder im Siemen-Thale, zubrachten, oft ein Getöſe gleich einem fernen Donner, gehört haben, das, wie man uns ſagte, vom Herabſtürzen irgend einer ſolchen Schneelaue, wenige Engliſche Meilen weit von dannen, herrührte. Und auf unſeren Spatzirreiſen ſahen wir Bäume zerſchmettert, und Stücke Grundes aus den Wänden der Berge geriſſen, über welche vor zwey oder drey Jahren, ehe wir da vorbey kamen, Schneelauen herabgeſtürzt ſeyn ſollen. Dieß waren die größten Gefahren, denen wir entronnen ſind. — Und das nämliche Glück wünſche ich von Herzen allen Reiſenden, was ſie ſelber übrigens auch ihren Freunden bey ihrer Rückkunft zu erzählen belieben mögen.

Das Eisthal iſt verſchiedene Meilen lang, und nicht über eine Viertheilmeile breit. Es zertheilt ſich in verſchiedene Zweige, die ſich hinter die oben erwähnte Kette von Bergen ſtrecken. Es erſcheint wie ein Amphitheater von Eis: und wird von Bergen begränzt, in deren Klüften es Kryſtall-Säulen geben ſoll. — Die weißgraue Majeſtät des Mont Blanc — Ich lief eben Gefahr, mich in Poeſie zu verſteigen; beſann mich aber noch auf das Schickſal des Icarus, und hielts für das rathſamſte, es mit meinen wächſernen Flügeln nicht zu wagen. — Erlauben Sie mir alſo, lieber

folgende

folgende Zeilen zu entlehnen, die Ihnen beſſer, als irgend ein Flug von mir ſelber gefallen, und mich vor einem Sturze ſichern werden:

So ſteigen Zemblaos Gebirge, die herrliche Schöpfung des Froſtes,
Weiß in die Lüfte empor und funkeln weit über die Küſte.
Ungefühlt gleiten von ferne die blaſſen Sonnen vorüber;
Und Blitze ſpielen umſonſt auf dem unſchmelzbaren Eis.
Ein unaufhörlicher Schnee thürmt ſeine wachſende Haufen
Je länger je höher empor, und füllt die ſchimmernden Berge;
Stützt den darauf ruhenden Himmel, wie Atlas; und unerſchüttert wie er,
Steht jede eisgraue Laſt, ein tauſendjähriger Winter, beyſammen.

Als wir ziemlich lange im Thale ſpatzirt, und uns hinlänglich mit Eis regalirt hatten, entſchloſſen wir uns endlich, nach unſerer Hütte zu Prieuré zurückzukehren. Unſere Wegweiſer führten uns einen kürzern und ſteilern Weg hinab, als den wir herauf gekommen waren, und ohngefähr zwo Stunden nach dem Antritt unſerer Hinabreiſe, fanden wir uns am Fuße des Berges. Dieſes ſchnelle Herabſteigen fühlen die mehreſten den Muſkeln der Schenkel und Beine empfindlicher, als ſogar das Hinaufklettern. Ich, meines Theils, war faſt ganz entkräftet; und da wir immer noch ein paar Engliſche Meilen weit von unſerer Herberge entfernt waren, ſo war ich ſehr froh, daß ich unſere folgſame Maulthiere auf uns wartend fand, uns nach unſerer Hütte zu tragen: wo wir endlich anlangten, uns in einem kleinen Zimmer verſammelten, von wannen wir keine Eisthäler, Kriſtallhügel und Schneegebirge mehr erblickten, und nichts als niedrige Gegenſtände, kaltes Fleiſch, grobes Brod und ſchlechten Wein vor uns

 ſahen;

ſahen; aber Mittel fanden, uns eine Stunde lang, ehe wir zu Bette giengen, mit Betrachtung der Thaten, die wir den Tag über gethan, und der Wunderdinge, die wir geſehen hatten, zu ergötzen. — Ob dieß, oder der Anblick der Scenen ſelber, das meiſte Vergnügen gewähre, iſt eine Frage, die die Caſuiſten noch nicht entſchieden haben.

26. Brief.

Genf.

Es giebt fünf oder ſechs verſchiedene Eisberge, die insgeſamt ſich auf die eine Seite des Siemen-Thals endigen, in einem Raume von ungefähr fünf Meilen.

Dieſe ſind ungeheuere Haufen von Schnee und Eis, die in den Zwiſchenräumen oder Klüften zwiſchen den Bergen entſtehen, welche die Seite des Thals nahe am Mont Blanc begränzen.

Da der Schnee in dieſen Klüften vor der Wirkung der Sonne bedeckt iſt, ſo kann die Sommerhitze nur einen gewiſſen Theil davon ſchmelzen. Dieſe Vorräthe von Eis und Schnee entſtehen nicht aus dem, was unmittelbar aus der Luft herab in die Zwiſchenräume fällt; ſondern aus dem Schnee, der zur Winterszeit auf die höchſten Gipfel des Mont Blanc fällt. Davon gleiten große Lagen oder Schichten unvermerkt durch ihre eigene Schwere hinab, und da ſie in dieſen Zwiſchenräumen keinen Widerſtand finden, ſo formiren ſie lange unregelmäßige Wurzeln rings um alle die angränzenden Gebirge her.

Von dieſen ſtrecken ſich fünfe durch fünf verſchiedene Oeffnungen ins Siemen-Thal, und werden Gletſcher genannt, auf deren einem wir geweſen waren.

Vorjeẞt iſt ihre Oberfläche Ein bis zweytauſend Fuß höher als das Thal.

Ihre Breite hängt von der Weite des Zwiſchenraums zwiſchen den Bergen ab, worinn ſie entſtehen.

Vom Thale her betrachtet, gewähren ſie, meines Erachtens, einen weit ſchönern Anblick, als von ihrem Gipfel.

Die Sonnenſtralen wirken mit verſchiedenen Graden von Stärke auf ihre verſchiedene Theile; je nachdem dieſe ihnen mehr oder weniger ausgeſetzt ſind; ſie ſchmelzen alſo auch das Eis mehr oder weniger, und veranlaſſen ſo, mit Beyhülfe einer etwas lebhaften Einbildungskraft, Vorſtellungen von Säulen, Bögen und ſpitzigen Thürmen, die an einigen Orten durchſichtig ſind.

Ein ſolches Gebäude von Eis, das etwan zweytauſend Fuß hoch, und ſechstauſend breit iſt, muß, wenn die Sonne voll darauf ſcheint, wie ſie mir leicht zugeſtehen werden, ein ſehr ſonderbares Stück von Architectur vorſtellen.

Unſere Geſellſchaft beſtieg nur den Gletſcher von Montanvert, der nicht der höchſte iſt; und begnügte ſich, die andern vom Thale her zu betrachten. Neugierigere Reiſende aber werden es gewiß der Mühe werth halten, jeden derſelben genauer und umſtändlicher zu betrachten.

Einige Leute ſind ſo große Liebhaber von Gletſchern, daß ſie ſich nicht mit derſelben jetzigen Größe begnügen, ſondern zuverſichtlich behaupten, ſie müſſen nothwendig jedes Jahr größer werden: und dieß wollen ſie ſo beweiſen.

„Das wirkliche Daſeyn der Gletſcher beweiſt zur Gnüge, daß irgend einmal während des Winters ſich mehr Schnee angehäuft hat, als die Sommerhitze nachher ſchmelzen konnte. Nun aber muß dieſe Disproportion nothwendig jedes Jahr größer werden, und folglich müſſen

die Gletſcher wachſen: weil irgend eine gegebene Quantität Schnees und Eiſes, die einen Sommer hindurch übrig bleibt, die Kälte der Atmoſphäre rings herum vermehren muß; die, vom Schnee der folgenden Winter verſtärkt, der ſchmelzenden Kraft der Sonne, im zweyten Sommer mehr als im erſten, und im dritten noch mehr als im zweyten, widerſtehen muß, und ſo weiter.“

Aus dieſen Gründen ſchließt man, daß die Gletſcher immer jedes Jahr, bis ans Ende der Welt, je länger je größer werden müſſen. Die Urheber dieſer Theorie bedauren alſo, daß ſie ſelber ſo früh in die Welt gekommen ſind, weil ſie, wenn ſie neun oder zehntauſend Jahre ſpäter geboren würden, die Gletſcher in einer weit größern Herrlichkeit ſehen würden; da Mont Blanc jetzt nur ein Zwerg gegen das iſt, was er alsdenn ſeyn wird.

So vernünftig dieß auch ſcheinen mag, ſo hat man doch Einwürfe dagegen gemacht; und dieß thut mir leid: denn wenn eine Theorie ſo ziemlich conſiſtent, wohlgebauet und hübſch anzuſehen iſt, ſo kann einen nichts mehr verdrießen, als wenn man einen ungebeten dienſtfertigen Geſellen das ganze Gebäude plötzlich mit einem Federzuge wegkehren ſieht, wie Harlequin in einer Pantomime ein Haus durch bloßes Berühren mit ſeinem Säbel niederſtürzt.

Dergleichen Widerſprecher ſagen, wie die Gletſcher an Größe zunehmen, ſo müſſen die Sonnenſtralen auch eine größere Oberfläche bekommen, auf die ſie wirken; und folglich werden ſie auch mehr Schnee zerſchmelzen; und dieß muß zuverläßigerweiſe den behaupteten beſtändigen Anwachs verhindern.

Aus dieſer Schwierigkeit weis aber ihre Gegenparthey ſich durch die zuverſichtliche Behauptung herauszuwickeln, daß die vom bereits angehäuften Schnee und Eis veranlaßte größere Kälte ihre Auflöſung weit

ſtärker

ſtårker hindere, als der Anwachs der Oberfläche ſie befördern könne; und zur Beſtårkung ihres Syſtems erzählen ſie uns, daß die älteſten Einwohner vom Siemen-Thale ſich noch einer Zeit erinnern, da die Gletſcher viel kleiner waren, als ſie jeẓt ſind, und da ſie vom Eisthale an Oerter hinter den Bergen durch Wege gehen konnten, die nun von Schneehügeln, welche noch nicht über funfzig Jahr alt ſind, verſperrt werden.

Ob die Einwohner des Siemen-Thales dieß aus einer löblichen Parthenlichkeit für die Gletſcher, die ſie nun (wegen der Fremden, die ſie ins Thal locken) für ihre beſten Freunde anſehen mögen, — oder aus Gefälligkeit für diejenigen, ſo die obenerwähnte Meynung behaupten, — oder aus wirklicher Beobachtung, verſichern, — will ich nicht entſcheiden. Ich ſelbſt aber habe verſchiedene alte Leute im Siemen-Thale dieß als eine Thatſache behaupten gehört.

Da die Widerſprecher alſo ihren vorigen Einwurf aufgeben müſſen; ſo verſuchen ſie zunächſt, zu zeigen, daß die obenerwähnte Theorie zu einer Ungereimtheit führe. Denn, ſagen ſie, wenn die Gletſcher alſo ins Unendliche fortwüchſen, ſo würde die Erdkugel ſelber mit der Zeit ein bloßer Anhang von Mont Blanc werden.

Die Vertheidiger des beſtändigen Anwachſes der Gletſcher erwiedern, da dieſe Beſchwerlichkeit ſich bisher noch nicht ereignet habe, ſo bedürfe man keiner andern Widerlegung der gottloſen Lehre gewiſſer Weltweiſen, welche behaupten, die Welt ſey von Ewigkeit her geweſen: und was den Wahn beträfe, als ob die Erdkugel ſelber ein Anhang des Eisbergs werden dürfte, ſo verſichern ſie uns, daß die Welt lange vorher ein Ende nehmen wird, ehe dieſer Fall ſich ereignen könne. Daß alſo die furchtſamſten und ſchwächlichſten Leute ſich deshalb weiter keine Sorge machen dürfen.

Ich, meines Theils, wünſche zwar den Gletſchern und allen Einwohnern des Siemen-Thals, in deren Geſellſchaft ich einige Tage vergnügt zugebracht habe, alles Wohlergehen! will mich aber in dieſen Streit nicht mengen, ſondern deſſen Werth oder Unwerth Ihrem eigenen Urtheile anheimſtellen.

27. Brief.

Genf.

Am Morgen des Tages unſerer Abreiſe von Prieuré ſah ich ein Mädgen von einem ſehr ſonderbaren Anſehen vor der Thüre eines Hauſes ſitzen. Als ich ſie anredete, gab ſie mir keine Antwort: aber ein ältlicher Mann, der ein Soldat in des Königs von Sardinien Dienſten geweſen, und mit dem ich vom erſten Augenblicke unſerer Ankunft an bekannt geworden war, ſagte mir, dieß Mädgen ſey ein Ideote, und ſey's ſchon von ihrer Geburt an geweſen.

Er führte mich ſodann in zwey andere Häuſer, in deren jedem es eine Perſon im nämlichen traurigen Zuſtande gab; und er verſicherte mich, im ganzen Siemen-Thale ſey von einer Familie, die aus fünf bis ſechs Kindern beſtünde, gemeiniglich eines derſelben ein vollkommener Ideote.

Dieß wurde mir von einigen andern Leuten, gegen welche ich es nachher erwähnte, bekräftigt. Man ſagte mir zugleich, die Eltern ſeyen ſo weit davon entfernt, dieß für ein Unglück zu halten, daß ſie es vielmehr für einen Vorboten von Glück für die übrige Familie, und für kein Unglück für den Ideoten ſelber anſähen, den ſie allezeit aufs beſte und zärtlichſte verpflegten und verſorgten.

Ich fragte meinen Soldaten, ob er auch unter ſeiner eigenen Familie einen Ideoten habe? — Nein, mein Herr, antwortete er; auch iſt es mir Zeitlebens ſehr hart gegangen.

Haltet ihr denn dieſe arme Geſchöpfe nicht für ſehr unglücklich?

Um Vergebung, mein Herr, — ſie ſind ſehr glücklich. —

Ihr wolltet aber doch ſelber nicht gerne in dieſem Zuſtande geboren worden ſeyn?

Sie glauben alſo, mein Herr, das wäre mir ſehr leid geweſen?

Leid! — Ja wohl: — dünkts euch nicht auch ſo?

Ganz und gar nicht, mein Herr; ich hätte ſodenn nie arbeiten dürfen. —

Einem Menſchen, der blos um ſein Brod Zeitlebens ſehr hart hat arbeiten müſſen, dünkt Arbeiten das größte Unglück, und beſtändiges Müſſiggehen das größte Glück. Wäre dieſer Soldat im Müſſiggange auferzogen worden, und hätt er all den Ekel und die Niedergeſchlagenheit erfahren, die die müſſige Ueppigkeit begleiten; ſo würde er vermuthlich ganz anders gedacht haben.

Auf dieſer Reiſe bemerkte ich, daß in einigen Dörfern, und eine ziemliche Strecke Landes weit, faſt niemand zu ſehen war, der jenes Geſchwulſt am Hals und der Kehle hatte, von dem man glaubt, daß es unter den ſämmtlichen Einwohnern der Alpen ſo allgemein ſey. Insbeſondere ſah ich zu Prieuré niemand mit dieſem Uebel behaftet: und als ich mich deshalb erkundigte, ſagte man mir, es gebe viele Kirchſpiele, worin gar niemand damit beſchweret ſey; und in andern nicht weit von dannen gelegenen Orten ſey es hingegen faſt allgemein.

Im Siemen-Thale giebts nur Ein Dörfgen, wo Kröpfe gemein ſind. Im Walliſer-Lande aber ſollen ſie häufiger als irgend ſonſtwo ſeyn.

Da dieſe Krankheit endemiſch zu ſeyn ſcheint, ſo kann ſie nicht, wie man ſich eingebildet hat, vom Trinken eines mit Schnee oder Eis geſchwängerten Waſſers herrühren; denn dies Getränk iſt allen Bewohnern der Alpen und anderer Gebirge gemein.

Rührt aber dieſe Krankheit wirklich vom Waſſer her, ſo müſſen wir glauben, es ſey nicht nur mit zerſchmolzenem Schnee oder Eis, ſondern auch mit irgend einem Salze oder einer andern Subſtanz geſchwängert, die die ſchädliche Eigenſchaft hat, die Drüſen des Halſes zu verſtopfen; auch müſſen wir ſetzen, dieſe ſchädliche Subſtanz ſey in keinem andern bewohnten Orte außer den Alpen zu finden.

Als einer von den Einwohnern des Siemen-Thales viele Kirchſpiele angezeigt hatte, wo es Kröpfe gäbe, und andere, wo es keine gäbe, ſagte er mir zum Beſchluſſe, ich würde ſie unter den Walliſern, nach deren Lande wir eben reiſen wollten, ſehr häufig finden. — Als ich dem Manne ſagte, ich halte ſeine Landesleute für ſehr glücklich, daß ſie von einer ſo verhaßten Krankheit, die ihre arme Nachbarn plagte, ganz frey wären, — antwortete er mir: dagegen ſind wir mit Auflagen überhäuft, — und im Walliſer-Lande bezahlt man keine.

Der Kerl iſt beſeſſen! rief ich aus — Wenn es in eurer Wahl ſtünde, wolltet ihr denn lieber Kröpfe haben, als Taxen bezahlen?

Herzlich gerne, mein Herr; dieß iſt wohl ſo ſchlimm, als jenes.

Quid cauſæ eſt, merito quin illis Jupiter ambas
Iratus buccas inflet?

Sie

Sie ſehen, mein Freund, nicht nur an Höfen und in großen Städten allein ſind die Menſchen mit ihrem Schickſale unzufrieden. Die Urſachen des Misvergnügens ſind in verſchiedenen Orten verſchieden; aber die Wirkung iſt allenthalben einerley.

Am Morgen des ſechſten Tages reiſeten wir von Prieuré ab: und als wir, nach vielen Umwegen auf einer ſehr rauhen Straße, die Gebirge überſtiegen hatten, die das Siemen-Thal auf der Seite ſchließen, die der, durch welche wir hineingekommen waren, gegenüber liegt, ſtiegen wir allmählig in einen höchſt grauenvollen hohlen Grund hinab.

Er iſt von hohen, nackten, rauhen Felſen, ohne die geringſten Bäume, und ohne irgend was Grünes umringt. Der Grund iſt eben ſo nackt und rauh, als die Wände; und dieß alles macht zuſammen eine höchſt abſcheuliche Landſchaft aus. Dieß fürchterliche Thal iſt ziemlich lang, aber ſehr ſchmal. Ich glaube, es würde Salvadors Phantaſey ergötzt, und ihn vielleicht gereizt haben, einen Winkel deſſelben für eine ſeiner Landſchaften zu entwenden, die, wenn er ſie noch mit einer oder einem Paar Mordthaten belebt hätte, ein Meiſterſtück des Entſetzlichen hätte abgeben können.

Als wir hindurch gekommen waren, ſetzten wir unſere Reiſe Berg auf und ab, in andere Thäler fort, deren Namen mir entfallen ſind. — Lange mußten wir beſtändig den Mont Noir, einen ſehr hohen Berg, hinaufſteigen, der mit Tannen bedeckt iſt, deren viele über Einhundert Fuß hoch ſind. Den größten Theil dieſes Weges, der wenigſtens eben ſo ſteil, als irgend ein Theil desjenigen iſt, auf welchem wir den Montanvert beſtiegen, mußte ich zu Fuße gehen.

Endlich kamen wir an den Paß, der das Land des Königs von Sardinien, vom kleinen Freyſtaate, dem Walliſer-Lande, ſcheidet. Queer über dieſen Paß ſteht eine

eine alte dicke Mauer, und ein Thor, aber ohne Wache. Dieſer enge Paß erſtreckt ſich einige Engliſche Meilen weit. — Einige wenige längs dem obern Theil der Berge hingeſtellte Bauren könnten, wenn ſie Steine herabwälzten, ein ganzes Heer, das durch dieſen Paß ins Land eindringen wollte, zu Grunde richten.

Wenn man durch dieſen engen Paß gekommen iſt, läuft der Weg neben einem hohen und ſteilen Berge hin; iſt aber immer noch ſo ſchmal, daß keine zwo Perſonen ſicher neben einander gehen können; und alle Durchreiſende ſind ganz in der Gewalt derer, die ſich auf die obern Theile der Berge hingeſtellt haben möchten.

Von der Seite des Bergs her, woran wir vorbey kamen, hätten wir mit den Bewohnern der Seite des gegenüberliegenden Berges ſprechen können. Ich bin aber überzeugt, wir hätten drey bis vier Stunden lang zu gehen gehabt, ehe wir zu ihnen hätten gelangen können: weil wir durch einen langen krummen Umweg zuerſt auf den Grund der zwiſchen uns liegenden Kluft hätten hinab, und ſodenn einen andern langen und mühſamen Pfad hinauf ſteigen müſſen, welches in keiner kürzern Zeit, als der erwähnten, hätte geſchehen können.

Allenthalben, wo es am Gebirge einen etwas fruchtbaren Fleck giebt, und der Abhang weniger jäh als gewöhnlich iſt, darf man faſt zuverläßig erwarten, ein Baurenhaus zu finden. Die ſämmtlichen Häuſer ſind aus den in der Nähe wachſenden ſchönen rothen Fichten erbauet. Dieſe Fichten auf ſo ſehr ſteilen Bergen auch nur einen kurzen Weg weit zu ſchleppen, muß eine ſehr ſchwere und gefährliche Arbeit ſein. Dieſe Wohnungen ſtehen auf hölzernen Pfoſten oder Pfeilern, zwey bis drey Fuß über dem Boden. Ueber jedem Pfoſten liegt ein großer breiter Stein, um den Ratten den Eingang zu verſperren. — In Wahrheit ſind dieſe

Wohnungen ſo in die Luft gebauet, daß ſie jedem andern unbeflügelten Thiere ſowohl als den Ratten faſt ganz unzugänglich ſcheinen.

Der Weg führete uns endlich auf den Gipfel, welcher flach, und verſchiedene Engliſche Meilen weit mit Fichten bewachſen iſt. Als wir dieſen zurückgelegt, und auf der andern Seite ein wenig hinabgeſtiegen waren, öffnete ſich Unter-Wallis unſern Blicken. Man kann ſich keinen ſonderbarern und maleriſchern Anblick vorſtellen: — Es hat eine ovale Geſtalt, iſt ohngefähr ſieben Meilen lang und eine breit, und auf allen Seiten von erſtaunlich hohen Gebirgen umringt, deren untere Gegenden mit ſehr fetten Weiden bedeckt ſind. — Das Thal ſelber iſt im höchſten Grade fruchtbar, vortreflich angebauet, und in Wieſen, Gärten und Weinberge zertheilt. Die Rhone ſchlängelt ſich aufs anmuthigſte von einem Ende bis ans andere hinab. Sion, oder Sitten, die Hauptſtadt, liegt am obern Ende, die Stadt Martigny, oder Martinach, am untern, und zwiſchen beyden liegt eine Menge Dörfer und einzelner Häuſer durchs ganze Thal. Die Ausſicht, die wir nun vor Augen hatten, machte einen auffallenden und angenehmen Kontraſt mit den Gegenden, die wir ſo eben erſt verlaſſen hatten. Der Weg von hier bis Martinach, das nahe am Fuße des Gebirges liegt, beträgt ohngefähr ſechs Engliſche Meilen. Das beſtändige Hinabſteigen dieſen ganzen Weg über, wird von den Zikzak-Wendungen der Straße erleichtert.

Gegen die rauhen Pfade, deren wir nun gewohnt waren, war es gleichſam eine Raſt für uns, dieſen Berg hinab zu ſpaziren. — Wir langten munter und erfriſcht zu Martinach an.

28. Brief.

Genf.

Während unſerer Reiſe über die Gebirge, welche Unter-Wallis umgeben, gerieth ich oft in Verſuchung, in eines von den Bauren-Häuſern zu gehen, um die Haushaltung eines Volks, das Rouſſeau ſo entzückend geſchildert hat, mit eigenen Augen anzuſehen.

Wäre ich allein, oder nur von Einem Gefährten begleitet geweſen, ſo hätte ich ihnen reichlich Beſcheid gethan, und einmal meine Vernunft den Hausgöttern dieſer glücklichen Bergbewohner aufgeopfert: da doch dieß, ſeinem Berichte nach, die einzige Vergeltung iſt, die ſie für ihre Bewirthung annehmen wollen. Aber unſere Geſellſchaft war viel zu zahlreich, und würde ihrer Gaſtfreyheit zu viel gekoſtet haben.

Als wir uns zu Martinach eine Nacht über ausgeruht und erfriſcht hatten, ſahen wir uns mit einiger Sehnſucht nach den Karriolen um, die uns da abholen ſollten. Wir alle ſprachen mit Entzücken von den erhabenen Scenen, aus welchen wir herabgekommen waren; doch bedauerte es niemand, daß wir unſere noch übrige Reiſe auf ebenen Boden thun ſollten. Die Karriolen langten den nämlichen Vormittag an, und wir reiſeten durch die Oeffnung ab, die nach St Moritz führt.

Jener ungeheure Wall von Gebirgen, der das Walliſer-Land auf allen Seiten umringt, öffnet ſich hier, ſo daß die Einwohner des Kantons Bern hier in dieſes Land gelangen können. Dieſe Oeffnung hat das Anſehen eines ſehr großen und prächtigen Zuganges, an deſſen beyden Seiten eine Reihe hoher Gebirge anſtatt der Bäume ſtehen. Sie iſt einige Meilen lang. Der Boden iſt außerordentlich fruchtbar und ganz eben:

vermuthete man aber einen Angriff, ſo könnte man dieſen Paß leicht durch Batterien am Fuße der Gebirge auf jeder Seite beſchützen. Ueberdieß ſchlängelt ſich ein ziemlich tiefer Fluß bald auf die eine, und bald auf die andere Seite, aber immer queer über die Ebene, und ſcheint alle feindliche Einfälle verwehren zu wollen.

Dieſer kleine Fleck, das Walliſer-Land, das das oben beſchriebene Thal und die Berge begreift, die es umringen, und ſich auf der einen Seite ganz bis an den See hinerſtrecken und drey oder vier Städtgen und viele Dörfer einſchließen, dies Land iſt ein Gebieth, das unter ſeinen eigenen Geſetzen und Obrigkeiten ſtehet, und mit den Schweizer-Kantonen verbündet iſt, aber weder von ihnen, noch von irgend einer andern Macht abhängt. Seine Religion iſt die Römiſch-Katholiſche; und ſeine Regierungsform demokratiſch. Es ſcheint von der Natur zur letzten Freyſtadt jener Göttin beſtimmt zu ſeyn, ohne deren Einfluß alle ihre andere Gaben Kleinigkeiten ſind. Sollte die raubſüchtige Hand des Deſpotismus jemals die Rechte der Menſchheit unterdrücken, und die Altäre der Freiheit in jedem andern Lande in Europa zerſtören; ſo könnte ein auserwähltes Volk hier ihren wahren Gottesdienſt noch erhalten, und mit den jenſeits des Atlantiſchen Weltmeeres gelegenen Ländern noch ihren Segen genießen.

Mitten in der oben erwähnten Oeffnung, ohngefähr vier Meilen weit von Martinach, zwiſchen zween hohen Bergen, und am Ufer der Rhone, liegt das Städtgen St. Moritz, das dieſen Eingang ins Untere Wallis bewacht.

Als wir bey dieſem Städtgen über eine Brücke gekommen waren, die das Walliſer-Land vom Kanton Bern ſcheidet, ſetzten wir unſere Reiſe nach Bex fort, einem Dorfe, das wegen ſeiner anmuthigen Lage, und der in der Nähe liegenden Salzwerke, merkwürdig iſt.

Dieſe beſuchten wir nach dem Mittageſſen. Wir gingen in die größte Salzgrube, durch einen Gang, der aus dem dichten Felſen gehauen, und ſo hoch und breit iſt, daß ein Mann gemächlich hindurch gehen kann.

Reiſende, die ſo wißbegierig ſind, dieſe düſtere Hölen zu beſichtigen, werden vorher mit brennenden Lampen oder Fackeln verſehen, und in einen groben Kittel gekleidet, der ſie für den ſchleimigten Tropfen verwahren ſoll, die von der Decke und den Wänden des Ganges herabträufeln.

Als ich am Behältniß der Sole anlangte, das ohngefähr drey Viertheil einer Engliſchen Meile weit vom Eingange liegt, wurde mir wegen des ekelhaften Geruchs des Ortes übel. Ich kehrete ſo geſchwind als möglich in die friſche Luft zurück, und lies meine Mitgefährten ihre Unterſuchungen ſo weit treiben, als ihnen ſelber beliebte. Sie blieben ziemlich lange nach mir dort. Was für Vergnügen ſie da genoſſen, will ich nicht entſcheiden. Aber nie ſah ich eine Anzahl Leute in einem trübſeligern Aufzug erſcheinen. Beym Anblick ihrer beſchmutzten Kittel, ihrer Fackeln, ihrer beräucherten kläglichen Geſichter, fiel mir eine Proceſſion verurtheilter, zu den Flammen gehender Ketzer bey einem Avto da Fé zu Liſſabon, ein.

Als ſich ihre Geſichter und Geiſter im Gaſthofe zu Bex wieder erholt hatten, verſicherten ſie mich, die Sehenswürdigkeiten, die ſie auf ihrer unterirdiſchen Wanderſchaft geſehen hätten, insbeſondere nach meinem Weggehen, überträfen alles, was wir ſeit unſerer Abreiſe von Genf geſehen hätten: und ſie alle ermahnten mich, mit angenommenem Ernſte, umzukehren, und den wichtigen Beſuch, den ich unvollendet gelaſſen hätte, zu vollenden.

Am nächſten Morgen zertheilte ſich unſere Geſellſchaft. Dem Herzog von Hamilton und Herrn G —

beliebte

beliebte es, über Vevay und Lauſanne zurückzukehren. Herr U —, Herr K —, und ich, reiſeten auf der andern Seite des Genfer Sees zurück. Sie nahmen die beyden Chaiſen mit; und wir ritten zu Pferde, weil unſer Weg uns kein Fuhrwerk verſtattete.

Wir verließen Bex des Morgens früh, und kamen durch Aigle, oder Aelen, ein blühendes Städtgen, deſſen Häuſer aus weißem Marmor erbauet ſind, den man in der Nähe findet. — Gedanken von Schwermuth und Elend ſowohl als von Pracht, hatten ſich, ich weis ſelber nicht wie, in meinem Gemüthe mit dieſer Subſtanz verbunden. — Ob dieß von ihrem häufigen Gebrauche zu Grab- und Denkmälern, — oder davon herrührte, daß ich bemerkt hatte, daß die am verſchwenderiſchſten damit gezierten Häuſer, ſo oft Wohnungen der Langenweile und des Misvergnügens ſind, — kann ich nicht ſagen. — Was aber auch die Verbindung von Ideen mochte veranlaßt haben; ſo war das Anſehen der Einwohner von Aelen ſehr geſchickt, mich von dieſem Vorurtheile zu heilen. Denn ohnerachtet die ſchlechteſten Häuſer in dieſem armen kleinen Städtgen aus Marmor gebauet ſind, ſo hatte ich doch Zeitlebens niemals wenigern Kummer und mehr Zufriedenheit auf den Geſichtern irgend einer Art Leute geſehen. Ein Anſchein von Ruhe und Vergnügen herrſcht nicht nur hier, ſondern auch in der ganzen Schweiz.

Ein wenig jenſeits Aelen fuhren wir in Böten über die Rhone. Bey dieſer Furth iſt ſie breiter als bey ihrem Ausfluſſe aus dem Genfer See. Sobald wir am andern Ufer anlangten, befanden wir uns wieder im Gebiete der Walliſer, das ſich auf dieſer Seite bis ganz an den See hin erſtreckt.

Wir hatten eine höchſt angenehme Luſtreiſe bis nach St. Gingo, wo wir zu Mittag ſpeiſten und einige Stunden lang blieben, und unſere Pferde erfriſchten. Es war ein Sonntag, aber doch ein Jahrmarkt in dieſem

Städtgen, auf welchem ſich eine ſolche Menge Leute aus dem Walliſerlande, dem Kanton Bern, und aus Savoyen verſammelt hatte, daß wir kaum ein Zimmer zum Mittageſſen finden konnten.

Die Kleidung der jungen Walliſerinnen iſt ungemein maleriſch. Ein kleiner ſeidener Hut an die eine Seite des Kopfs geheftet, von welchem ein Bündel von Bändern nachläſſig herabhängt, und ein für die Taille ſehr vortheilhaftes Leibgen, geben ihnen ein munteres Anſehen, und kleiden, überhaupt genommen, beſſer, als die Kleidung des gemeinen Volks in irgend einem Lande, das ich noch geſehen habe.

Ein wenig jenſeits St. Gingo kamen wir ins Herzogthum Savoyen. Der Weg iſt hier aus den hohen Felſen gehauen, die aus dem Genfer See aufſteigen. Man muß ihn mit Behutſamkeit paſſiren, weil er ſehr ſchmal und mit keinem Geländer verſehen iſt, das den Reiſenden vor einem Sturze über einen ſehr hohen Felſen, in den See herab, ſicherte, im Fall ſein Pferd plötzlich auf die eine Seite ſprånge.

An einigen Orten wird dieſer ſchmale Weg durch Felſenſtücke noch gefährlicher gemacht, die von den obern Theilen des Bergs herabgefallen ſind, und den Pfad verdorben und beynahe zerſtört haben. An dieſen Stellen mußten wir abſteigen, und unſere Pferde ſehr behutſam über Schutt und Felſentrümmern führen, bis wir die noch unbeſchädigten Theile des Weges wieder erreichten.

Der Anblick von Meilleraie erinnerte mich an die bezaubernden Briefe von Rouſſeaus zwey Liebenden. Dieß Andenken erfüllte mich mit einer rührenden Begeiſterung. Ich ſuchte mit den Augen, und bildete mir ein, ich entdeckte die nämliche Stelle, wo St. Preux mit ſeinem Sehrohr ſaß, und die Wohnung ſeiner geliebten Julie betrachtete. — Ich ſpürete in meiner

Einbildung ſeinem Laufe nach, da er von Fels zu Fels einem ihrer Briefe nachrannte, den ein plötzlicher Windſtoß ſeinen Händen entriſſen hatte. — Ich beobachtete den Ort, wo die zwey Liebenden an Bord giengen, um nach einem Abendbeſuche auf dieſen nämlichen Felſen, nach Clarence zurückzukehren; — da St. Preux, von zärtlichen Erinnerungen gefoltert, und für Verzweiflung ganz außer ſich, in Verſuchung gerieth, ſeine Geliebte, damals die Gemahlin eines Andern, zu faſſen, und ſich mit ihr plötzlich mitten in den See zu ſtürzen.

Jeder Umſtand jener pathetiſchen Geſchichte kam mir friſch in's Gemüth. Ich fühlte mich wie auf einem klaſſiſchen Boden, und empfand, daß die Beredſamkeit dieſes unnachahmlichen Schriftſtellers mir die Landſchaft, die ich nun überſah, weit intereſſanter gemacht hatte, als ihre eigene natürliche Reitze ſie hätten machen können.

Als wir die romantiſchen Felſen von Meilleraie vorbey gekommen waren, ritten wir in eine fruchtbare Ebene hinab, die mit dem See beynahe wagerecht liegt, längs welchen der Weg, mit Reihen ſchöner hoher Bäume beſetzt, faſt bis ganz an Evian hinläuft, eine anmuthige kleine Stadt, die ihrer mineraliſchen Waſſer wegen berühmt iſt. Hier trafen wir viele von unſern Genfern Bekannten beyderley Geſchlechts an, die unter dem Vorwande, die Waſſer zu trinken, hieher gekommen waren, ſich in dieſer anmuthigen Einſamkeit zu ergötzen.

Von dannen reiſeten wir nach Tonon, einer höchſt frommen Stadt, der Menge der Kirchen und Klöſter nach zu urtheilen, die ſie enthält. Man ſchätzt die Zahl ihrer Einwohner auf ſechs oder ſiebentauſend; und unter ſieben Perſonen, die ich ſahe, trug allemal eine ein Mönchs- oder Nonnenkleid. Ich wunderte mich nun nicht mehr, daß ich unter den weltlichen Einwohnern jedes Anzeichen der Armuth bemerkte.

Als wir hier ein Nachteſſen und Betten beſtellt hatten, beſuchten wir das Karthäuſer-Kloſter zu Ripaille, das nicht weit von dannen liegt.

Hier war's, wo ein Herzog von Savoyen, nach einer glücklichen Regierung, ein Einſiedler wurde, und unter den Vätern, nach einiger Berichte, ein frommes und bußfertiges, nach anderer ihrem, ein wollüſtiges und politiſches Leben führte. Was wir aber gewiß wiſſen, iſt, daß er kurz nachher von der Kirchenverſammlung zu Baſel zum Papſt erwählt wurde, welche Würde er neun Jahre nachher wieder abtreten mußte, nachdem er ſich ſelber ſehr anſtändige Bedingungen geſichert hatte. Hierauf brachte er den Ueberreſt ſeines Lebens mit dem Ruhme einer großen Heiligkeit zu Ripaille hin.

Hätte er ſich irgend einen Theil von Europa zu ſeinem Aufenthalt wählen dürfen; ſo hätte er keinen anmuthigern finden können, als dieſen, den ſeine eigene Staaten ihm gewähreten.

Die Patres zeigten uns ſehr höflich ihren Hayn, ihre Gärten, ihre Zimmer und eine ſehr zierliche neue und ſo eben vollendete Kapelle. Sodenn führten ſie uns ins Zimmer, wo ihr Landesfürſt gelebt hatte und geſtorben iſt. Sie ſprachen viel von ſeinem Genie, ſeiner Gutthätigkeit und ſeiner Heiligkeit. Wir hörten ihnen mit jedem Merkmale unſers Beyfalls zu, und kehreten alsdenn nach unſerer Herberge zurück, wo zwar wir nicht, aber doch gewiß die Flöhe à la Ripaille ſchmauſeten. Nie iſt, mit Shakeſpears Fuhrmann zu reden, ein König in der Chriſtenheit mehr benagt worden, als wir die ganze Nacht über. Des Morgens bezahlten wir, für unſere Bewirthung, ſo wie ſie beſchaffen war, eine ſehr übermäßige Rechnung, und gerne; — denn wir bedachten, daß wir unſern Wirth und ſeine Familie unter einem Schwarme weit unerträglicherer Blut-Igel, als Flöhe ſind, ließen.

Den

Den nämlichen Vormittag noch langten wir zu Genf an, und beſchloſſen damit eine Reiſe, auf welcher ſich eine größere Mannigfaltigkeit erhabener und rührender Gegenſtände der Betrachtung eines Reiſenden darbietet, als man in irgend einem andern Theile der Welt, von der nämlichen Größe, finden kann.

Ich bin ꝛc.

29. Brief.

Genf.

Daß Ihre Fragen einige Zeit her ganz allein den Weltweiſen von Ferney betreffen, wundert mich gar nicht. Dieſer außerordentliche Mann hat Mittel gefunden, mehr Neugier zu erregen, und Europens Aufmerkſamkeit länger auf ſich zu heften, als irgend ein anderer Menſch, den dieſes Jahrhundert hervorgebracht hat, Monarchen und Helden nicht ausgenommen. — Auch die kleinfügigſte Anekdote von ihm ſcheint das Publikum gewiſſermaßen zu intereſſiren.

Seit meinem Aufenthalt in dieſem Lande habe ich oft Gelegenheit gehabt, mit ihm umzugehen, und noch öfter, mit denen, die viele Jahre lang vertraulich mit ihm gelebt haben: daß alſo jede Anmerkung, die ich Ihnen über dieſen Gegenſtand ſende, ſich entweder auf meine eigene Beobachtung, oder auf die von den verſtändigſten und billigſten ſeiner Bekannten, gründet.

Hier hat er, wie ſonſt überall, Verehrer und Feinde; und nicht ſelten beydes in einer und eben derſelben Perſon zugleich.

Der erſte Gedanke, der allen, die eine Abſchilderung ſeiner Perſon verſucht haben, aufgeſtoßen, iſt der von einem Gerippe. Soferne man damit eine übermäßige Hagerkeit meynt, iſt dieſes Gleichniß richtig:

man muß ſich aber dabey erinnern, daß dieß Gerippe, dieſer bloße Zuſammenhang von Haut und Knochen, lebhafter und geiſtvoller ausſieht, als Fleiſch und Blut in ihrer blühendſten Jugend insgemein auszuſehen pflegen.

Die durchdringendſten Augen, die ich jemals geſehen habe, ſind Voltaire's ſeine, nun in ſeinem achtzigſten Jahre. Sein ganzer Anblick drückt Genie, Beobachtung und die äußerſte Empfindlichkeit aus.

Des Morgens ſiehet er ängſtlich und misvergnügt aus: dieß vergehet aber allmählig, und nach dem Mittageſſen ſcheint er heiter: — doch verläßt eine ſpöttelnde Miene ſein Geſicht niemals ganz, ſondern man ſieht ſie immer, er mag ſauer oder ſüß ausſehen, in ſeinen Geſichtszügen lauren.

Iſt das Wetter günſtig, ſo fährt er in ſeiner Kutſche mit ſeiner Nichte, oder mit einigen von ſeinen Gäſten ſpatziren, deren es immer eine hinlängliche Anzahl zu Ferney giebt. Bisweilen ſpatzirt er in ſeinem Garten; oder wenn ihm das Wetter verwehrt auszugehen, bringt er ſeine müßige Stunden mit Schachſpielen mit dem Pater Adam zu; oder nimmt die Beſuche der Fremden an, die in einer ununterbrochenen Folge zu Ferney auf eine Gelegenheit lauren, ihn zu ſehen; oder er dictirt und lieſet Briefe: denn noch itzt hält er Correſpondenten in allen Europäiſchen Ländern, die ihm jeden merkwürdigen Vorfall melden, und ihm jedes neue litterariſche Produkt, ſobald es herauskömmt, überſenden.

Bey weitem den größten Theil ſeiner Zeit bringt er in ſeiner Bibliothek zu: und er mag ſelber leſen oder andern zuhören, ſo hat er immer die Feder in der Hand, etwas aufzuſchreiben, oder Anmerkungen zu machen.

Schriftſtellerey iſt ſein Hauptergötzen. Kein Schriftſteller, der für ſein tägliches Brod ſchreibt, kein junger nach Ruhm heishungriger Dichter, ſchreibt em-

ſiger

ßiger oder gieriger nach friſchem Ruhme, als der reiche und weltberühmte Herr von Ferney.

Er lebt auf eine ſehr gaſtfreye Art, und befleißt ſich immer, einen guten Koch zu halten. Gemeiniglich hat er zwey oder drey Beſuche aus Paris, die einen Monat oder ſechs Wochen lang auf einmal bey ihm bleiben. Reiſen ſie fort, ſo werden ihre Stellen bald wieder erſetzt; daß es alſo zu Ferney eine beſtändige Abwechſelung von Geſellſchaft giebt. Dieſe, nebſt Voltaire's eigenen Hausgenoſſen, und ſeinen Beſuchen aus Genf, machen zuſammen eine Geſellſchaft von zwölf bis vierzehn Perſonen aus, die täglich an ſeiner Tafel ſpeiſen, er ſelber mag dabey erſcheinen oder nicht. Denn wenn er ſich mit der Ausarbeitung irgend eines neuen Werks beſchäftigt, oder unpäßlich, oder nicht wohl aufgeräumt iſt, ſpeiſt er nicht mit der Geſellſchaft, ſondern begnügt ſich, ſie einige wenige Minuten entweder vor oder nach dem Mittageſſen zu ſehen.

Alle, die Empfehlungen von ſeinen Freunden mitbringen, können ſich darauf verlaſſen, daß er ſie aufnehmen werde, er müßte dann wirklich unpäßlich ſeyn. — Oft zeigt er ſich ſelber den Fremden, die ſich faſt jeden Nachmittag in ſeinem Vorzimmer verſammlen, wenn ſie auch gleich keine Empfehlungen mitbringen. Bisweilen müſſen ſie aber wieder abreiſen, ohne ihre Neugier befriedigt zu haben.

So oft ſich dieſ. ereignet, kann er darauf zählen, daß man ihn einer verdrießlichen Gemüthsart beſchuldigen, und tauſenderley boshafte Hiſtörgen, zur Rache dafür, ausbreiten, oder vielleicht gar erdichten werde, blos, weil es ihm nicht gelegen iſt, ſich, wie ein Tanzbär an einer Kirchmeß, zur Schau ſtellen zu laſſen. Man hat ſich weit weniger zu verwundern, daß er's bisweilen abſchlägt, als daß er's ſo oft thut. Bey ihm muß dieſe Gefälligkeit blos von einem Verlangen

zu verpflichten, herrühren: denn **Voltaire** iſt ſchon ſo lange gewohnt, bewundert zu werden, daß das Anſtaunen einiger Reiſenden ihn vermuthlich eben nicht mehr ſehr ergötzen kann.

Seine Nichte, Madam Dennis, bewirthet und unterhält die Geſellſchaft, wenn ihr Oheim nicht erſcheinen kann oder mag. Sie iſt ein gutartiges Frauenzimmer, das Jedermann freundlich, und ihren Oheim beſtändig aufmerkſam und zärtlich behandelt.

Der Vormittag iſt nicht die ſchicklichſte Zeit, **Voltairen** zu beſuchen. Er kanns nicht leiden, daß man ihn in ſeinem Studiren ſtöre. Dieß allein iſt ſchon hinreichend, ihn verdrießlich zu machen. Außerdem pflegt er alsdenn zänkiſch zu ſeyn; es ſey nun aus Schwachheit des hohen Alters, oder irgend eines zufälligen Verdruſſes wegen. Was auch die Urſache davon ſeyn mag, ſo iſt er an dieſem Theile des Tages weniger ein Optimiſte, als an irgend einem andern. — Vermuthlich war es des Morgens, daß er anmerkte: — „Schade ſey's, daß die Quinquina in Amerika, und das Fieber in unſern Himmelsſtrichen zu Hauſe ſey.„

Diejenigen, welche zum Nachteſſen eingeladen werden, haben eine Gelegenheit, ihn in ſeinem vortheilhafteſten Lichte zu ſehen. Alsdenn beeifert er ſich, die Geſellſchaft zu unterhalten, und ſcheint eben ſo gerne als jemals, ſogenannte gute Einfälle vorzubringen: — und bringt irgend ein anderer eine muntere Anmerkung oder ein Bontmot vor, ſo ergötzt's ihn eben ſo ſehr, und erhält ſeinen lebhafteſten Beyfall. — Der Geiſt der Fröhlichkeit nimmt in ihm deſtomehr zu, je mehr er ſich ihm überläßt. — Iſt er von ſeinen Freunden umringt, und durch die Gegenwart von Frauenzimmern aufgemuntert, ſo ſcheint er des Lebens mit aller Empfindlichkeit der Jugend zu genießen. Sein Genie bricht alsdenn vom Zwange des hohen Alters und der

Schwach-

Schwächlichkeit los, und ergießt ſich in einen ſchönen Strom angenehmer, lebhafter Bemerkungen und feiner Scherze.

Er hat eine vortreffliche Gabe, in ſeinem Geſpräche ſich nach ſeiner Geſellſchaft zu ſchicken. — Das erſtemal, als der Herzog von Hamilton ihm ſeine Aufwartung machte, lenkte er das Geſpräch auf das alte Bündniß zwiſchen den Franzoſen und Schotten. — Er erzählte, daß einer von des Herrn Herzogs Vorfahren, die Schottländiſche Königin Marie, deren Erbe er damals war, an den franzöſiſchen Hof begleitet habe, ſprach von dem heldenmüthigen Charakter ſeiner Voraltern, der ehemaligen Grafen von Douglas, — vom großen ſchriftſtelleriſchen Ruhme einiger ſeiner noch lebenden Landesleute, und erwähnte Hume's und Robertſon's Namen mit großem Beyfalle.

Bald nachher wurde er von zween Ruſſiſchen Herren von Stande beſucht, die ſich itzt zu Genf befinden. Voltaire ſprach mit ihnen viel von ihrer Kaiſerin, und vom blühenden Zuſtande ihres Vaterlandes. — Vormals, ſagte er, wurden ihre Landesleute von unwiſſenden Pfaffen gelenkt; — die Künſte waren unbekannt, — und ihre Ländereyen lagen wüſte; — nun aber blühen die Künſte, und die Ländereyen ſind angebauet. — Einer von den jungen Herren verſetzte, in Rußland gäbe es auch itzt noch ſehr viel unangebauetes Land. — So müſſen ſie mir doch wenigſtens geſtehen, verſetzte Voltaire, daß ihr Vaterland einige zeither an Lorbeern ſehr fruchtbar geweſen iſt.

Sein Haß gegen die Geiſtlichkeit iſt bekannt. — Dieſer verleitet ihn, in ſehr abgenutzte Schmähungen mit Leuten einzuſtimmen, die keinen Anſpruch auf jenen Grad Witzes haben, der allein dergleichen Spötteleyen erträglich machen kann. — Als das Geſpräch von ungefähr auf dieſes Gleiß gerieth, ſagte jemand: „Sub-

„Subtrahirt Stolz von Pfaffen, ſo wird nichts übrig bleiben. — Sie halten alſo, mein Herr, Völlerey für nichts,“ ſagte Voltaire.

Marmontels Dichtkunſt gefällt ihm weit beſſer, als irgend eines von deſſen Gedichten. Er ſagte darüber: Marmontel könne wie Moſes andere ins gelobte Land führen, dürfe es aber ſelber nicht betreten. (*)

Voltaire's unanſtändige Anſpielungen auf die heilige Schrift, und ſeine Verſuche, einige von den darinn erwähnten verehrungswürdigſten Charaktern zu verſpotten, ſind weltbekannt.

Ein gewiſſer, der ſehr ſtammelte, fand Mittel, ſich Voltairen zu Ferney vorſtellen zu laſſen. — Er hatte keine andere Empfehlung aufzuweiſen, als das Lob, das er ſich ſelber, ſehr verſchwenderiſch, gab. — Als er weggieng, ſagte Voltaire, er glaube, der Menſch ſey ein Landſtreicher, ein Betrüger — Madam Dennis antwortete, Betrüger ſtammeln nie. — Stammelte denn Moſes nicht? verſetzte Voltaire.

Sie haben ohne Zweifel von der Verbitterung gehört, die ſo lange zwiſchen Voltairen und Freron, dem Pariſer Journaliſten, geherrſcht hat. Voltaire ſpatzirte eines Tages mit einem Herrn aus Genf in ſeinem Garten. Eine Kröte kroch vor ihnen queer über den Weg: — um Voltairen zu ſchmeicheln, wies der

(*) Die nämliche Anſpielung hatte lange vorher ſchon Cowley gemacht, wiewohl Voltaire es vermuthlich nicht wußte.

„Endlich führte uns Bacon, wie Moſes, aus; „durchwanderte die unfruchtbare Wüſte, ſtand ſchon an „der Gränze des glücklichen gelobten Landes, erblickte es „vom Gipfel ſeines erhabenen Verſtandes ſelber, und „zeigte es uns.“

der Herr auf die Kröte, und ſagte: „Da iſt ein Freron. — Was kann Ihnen doch das arme Thier gethan haben, das einen ſolchen Namen verdiente? verſetzte der ſchöne Geiſt.

Die brittiſche Nation verglich er mit einem Faſſe ihres eignen ſtarken Bieres, deſſen oberer Theil Schaum, der unterſte Hefen, und der mittlere vortreflich iſt.

Als einer von **Voltairens** Freunden ihm ein gewiſſes metaphyſiſches Syſtem zum Durchleſen empfohlen hatte, das ſich auf eine Reihe von Vernünfteleyen ſtützte, wodurch der Verfaſſer ſeinen eigenen Witz und ſeine Geſchicklichkeit zeigte, aber weder den Verſtand der Leſer überzeugen, noch irgend etwas anderes als ſeine eigene Beredſamkeit und Sophiſterey beweiſen konnte; fragte er einige Zeit hernach den Kunſtrichter um ſeine Meynung von dieſem Buche?

Metaphyſiſche Schriftſteller, antwortete **Voltaire**, ſind wie Menuet-Tänzer, die, aufs zierlichſte geputzt, ſich ein Paar mal verbeugen, aufs niedlichſte durchs Zimmer ſpatziren, alle ihre Reize Schau tragen, ſich bewegen, ohne einen Schritt weiter zu kommen, und auf dem nämlichen Flecken, wo ſie angefangen hatten, wieder aufhören.

Dieß wird Ihnen hoffentlich vorjetzt genug ſeyn. In meinem nächſten Briefe will ich Ihnen ferner melden, was ich etwan von dieſem ſonderbaren Manne weis, das Ihre Aufmerkſamkeit verdienen möchte. — Indeſſen bin ich ꝛc.

---

30. Brief.

Genf.

Als Herr betrachtet, erſcheint **Voltaire** in einem ſehr liebenswürdigen Lichte. Er iſt gegen ſeine Pächter und Untergebene leutſelig, freundlich und großmüthig; er freuet ſich, wenns ihnen wohl gehet, und nimmt ſich

mit der Sorgfalt eines Erzvaters ihrer privat- und häuslichen Umſtände an. — Er begünſtigt Fleis und Manufakturen unter ihnen durch jedes Mittel, das er nur immer erdenken kann; und blos durch ſeine Fürſorge und Unterſtützung iſt Ferney aus einem elenden Dorfe, deſſen Einwohner in Müſſiggang und Armuth verſunken waren, ein blühendes und bequemes Städtchen geworden.

Jene Bitterkeit, die man in einigen von **Voltaire's** Werken bemerkt, ſcheint nur gegen mitwerbende witzige Köpfe und gleichzeitige Schriftſteller aufgebracht zu ſeyn, die ihm jenen hohen Rang auf dem Parnaſſe, der ſeinem Talente gebühret, nicht zugeſtehen wollen.

Hat er bittere Satyren geſchrieben, ſo ſind auch viele wider ihn geſchrieben worden. Welcher Theil den andern zuerſt angegriffen hat, iſt ſchwer zu entſcheiden. Man muß aber geſtehen, daß er, wo er nicht als ein Schriftſteller gereizt iſt, ein gutherziger Mann zu ſeyn ſcheint, und in gewiſſen Fällen eine wahre Menſchenliebe äußert. — Sein ganzes Betragen in Anſehung der Familie des **Calas**: — der Eifer, womit er ſich der **Sirvens** annahm: — ſeine Verſorgung des jungen Fräuleins, das vom **Corneille** abſtammt, und viele andere Beyſpiele, die man anführen könnte, gehören alle hieher.

Einige Leute werden Ihnen ſagen, der ganze Lerm, den er eben bey dieſen und ähnlichen Gelegenheiten gemacht, habe aus Eitelkeit hergerührt. Meines Erachtens iſt aber der, der ſich beeifert, unterdrückte Unſchuld zu rechtfertigen, die Menſchen wider Grauſamkeit zu entrüſten und dürftigem Verdienſte aufzuhelfen, wirklich gutthätig, ſo viel er ſich auch auf dergleichen Handlungen einbilden mag. — Ein ſolcher Mann iſt unſtreitig ein weit nützlicheres Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, als der demüthigſte Mönch, der

ſich in ſeinem Leben weiter nichts vorſetzt, als ſeine eigene Seligkeit in einem Winkel zu erringen.

Voltaire's Kritiken über **Shakeſpears** Werke, machen ihm keine Ehre: Sie verrathen, daß er den Schriftſteller nicht verſteht, deſſen Werke er ſo voreilig tadelt. **Shakeſpears** Unregelmäßigkeiten und Vernachläßigung der dramatiſchen Einheiten, kann auch der dümmſte unter den neuern Kunſtrichtern ſehen. Allein, **Voltaire's** National-Vorurtheile, und ſeine unzulängliche Kenntniß der engliſchen Sprache, verblenden ihn gegen einige der glänzendſten Schönheiten des engliſchen Dichters; doch pflegen ſeine, zwar nicht allemal billige noch feine, Anmerkungen gemeiniglich lebhaft zu ſeyn.

An einem Abend fiel das Geſpräch zu Ferney von ungefähr auf **Shakeſpears** Genie. **Voltaire** hielt ſich bey der Unſchicklichkeit und Ungereimtheit auf, niedrige Charaktere und pöbelmäßige Geſpräche in das Trauerſpiel einzuführen, und gab viele Fälle an, wobey der engliſche Barde ſich hierinn ſelbſt in ſeinen rührendſten Stücken vergangen habe. Ein Herr unter der Geſellſchaft, der ein großer Verehrer **Shakeſpears** iſt, merkte zu deſſelben Entſchuldigung an, dieſe Charaktere ſeyen zwar niedrig, aber doch natürlich: (dans la Nature waren ſeine Worte). Um Vergebung, mein Herr, verſetzte **Voltaire**, auch mein Steiß iſt natürlich, und doch trag ich Hoſen.

Voltaire hatte ehemals ein kleines Theater in ſeinem eigenen Hauſe, wo einige von der Geſellſchaft, die ihn beſuchte, Schauſpiele aufführeten, und er ſelber eine Haupt-Rolle zu ſpielen pflegte. Allein, allen Berichten nach beſtund ſeine Stärke hierinn nicht; und es hat ihm die Natur zwar die Gaben gegeben, die Denkungsart der Helden zu treffen, aber nicht ihre Rollen zu ſpielen.

Herr

Herr Cramer aus Genf ſpielte bey dieſer Gelegenheit bisweilen mit. — Ich habe dieſen Herrn oft auf einem Privat-Theater zu Genf mit verdientem Beyfalle ſpielen geſehen. Sehr wenige unter denen, die die Schauſpielerkunſt zum Hauptſtudio und Geſchäfte ihres Lebens gemacht haben, hätten die Rollen, die er ſpielte, mit mehr Verſtand und treffender ſpielen können.

Die berühmte Clairon ſelber hat ſich eine Ehre daraus gemacht, Voltaire's häusliches Theater zu betreten, und zugleich ſein und ihr eigenes Genie in vollem Glanze zu zeigen.

Dieſe Schauſpiele zu Ferney, zu welchen viele von den Genfern von Zeit zu Zeit eingeladen wurden, vermehrten, allem Vermuthen nach, ihre Luſt zu dergleichen Zeitvertreiben, und veranlaßten einen Trupp franzöſiſcher Schauſpieler, jeden Sommer in dieſe Gegend zu kommen.

Da die Syndiker und der Staatsrath es nicht für rathſam hielten, ihnen ein Theater zu Genf zu verſtatten, ſo bauete dieſe Geſellſchaft eines zu Chatelaine, das auf der franzöſiſchen Seitei der eingebildeten Gränzlinie zwiſchen dieſem Königreche und dem Gebiethe der Republik, und ohngefähr drey engliſche Meilen weit von den Wällen der Stadt Genf liegt.

Manchmal beſuchen auch Leute aus Savoyen und aus der Schweiz dieſe Schauſpiele; allein die Zuſchauer, auf welche ſich die Schauſpieler vornehmlich verlaſſen, ſind die Einwohner von Genf. Das Schauſpiel fängt um drey oder vier Uhr des Nachmittags an, damit die Zuſchauer noch vor dem Schließen der Stadtthore nach Hauſe zurückkehren können.

Ich habe dieſes Theater oft beſucht. Die Schauſpieler ſind noch ziemlich gut. Der berühmte Le Kain, der jezt auf einem Beſuche bey Voltairen zu Ferney iſt,

iſt, ſpielt ſelber bisweilen: — Wenn ich aber hingehe, ſo gehe ich vornehmlich um Voltairen zu ſehen, der insgemein zugegen iſt, wenn Le Kain ſpielt, und eines von ſeinen eigenen Trauerſpielen aufgeführt wird.

Er ſitzt auf der Bühne, und hinter den Scenen; doch ſo, daß die mehreſten Zuſchauer ihn ſehen können. Er nimmt ſich des Spiels eben ſo eifrig an, als ob ſeine eigene Ehre davon abhinge. Begeht einer von den Schauſpielern einen Fehler, ſo ſcheints ihn ſehr zu verdrießen und zu ärgern; und glaubt er, ſie ſpielen ihre Rollen gut, ſo ermangelt er nie, ihnen mit lauter Stimme und auffallenden Geberden ſeinen Beyfall zu geben.

In die erdichteten Nöthen im Trauerſpiele vertieft er ſich mit jedem Anzeichen wahrer Rührung, und weint ſogar eben ſo häufige Thränen, als ein Mädgen, das zum Erſtenmale einem Trauerſpiele beywohnt.

Bisweilen habe ich während des ganzen Trauerſpiels neben ihm geſeſſen, und mit Erſtaunen einen ſo hohen Grad von Empfindlichkeit in einem Achtzigjährigen Greiſe beobachtet. Natürlicherweiſe ſollte man glauben, ein ſo hohes Alter müßte jedes Gefühl ziemlich ſtumpf gemacht haben; insbeſondere die Gefühle, die von den erdichteten Nöthen der Trauerſpiele eingeflößt werden, deren er von Jugend auf gewohnt iſt.

Daß er ſelber der Verfaſſer der aufgeführten Stücke iſt, iſt noch ein Umſtand, der natürlicherweiſe ihre Wirkung auf ihn hindern ſollte. Einige Leute behaupten zwar, eben dieſer Umſtand ſey, weit entfernt ſeine Empfindlichkeit zu vermindern, vielmehr die eigentliche wahre Urſache davon: und zum Beweiſe der Meynung berufen ſie ſich darauf, daß er das Theater nur alsdenn beſuche, wenn eines von ſeinen eigenen Schauſpielen aufgeführt werde.

Daß er lieber ſeine eigene als fremde Trauerſpiele aufführen ſiehet, iſt natürlich; was ich aber nicht eben ſo leicht begreife, iſt, wie er durch Nöthen, die er ſelber erdichtet hat, leichter gerührt und getäuſcht werden kann. Und doch ſcheint es, nur dieſer Grad von Täuſchung ſollte einem Manne Thränen auspreſſen können. Dieweil dieſe Thränen floſſen, mußte er das Unglück, ſo er beweinte, für wirklich und wahr halten: er mußte durch die Schauſpielkunſt ſo ſehr getäuſcht ſeyn, daß er es vergaß, daß er in einem Komödienhauſe war. Den Augenblick, da er ſich beſinnt, daß das alles erdichtet iſt, müſſen ſeine Sympathie und Thränen aufhören.

Doch möchte ich gerne **Voltairen** einmal bey der Aufführung irgend eines Trauerſpiels von Corneille oder Racine ſehen, damit ich beobachten könnte, ob er dabey mehr oder weniger Gefühl äußern würde, als er bey ſeinen eigenen Stücken geäußert hat. Alsdenn erſt würden wir die ſonderbare Streitfrage entſcheiden können, ob ſeine Sympathie das Stück oder den Verfaſſer angieng.

Ein Glück wär's, wenn dieſer außerordentliche Mann ſein Genie auf deſſelben eigenthümliches Gebieth, auf die Luſtörter, die die Muſen lieben, und wo er allezeit mit vorzüglichen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden iſt, eingeſchränkt, und ſich niemals aus denſelben auf die dornigten Pfade der Polemik verirret hätte! Denn indem er die Tyrannen und Unterdrücker des menſchlichen Geſchlechts, und jene Betrüger angriff, welche die gutthätige Natur des Chriſtenthums zu den eigennützigſten und ſchädlichſten Abſichten gemisbraucht haben, iſts ewig Schade, daß er die Pfeile ſeines Spotts auf die chriſtliche Religion ſelbſt gerichtet hat.

Durch ſeine Hartnäckigkeit hierinn, hat er nicht nur fromme Gemüther geärgert, ſondern auch Ungläu-

dige verdrießlich gemacht, die ihm Schuld geben, daß er ſich ſelber ausſchreibe und einerley Raiſonnements in vielen Schriften wiederhole; und die des abgenützten Spottes über die chriſtliche Religion eben ſo überdrüßig ſind, als der langweiligſten Predigt zur Vertheidigung derſelben.

Voltaire's Betragen in Krankheiten hat man auf ſehr widerſprechende Art geſchildert. Ich habe viel von ſeiner Reue und Buße gehört, wenn er ſein Ende erwartet. Wären dieſe Hiſtörgen wahr, ſo hätten ſie bewieſen, daß ſein Unglaube eine bloße Affectation, und er ſelber im Herzen gläubig und ein Chriſt wäre.

Ich geſtehe, ich habe dergleichen Berichte niemals glauben können. Denn ich habe zwar oft eitle junge Leute angetroffen, die ſich die Miene von Freydenkern gaben, ohnerachtet ſie in der That ſogar abergläubiſch waren; ich habe aber doch niemals begreifen können, was ein Mann, wie **Voltaire**, oder irgend ein vernünftiger Mann durch eine ſo ungereimte Affectation gewinnen wollte. Sich ſtellen, als ob man etwas verachte, das man wirklich verehrt, und das, was man ſelber für göttlich hält, für etwas menſchliches ausgeben wollen, das iſt gewiß unter allen Arten von Heucheley die unverzeihlichſte.

Ich gab mir einige Mühe, dieſe Sache zu erforſchen; und Leute, die viele Jahre lang vertraulich mit ihm gelebt haben, verſicherten mich, daß alle dergleichen Hiſtörgen ungegründet wären. Sie erklärten ſich, daß, ob er gleich den Genuß des Lebens nicht gerne verlöhre, und Mittel zur Erhaltung ſeiner Geſundheit gebrauchte, er ſich doch keineswegs vor den Folgen des Todes zu fürchten ſchiene; daß er niemals, weder in kranken noch geſunden Tagen, einige Reue wegen der ihm Schuld gegebenen Werke gegen die chriſtliche Religion

blicken ließe; — daß er vielmehr ſo verblendet ſey, daß er einige Sorgen äußere, er möchte noch vor Vollendung einiger derſelben, woran er eben damals arbeitete, ſterben.

Ohneracht et nun dieß Betragen in gar keinem Betrachte zu rechtfertigen iſt, ſo iſt es doch, wenn wir dem Bericht ſeiner Freunde glauben, mehr conſiſtent, und meines Erachtens weniger ruchlos, als es ſeyn würde, wenn er ſogar gegen die Ueberzeugung ſeines eigenen Gewiſſens, wider die unter den Menſchen herrſchenden Lehrmeynungen, und die göttliche Offenbarung ſchriebe, blos um ſich dadurch den Beyfall einiger wenigen irrenden Ungläubigen zu erwerben.

So ſehr er ſich auch verirrt haben mag, ſo traue ich ihm doch eine ſolche Ungereimtheit nicht zu. Ich bilde mir vielmehr ein, daß er, ſobald er von der Wahrheit der chriſtlichen Religion überzeugt wäre, ſeine Meynung in geſunden und kranken Tagen, einmal wie das andere, öffentlich bis an ſeinen letzten Athem bekennen würde.

---

31. Brief.

Genf.

Ihrem Verlangen zufolge ſchreibe ich Ihnen hier meine Gedanken freymüthig über Lord — s Vorſatz, ſeine zween Söhne nach Genf zu ſenden und dort erziehen zu laſſen.

Der älteſte, wenn ich mich recht beſinne, iſt noch nicht über neun Jahr alt; und ſie haben erſt erträglich Engliſch leſen gelernt. Mylord meynt, wenn ſie das Franzöſiſche vollkommen gelernt haben würden, könnte man ſie vermittelſt jener Sprache das Lateiniſche lehren, und

und nachher zu irgend einem andern ſchicklichen Studio fortſchreiten.

Ich habe Mylords Einwendungen gegen die öffentlichen Schulen in England betrachtet, und nach gehöriger Ueberlegung und Abwägung aller Umſtände, bleibe ich immer noch der Meynung, daß kein anderes Land als Großbritannien zur Erziehung eines brittiſchen Unterthans tauge, der ſich vorſeƺt, ſein Leben in ſeinem Vaterlande hinzubringen. Der wichtigſte Hauptpunkt, deſſen man ſich bey der Erziehung eines brittiſchen Jünglings von Stande verſichern muß, iſt, meines Erachtens, daß man einen Engländer aus ihm mache; und dieß kann nirgends ſo zuverläßig geſchehen, als in England.

Dort wird er jene Geſinnungen, jenen beſondern Geſchmack, und jene Denkungsart annehmen, die ihm eine vorzügliche Hochachtung für die Engliſche Staatsverfaſſung, und einen Geſchmack an den in England herrſchenden Sitten, Zeitvertreiben und üblichen Lebensarten einflößen werden.

Dort wird er jenen Charakter annehmen, wodurch ſich die Engländer von den Eingebornen aller andern Europäiſchen Länder unterſcheiden; und der, wenn man ihn einmal angenommen hat, wie ſehr er auch nachher veredelt oder verderbt werden mag, doch nimmermehr ganz ausgelöſcht werden kann.

Könnte man auch beweiſen, daß dieſer Charakter eben nicht der liebenswürdigſte ſey, ſo folgte doch daraus noch nicht, daß er nicht der rathſamſte ſey. Genug, daß er, überhaupt betrachtet, in England am höchſten geſchäƺt wird. Denn ich halte es für unleugbar, daß einem Menſchen an der Hochachtung ſeiner eigenen Landesleute mehr als an der Hochachtung aller andern Menſchen gelegen iſt; in der That kann er auch, ohne jene erſtere, dieſe andere ſehr ſelten genießen.

Man meynt, vermittelſt einer frühen ausländiſchen Erziehung könne man junge Leute vor allen lächerlichen Engliſchen Vorurtheilen verwahren. Das mag wahr ſeyn; — ſie werden aber dagegen andere vielleicht eben ſo ungereimte, und weit ſchädlichere Vorurtheile annehmen. Jene erſtern können nicht viel ſchaden; dieſe andern aber können dergleichen junge Leute nach ihrer Zurückkunft, in ihrem Vaterlande misvergnügt, und ihren Landesleuten auf ihre ganze übrige Lebenszeit verhaßt machen.

Wahr iſts, die franzöſiſchen Sitten hat man faſt in jedem Europäiſchen Lande angenommen: ſie herrſchen in ganz Deutſchland, und an den Nordiſchen Höfen; ſie ſchleichen ſich, obgleich langſamer, in Spanien und Italien ein. Aber nicht in England. — Die Engliſchen Sitten ſind in allen Engliſchen Provinzen allgemein, ſie herrſchen in der Hauptſtadt, und ſind ſogar am Hofe unvermiſcht.

In allen den oben erwähnten Ländern ſieht das Volk überhaupt dieſen Vorzug, den man ausländiſchen Sitten giebt, mit Verdruß an; allein man bekümmert ſich in denſelben nicht um die Meynung des Volks. — In England hingegen iſt Popularität ein wirklich wichtiges Gut; und je höher der Stand eines Mannes iſt, jemehr wird er ihren Verluſt fühlen.

Außerdem ſind in England nicht nur gemeine Leute allein wider franzöſiſche Sitten eingenommen: — ſie ſind der ganzen Nation verhaßt. Selbſt die, die von den gemeinen Vorurtheilen frey ſind; — die den Talenten und Verſtandeskräften ihrer Nachbaren alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; — die die franzöſiſchen Sitten an Franzoſen billigen; können es doch nicht leiden, wenn man ſie ihren eigenen Landesleuten einimpfen will. Sollte ja dieſe Art Einim-

pfung

pfung einen Engländer von Stande irgendwo erträglich dünken, ſo wär's an einigen von den gemeinſten Leuten, mit denen er einigen Verkehr hat, als an ſeinem Schneider, Barbier, Kammerdiener oder Koche; — aber nimmermehr an ſeinem Freunde.

Ich kann mich ſchwerlich auf einen Fall beſinnen, daß ein Engländer von Stande, der, in ſeiner Kleidung oder Lebensart, franzöſiſche Sitten oder Moden den Engliſchen vorgezogen hat, dadurch nicht etwas von der Achtung ſeiner Landesleute verloren hätte.

Was ich von franzöſiſchen Sitten geſagt habe, paßt auch überhaupt auf alle ausländiſche Sitten; die insgeſammt, gewiſſermaßen, franzöſiſch ſind, und deren beſondere Abweichungen von den franzöſiſchen, die Engländer nicht bemerken.

Die Denkungsart der Genfer iſt in vielen Stücken, mit der Denkungsart der Engländer näher verwandt, als mit der in Frankreich herrſchenden. Und doch wird man zu London einen Genfer durchgehends für einen Franzoſen anſehen.

Ein Engliſcher Knabe, den man in ſeiner frühen Jugend nach Genf ſchickt, und dort ſechs bis ſieben Jahre lang bleiben läßt, wird, wenn er ſeine Aeltern nicht bey ſich hat, vermuthlich, ſeine ganze nachherige Lebenszeit über von den Engländern für eine Art eines Franzoſen gehalten werden. Und dieß iſt eine Beſchwerlichkeit, die man aufs ſorgfältigſte verhüten ſollte.

Was die Einwürfe wider öffentliche Schulen betrifft, ſo treffen ſie, in vielen Stücken, die öffentlichen Schulen in einem jeden Lande. Ich geſtehe aber freymüthig, daß ſie mir niemals hinreichend gedäucht haben, die Vortheile zu überwiegen, die dieſe Erziehungsart begleiten, beſonders ſo, wie ſie in den Engliſchen öffentlichen Schulen beſchaffen iſt.

Ich habe bemerkt, daß Knaben, die in einer öffentlichen Schule erzogen wurden, einen gewiſſern, feſtern und männlichern Charakter beſaßen, als Knaben von gleichem Alter, die zu Hauſe erzogen wurden.

In einer öffentlichen Schule iſt man zwar überhaupt auf die ganze Schule aufmerkſam, allein jeder Knabe muß doch in vielen Fällen ſich ſelber entſchlieſſen und handeln. Sein Anſehen unter ſeinen Schulkameraden hängt blos von ſeiner eigenen Aufführung ab. Dieß ſtärkt nach und nach Verſtand und Herz, flößt ihm Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit ein, und beugt jener wankelmüthigen Blödſinnigkeit vor, die man an jungen Leuten bemerkt, welche lang gewohnt geweſen ſind, ſich auf den Rath und Beyſtand anderer Leute zu verlaſſen.

Die urſprünglichen Eindrücke, die ſich dem Verſtande und Herzen einprägen, und den Charakter bilden, verlöſchen nicht mehr. — Die Gegenſtände unſerer Aufmerkſamkeit ſind in den verſchiedenen Stufen des Lebens verſchieden. — Dieß ſieht man oft irrigerweiſe für eine Veränderung des Charakters an, der doch wirklich in der Hauptſache der nämliche bleibt. — Der, der als Knabe zurückhaltend, tückiſch, grauſam, oder filzig iſt, wird in ſeinem Leben nimmermehr freymüthig, getreu, mitleidig oder großmüthig werden.

In einer öffentlichen Schule hat das jugendliche Gemüth die beſte Gelegenheit, jene Geſinnungen anzunehmen, die das Herz zur Freundſchaft neigen, und der Eigennützigkeit abhelfen. Dort flößt die Beobachtung ſie ein, die unendlich kräftiger wirkt, als alle Lehren und Ermahnungen.

Ein Knabe bemerkt, daß Herzhaftigkeit, Großmuth und Dankbarkeit, ſich die Hochachtung und den Beyfall aller ſeiner Schulkameraden zuziehen. Er nähret dieſe Eigenſchaften in ſeinem eigenen Herzen, und

bemüht ſich um die Freundſchaft derer, die ſie beſitzen. — Er ſiehet, daß Feigheit, Niederträchtigkeit, Undankbarkeit und Treuloſigkeit verabſcheuet werden. — Er meidet die Knaben, die einiges Anzeichen dieſer verhaßten Eigenſchaften an ſich blicken laſſen. Was von ſeinen Schulkameraden verachtet oder gelobt wird, das wird er ſich beſtreben, ſeinem eigenen Gemüthe einzuprägen, oder aus demſelben auszurotten; und zwar mit einem zehntauſendmal größerm Eifer, als das, was von ſeinem Lehrer, Hofmeiſter oder ſeinen Aeltern, gelobt oder getadelt wird.

Die Ermahnung dieſer letztern haben vermuthlich durch ihre allzuhäufige Wiederholung ihre Kraft verloren: oder er mag ſich einbilden, ihre Lehren paßten nur auf vergangene Zeiten, und nun verjährte und altväteriſche Sitten. — Aber das fühlt er, daß die Geſinnungen ſeiner Kameraden aufs empfindlichſte auf ſeine Ehre und Reputation wirken.

In allen Europäiſchen Ländern, England allein ausgenommen, überſieht man vornehmen Knaben in den öffentlichen Schulen ſo viel, daß der Wetteifer, dieſer Hauptſporn zum Fleiße, dadurch ſehr gedämpft wird. — Die Knaben mitlern Standes werden durch die Frechheit ihrer vornehmen Kameraden, die ſie weder ahnden noch erwiedern dürfen, niedergeſchlagen. — Dieß bringt in ihrer beyder Gemüthern die ſchlimmſte Wirkung hervor: jene macht es noch frecher, und dieſe noch kleinmüthiger.

Die öffentlichen Schulen in England verachten eine ſo niederträchtige Partheylichkeit, und ſind eben deswegen für Knaben ſehr vornehmer und reicher Aeltern beſonders heilſam. Dergleichen junge Leutgen ſind nur gar zu ſehr geneigt, ſich von ihrer eigenen Wichtigkeit falſche Begriffe zu machen, die man in dieſen unpartheyiſchen Pflanzſchulen vollkommen entdecken, und das

wirkliche Verdienſt der Knaben auf einer zuverläßigern Wage abwägen wird, als man gemeiniglich im väterlichen Hauſe zu finden pflegt.

Den jungen Lord werden ſeine Lehrer, und noch nachdrücklicher ſeine Schulkameraden, jene heilſamſte unter allen Lectionen lehren: — daß er nur für perſönliche Eigenſchaften Hochachtung und Ehre erwarten darf, weil keine zufällige Vorzüge ihm Hochachtung erwerben oder ihn auch nur vor Verachtung ſchützen können. — Dort wird er einen vornehmen Dummkopf mit eben ſo wenig Umſtänden als eines Schneiders Sohn peitſchen, und den reichſten feigen Pinſel von ſeinen Kameraden eben ſo wie die ärmſte feige Memme herumſtoßen ſehen. — Er wird finden, daß Fleiß, Genie und Muth die wahren Quellen des Vorzugs und der Ehre, ſowohl in, als außer der Schule ſind.

Läßt man die ſtarke Triebfeder des Wetteifers ganz ungeſtört wirken, wie in den vornehmſten Schulen in England; ſo wirkt ſie auf allerley Art, aber immer nützlich. — Findet ein Knabe, daß er ſeinen Kameraden im Lernen nicht gleich kömmt, ſo wird er ſich beſtreben, ſie an Muth oder irgend einem andern Vorzuge zu übertreffen. — Hat er ſich durch Verabſäumung ſeiner Schulübung eine ſchmähliche Strafe zugezogen, ſo wird er ſich beſtreben, durch die Standhaftigkeit, womit er ſie aushält, ſich vor Verachtung zu ſchützen.

Jene Trägheit und Schläfrigkeit, die man ſo oft unter unſern jungen Standesperſonen findet, rühren nicht von ihrer Erziehung in einer öffentlichen Schule her, welche wirklich dieſen Gewohnheiten eifrig vorzubeugen ſucht, und ihnen oft vorbeugt, und dem Gemüthe eine nachdrückliche Thätigkeit giebt, die es hernach Zeitlebens behält.

Dieſe elende Eigenſchaften ſchleichen ſich erſt nachher ein, wenn die Jünglinge ihre eigene Herren werden,

ſich

ſich allen Wollüſten überlaſſen, die ihr Vermögen ihnen verſtattet und die Ueppigkeit darbietet, und eben dadurch ihre Gemüther entkräften.

Ueberhaupt bin ich deutlich überzeugt, daß der früheſte Zeitraum der Erziehung eines Engländers, worinn das Gemüth die dauerhafteſten Eindrücke bekömmt, in England verfließen müſſe.

Sollte jedoch die Meynung der Anverwandten, oder ſollten beſondere Umſtände, dieſe Erziehung in ſeinem Vaterlande nicht geſtatten, ſo müßte man vor allen andern Orten Genf erwählen. Oder hat ein junger reicher Engländer, entweder durch ſein eignes oder ſeiner Aeltern Verſehen, ſeine erſten Jugendjahre unbenutzt verſtreichen laſſen, und mit wenig gelehrten Kenntniſſen ſein ſiebenzehntes oder achtzehntes Jahr erreicht; ſo wüßte ich keinen Ort, wo er eine beſſere Gelegenheit hätte das Verabſäumte nachzuholen, als in dieſer Stadt. Hier kann er in jedem Zweige der Gelehrſamkeit ſich vorzüglich geſchickte Männer zu Lehrern ausſuchen, unter welchen viele Männer von Genie, und eben ſo liebenswürdig im Umgange, als in ihren eigenen Profeſſionen vortrefflich ſind.

Er wird immer Gelegenheit haben, mit ſehr verſtändigen Leuten umzugehen, deren Gedanken und Geſpräche gelehrte Gegenſtände betreffen. In dergleichen Geſellſchaften wird ein Jüngling fühlen, daß er einige Gelehrſamkeit nöthig hat. Dieß wird ihm allmählig eine Luſt zu Kenntniſſen einflößen, die er Zeitlebens behalten wird.

Unter die Vorzüge dieſes Platzes kann man es auch rechnen, daß man hier wenig Anlaß zur Zerſtreuung, und faſt keine andern Quellen von Zeitvertreiben findet, als die, die aus den natürlichen Schönheiten des Landes, und einem vertraulichen Verkehr mit einem Volke

entſte-

entſtehen, deſſen Umgang einem Jüngling kaum anders als nützlich ſeyn kann.

N. S. Ein engliſcher Lord und ſeine Gemahlin entſchloſſen ſich, ihren Sohn zu Genf zu erziehen; ſie brachten ihn hieher, blieben ſieben oder acht Jahre lang bey ihm da, und beugten dadurch den oben erwähnten Beſchwerlichkeiten wirklich vor.

Die Gaſtfreyheit, Großmuth und Gutthätigkeit dieſer Familie machten ſie durchgehends im höchſten Grade beliebt. Ich ſah ſie abreiſen. Kaum konnte ihre Kutſche ſich durch die Menge Volks drängen, die ſich auf den Straßen verſammelt hatte. — Viele von den Armen, die ſie durch geheime Almoſen unterſtützt hatten, konnten den Befehlen ihrer Gutthäter unmöglich länger gehorchen, und bezeugten ihre Dankbarkeit überlaut.

Der junge Herr mußte einmal über das andere zu ſeinen alten Freunden und Kameraden herauskommen, die ſich rings um die Kutſche her drängten, von ihm Abſchied zu nehmen, und ihn ihrer Betrübnis über ſeine Abreiſe, und ihrer eifrigſten Wünſche für ſein Wohlergehen zu verſichern. Die Aeltern weinten Freudenthränen, und die ganze Familie nahm die Liebe der mehreſten, und die Hochachtung aller Einwohner mit ſich.

---

32. Brief.

Genf.

Der Selbſtmord iſt zu Genf ſehr gemein. Ich habe mir ſagen laſſen, ſeit Menſchen Gedenken ſey es immer ſo geweſen; und man habe Grund, zu vermuthen, daß er ſich, nach dem Verhältniſſe der Zahl der Einwohner, hier häufiger als in England oder in irgend einem andern europäiſchen Lande ereigne.

Seit-

Seitdem ich hier bin, hat er ſich erſtaunlich oft zugetragen. Zwey, die ſich erſt vor kurzer Zeit noch ereigneten, ſind, der beſondern Umſtände wegen, die ſie begleiteten, merkwürdig.

Der erſtere rührte von einem plötzlichen und unerklärlichen Anfalle der Verzweiflung her, der den Sohn eines der reichſten und angeſehenſten Bürger in der Republik befiel. Dieſer junge Herr hatte, dem Anſehen nach, alle mögliche Urſache, mit ſeinem Looſe vergnügt zu ſeyn. Er war ein ſchöner Mann, in der Blüthe der Jugend, mit einem vortrefflichen Frauenzimmer vermählt, das ihm ein großes Vermögen mitgebracht, und ihn zum Vater eines ſchönen Kindes gemacht hatte. Mitten unter allen dieſen Segensgütern, und von allem umgeben, was einem Menſchen das Leben werth und koſtbar machen ſollte, fand er's unerträglich, und beſchloß, ohne die geringſte Urſache, die man wüßte, ſich zu entleiben.

Als er einige Stunden mit ſeiner Mutter, einer ſehr verehrungswürdigen Dame, und ſeiner Frau und ſeinem Kinde zugebracht hatte, gieng er, dem Anſehen nach, ganz vergnügt von ihnen weg in ein anderes Zimmer, hielt einen Flintenlauf vor ſeine Stirn, ſtieß den Hahn mit ſeinen Zehen zurück, und ſchoß ſich, ſo daß die nichts weniger vermuthende Geſellſchaft es hören konnte, das Gehirn aus.

Der zweyte Fall iſt der eines Grobſchmidts, der den nämlichen fatalen Entſchluß faßte, und, weil er kein bequemes Werkzeug bey der Hand hatte, einen alten Flintenlauf mit einem paar Kugeln lud, das eine Ende deſſelben ins Feuer ſeiner Schmideſſe legte, und einen Strick an die Handhabe des Blaſebalgs band, vermittelſt deſſen er ihn aus einer bequemen Entfernung bewegen konnte. Sodann kniete er nieder, hielt ſeinen

Kopf

Kopf vor die Mündung des Laufs hin, blies vermittelſt des Stricks am Blaſebalge das Feuer an, und hielt, mit erſtaunlicher Standhaftigkeit und abſcheulicher Entſchloſſenheit, ſeinen Kopf ſo lange in dieſer Lage, bis das andere Ende des Laufs ſo heiß wurde, daß es das Pulver entzündete, deſſen Abfeuerung ihm augenblicklich die Kugeln durchs Gehirn jagte.

So gewiß ich weiß, daß dieß ſich gerade ſo, wie ichs erzählt habe, ereignet hat, ſo hätte ichs doch, wegen ſeiner ſo außerordentlichen und faſt unglaublichen Umſtände, nicht erwähnt, wenn es nicht eine zuverläßig bezeugte und den Genfern und allen jetzt zu Genf befindlichen Engländern wohl bekannte Thatſache wäre.

Warum der Selbſtmord zu Genf und in Großbritannien, gemeiner als irgend ſonſt wo iſt, dürfte Stoff zu einer merkwürdigen Unterſuchung geben. Denn es ſcheint ſehr ſonderbar zu ſeyn, daß grade in den Ländern, wo die Güter des Lebens am beſten geſichert ſind, Leute am meiſten geneigt gefunden werden, ſich zu entleiben. Eine ſo verkehrte Wirkung muß von irgend einer mächtigen und beſondern Urſache herrühren.

Ehe ich nach Genf kam, glaubte ich, die vielen Selbſtmorde in England rührten größtentheils vom ſtürmiſchen und unbeſtändigen Wetter her, das nicht nur die Luft trübe mache, ſondern auch die Gemüther der Eingebornen verdüſtere. — Dieſer Urſache pflegen Ausländer gemeiniglich noch die Wirkung des Gebrauchs der Kohlen, anſtatt des Holzes, zur Feuerung beyzufügen.

Ich begnügte mich mit einer ſchwankenden Theorie, die auf dieſe Umſtände zuſammen, gebauet war: — Allein keiner von beyden kann die nämliche Wirkung zu Genf erklären, wo man keine Kohlen brennt, und eben die Witterung wie in der Schweiz, in Savoyen, und den angränzenden Gegenden Frankreichs hat, wo ſich doch Selbſtmorde weit ſeltner ereignen.

Die

Die entfernten Urſachen dieſer fatalen Neigung, will ich nicht zuverſichtlich angeben. Aber ganz gewiß dünkt es mich, daß keine Vernunftgründe die geringſte Kraft haben ihr vorzubeugen, ausgenommen diejenigen, die ſich auf die Unſterblichkeit der Seele, und auf die Ueberzeugung von einem andern Leben gründen. — Was können die gemeinen Vorſtellungen und Vernunftgründe bey einem Menſchen ausrichten, der dieſe nothwendige und wichtige Lehre nicht glaubt? — Man mag ihm ſagen, er habe ſich ſelber das Leben nicht gegeben, er habe daher auch kein Recht ſichs zu nehmen; — er ſey eine Schildwache auf einem Poſten, und müſſe bleiben, bis er abgelöſt werde; — was bekümmert alles dieß einen Menſchen, welcher glaubt, er werde ſeiner Gewaltthat und Deſertion wegen niemals zur Verantwortung gezogen werden?

Verſucht man es, ſo einen Menſchen bey ſeinem Stolze zu faſſen, indem man behauptet, es ſey ein gröſſerer Beweis von Muth, die Uebel des Lebens zu ertragen, als vor ihnen die Flucht zu ergreifen; ſo wird er aus der römiſchen Geſchichte antworten, und fragen: ob denn Cato, Caſſius, Marcus Brutus, feige Leute geweſen ſeyn?

Der große Geſetzgeber der Juden ſcheint überzeugt geweſen zu ſeyn, daß weder Geſetze noch Vernunftgründe wider den Selbſtmord, einigen Eindruck auf die Gemüther von Leuten machen konnten, die von der Unſterblichkeit der Seele nichts wiſſen; und, da er es, (gewiſſer Urſachen wegen, die der Biſchoff von Gloucester in ſeinem Werke von der göttlichen Sendung Moſis entwickelt hat,) nicht für nöthig hielt, ſie von der Unſterblichkeit zu unterrichten; ſo hielt ers alſo auch für unnöthig, ihnen irgend ein ausdrückliches Geſetz wider den Selbſtmord zu geben.

Jene

Jene Weltweiſen, die ſich beſtrebt haben, dieſe ſo groſe und wichtige Ueberzeugung von der Unſterblichkeit, den Gemüthern der Menſchen zu entreiſſen, haben alſo dadurch dem Selbſtmord ſowohl als andern Verbrechen ein Thor geöffnet. — Denn jeder, der den Selbſtmord bekämpft, ohne ſeine Gründe auf die Lehre von einem künftigen Leben zu ſtützen, wird ſie bald alle miteinander umgeſtürzt ſehen.

Man muß zwar geſtehen, daß dieſe Fragen in vielen Fällen durch Gefühle eines Menſchen entſchieden werden, die ſich auf ganz und gar keine Vernunftgründe beziehen.

Eine ſo wichtige Sache hat die Natur nicht der trüglichen menſchlichen Vernunft ganz allein anheimgeſtellt, ſondern dem menſchlichen Herzen eine ſolche Liebe zum Leben, und einen ſolchen Abſcheu vor dem Tode eingeprägt, daß ſelbſt die gröſten Unglücksfälle ſie ſelten überwältigen können.

Es giebt aber eine Krankheit, die bisweilen den Leib befällt, und deren giftige Wirkung ſich nachher auch durch die Seele verbreitet, und ſie mit einer grauenvollen Wolke von Entſetzen verdüſtert, die ihr das Leben ſchlechterdings unerträglich macht. In dieſem fürchterlichen Zuſtande iſt jeder frohe Gedanke verbannt, und jede Quelle der Zufriedenheit mit dem Leben vergiftet. — Weder Vermögen, noch Ehre, noch Freunde, noch Familie können alsdenn das geringſte Vergnügen mehr gewähren. — Hoffnung, die letzte Stütze der Unglücklichen, ſtürzt darnieder. — Verzweiflung ergreift den hülflos Leidenden. — Dann helfen keine Vorſtellungen mehr! — Religionsgründe ſelber verlieren ihre Kraft; und das arme Geſchöpf umfaßt den Tod als ſeinen einzigen Freund, der, ſeines Erachtens, ſein Elend endigen, aber nicht vermehren kann.

Ich bin, ꝛc.

N. S.

N. S. Sie brauchen mir nicht eher zu ſchreiben, als bis Sie weitere Nachricht von mir bekommen; weil wir vermuthlich dieſen Ort werden verlaſſen haben, ehe Ihre Briefe anlangen könnten.

---

33. Brief.

Lauſanne.

Da der Herzog von Hamilton einige von den deutſchen Höfen beſuchen will, ſo haben wir von unſern Freunden zu Genf Abſchied genommen, und ſind auf unſerer vorgenommenen Reiſe jetzt bis hieher gekommen. In Deutſchland vor allen andern Ländern, iſts beſonders vortheilhaft in Geſellſchaft mit einem Herrn von hohem Stande und Titel zu reiſen; weil man alsdann allenthalben leichter Zutritt erhält, und keiner Empfehlungsſchreiben bedarf.

Ich habe hier meinen Freund B — n angetroffen, deſſen Geſellſchaft und Umgang unſere Reiſe verzögert, uns aber die Hauptvortheile des Reiſens verſchafft hat, wenn man anders Unterricht und Vergnügen dahin rechnen darf. Er befindet ſich mit dem Marquis von L — y hier, einem muntern, muthigen jungen Herrn, — und einem von jenen freyen, ſorgloſen Charaktern, die von ihren vertrauten Freunden ſo ſehr geliebt werden, und ſich um die Meynungen aller übrigen Menſchen ſo wenig bekümmern.

Da Sie mich beym Worte halten, und ich Ihnen ſo ſehr ordentlich ſchreiben ſoll, ſo müſſen Sie erwarten, daß Sie bisweilen einen Brief erhalten, der aus drey oder vier verſchiedenen Orten datirt iſt, wenn entweder mein kurzer Aufenthalt an einem Platze mir keine Zeit läßt, oder ich an einem andern nichts beſonderes

finde, und folglich auch keinen Stoff zu ſo langen Brieſen, als Sie von mir verlangen.

Der Weg von Genf hieher gehet neben dem See hin, durch ein anmuthiges Land voller Weinberge, die den ſo beliebten Vin de la Côte tragen. Die ſämtlichen unterwegs gelegenen Städtgen, Nyon, Rolle und Morges, ſind ſchön gelegen, hübſch gebauet, und von wohlhabenden und vergnügten Leuten bewohnt.

Lauſanne iſt die Hauptſtadt dieſes bezaubernden Landes, welches ehemals dem Herzog von Savoyen zugehörte, nun aber unter der Herrſchaft des Kantons Bern ſtehet.

So ſehr dieß auch den vormaligen Beſitzer kränken mag; ſo iſts doch für die Einwohner der Waat ein Glück, als welche in jeder Rückſicht wohlhabender und in beſſern Umſtänden ſind, als irgend einige von den Unterthanen Seiner Sardiniſchen Majeſtät.

Lauſanne liegt nahe beym See, und ohngefähr dreyßig Engliſche Meilen weit von Genf. Da der Adel aus dem Lande, und aus einigen Gegenden der Schweiz, und die Familien verſchiedener Officiers, die ſich zur Ruhe geſetzt haben, hier wohnen, ſo findet man in den Geſellſchaften zu Lauſanne ein freyers und munterers, (vielleicht auch höflicheres) Weſen, als in denen zu Genf: wenigſtens wird dieß vom ganzen Adel hier zuverſichtlich geglaubt und verſichert; der ſich den Bürgern von Genf weit vorziehet. Die Genfer hingegen ſprechen viel von der Armuth, Leichtſinnigkeit und Unwiſſenheit dieſes nämlichen Adels, und machen ſich kein Bedenken, ihm ihre eigene einſichtsvolle Fabrikanten und Manufakturiſten in jeder weſentlichen Eigenſchaft vorzuziehen.

Vevay.

Die Straße zwiſchen Lauſanne und Vevay (oder Vivis) iſt ſehr bergigt; die Berge ſind aber bis obenhinan angebauet, und mit Weinreben bedeckt. —

Dieß

Dieß wäre ihrer Jähe wegen unmöglich geweſen, wenn die Beſitzer nicht in bequemen Zwiſchenräumen ſtarke ſteinerne Mauern, eine über der andern, gebauet hätten, die den Boden ſtützen, und von unten an bis oben, kleine Terraſſen ausmachen.

Die Weingärtner ſteigen auf engen Staffeln hinauf, und müſſen, ehe ſie den Boden, den ſie bauen ſollen, erreichen, oft höher ſteigen als ein Ziegeldecker, oder Steinmetz, der den Gipfel eines Kirchthurms ausbeſſern ſoll.

Die bergigte Lage dieſes Landes ſetzt daſſelbe häufigen Regengüſſen und Bächen aus, die, wenn ſie ſehr ungeſtüm ſind, Weinſtöcke, Boden und Mauern in einen gemeinſchaftlichen Untergang mit ſich herabreiſſen. Die Einwohner ſehen der Verheerung mit gelaſſener Betrübniß zu, und ſind, ohne ſich der laut tobenden Wuth der Franzoſen zu überlaſſen, oder in die düſtere Verzweiflung der Engländer zu ſinken, blos auf die beſten Mittel bedacht, den Schaden wieder zu erſetzen. — Sobald ſich der Sturm gelegt hat, fangen ſie mit bewundernswürdiger Geduld und Standhaftigkeit an, die Mauern wieder aufzubauen, friſche Erde auf Hurden bis an den Gipfel des Bergs hinaufzutragen, und allenthalben, wo die alte Erde weggeſchwemmt worden iſt, neue auszubreiten.

Wo man ſeine Güter ganz ſicher beſitzt, und die Früchte ſeiner eignen Arbeit genießen darf, ſind Menſchen fähig, ſolche Beſtrebungen anzuwenden, dergleichen man in jenen Ländern nicht kennt, wo der Deſpotismus alles unſicher macht, und ein Tyrann einärndtet, was Sklaven ausgeſäet haben.

Dieſer Theil der Waat, wird von den Abkömmlingen jener unglücklichen Leute bewohnt, die durch die abgeſchmackteſte und grauſamſte Verfolgung aus den

Piemontiſchen und Savoyiſchen Thälern vertrieben wurden.

Ich will eben nicht ſagen, die Ungerechtigkeit der Verfolger ſey an ihren Kindern noch heimgeſucht worden: aber das Leiden und die Standhaftigkeit der Verfolgten, dünkt mich durch die glücklichen Umſtände vergütet zu ſeyn, worinn ſich ihre Kindes-Kinder nun befinden.

Vevay iſt ein hübſches Städtchen, das drey bis viertauſend Einwohner enthält. Es liegt ſehr anmuthig, nahe am obern Ende des Genfer-Sees, wo die Rhone hineinfließt. Die Berge hinter dem Städtgen ſind zwar ſehr hoch, aber nichtsdeſtoweniger, wie die an der Straße von Lauſanne, von unten an bis oben hinaus ganz angebauet.

Ungefähr mitten am Berg hinauf, gerade oberhalb Vevay, liegt ein großes Dorf, das, von unten aus betrachtet, an der Seite des jähen Abgrundes zu hangen ſcheint, und einen ſehr ſonderbaren und romantiſchen Anblick gewährt.

Die Hauptkirche liegt vom Städtgen abgeſondert, und auf einem Hügel, der das Städtgen überſiehet. Von der Terraſſe, oder dem Kirchhofe aus, hat man eine Ausſicht auf die Alpen, die Rhone, den Genfer-See, und die Städtgen und Dörfer an deſſelben Geſtaden. — In dieſer Kirche liegt der Leichnam des Generals **Ludlow** begraben. Dieſer ſtandhafte Republikaner zog von Lauſanne hieher, nach der Ermordung ſeines Freundes **Lisle**, der, als er eben in die Kirche gehen wollte, von einem Meuchelmörder durchs Herz geſchoſſen wurde. Der Meuchelmörder war ausdrücklich dazu über den See herüber gekommen, entwiſchte während der Verwirrung, die dieſe Mordthat verurſachte, wieder ins Boot, und ins jenſeitige Gebieth des Herzogs von Savoyen, wo er öffentlich geſchützt wurde. — Dieß war ein

ein niederträchtiges Mittel, den Tod eines Monarchen zu rächen, der, es ſey nun mit Recht oder Unrecht, doch öffentlich verurtheilt und hingerichtet worden war.

Auf **Ludlows** Grabmale ſtehet eine lange lateiniſche Grabſchrift, die viele Umſtände ſeines Lebens erzählt, aber den denkwürdigſten unter ihnen allen verſchweigt. Er wird in derſelben Patriæ libertatis defenſor, & poteſtatis arbitrariæ oppugnator acerrimus, &c. genannt, — aber nichts näheres davon erwähnt, daß er einer von König **Karls** des Erſten Richtern geweſen war, und das Todesurtheil über dieſen unglücklichen Monarchen mit unterzeichnet hatte.

So ſehr auch die Schweizer überhaupt die Freyheit und ihre Verfechter lieben, ſo billigten doch **Ludlows** Beſchützer und Gönner vermuthlich dieſen Theil ſeiner Geſchichte nicht, und ließen ihrer alſo auch in ſeiner Grabſchrift nicht ausdrücklich erwähnen.

Durch die Schweiz läßt ſichs nicht auf der Poſt reiſen. Wir mietheten alſo zu Genf Pferde bis nach Baſel, von wannen wir auf der Poſt nach Strasburg reiſen können, wohin unſer Weg uns führt. Von Lauſanne reiſen wir übermorgen ab.

34. Brief.

Bern.

Bey meiner Rückkunft von Vevay nach Lauſanne, traf ich unſern Freund, Herrn H—y, beym Herzog **von Hamilton** im Gaſthof an. Der Herzog iſt geneigt, noch etwas länger in jener Stadt zu bleiben, verlangte aber, daß ich mit den Kutſchen und den ſämmtlichen Bedienten, ſeinen Kammerdiener und einen einzigen Lakeyen ausgenommen, nach Strasburg voraus reiſen möchte, worein ich gerne willigte, da er mir verſprach, in wenig Tagen dort zu mir zu kommen.

H—y that mir zu gleicher Zeit den ſehr angenehmen Vorſchlag, mich nach Strasburg zu begleiten, wo er bis zu unſerer Abreiſe von dannen bleiben will, und ſeine Chaiſe für den Herzog zurückzulaſſen.

Am folgenden Tage traten wir unſere Reiſe an, und wurden von den Herren B—n und O—n bis nach Payerne (oder Peterlingen) begleitet, wo wir einen vergnügten Abend zubrachten. Den nächſten Morgen ſetzten wir unſere Reiſe nach Wifflisburg, oder Avenche, der Hauptſtadt der Helvetier zu des Tacitus Zeiten, (*) fort.

Kein Land in der Welt kann für Reiſende zur Sommerszeit anmuthiger ſeyn, als die Schweiz: denn außer den bequemen Landſtraßen und guten Gaſthöfen, bieten ſich hier einige der herrlichſten Gegenſtände in der Natur, Wälder, Gebirge, Land-Seen, mit fruchtbaren Feldern, Weinbergen, und aufs vollkommenſte benutzten und angebauten Scenen vermiſcht, dem Auge in einer größern Mannigfaltigkeit und nach größern Maaßſtäben dar, als in irgend einem andern Lande.

Von Avenche reiſeten wir weiter nach Murten, oder Morat, wie die Franzoſen es heißen, einem hübſchen Städtchen, das auf einer Anhöhe am See gleiches Namens liegt.

Hier wurde das Heer Karls, Herzogs von Burgund, das dieſe Stadt belagerte, von den Schweizern im Jahre 1476 mit großem Blutvergießen in die Flucht geſchlagen. An der Straße ſteht, innerhalb einer Engliſchen Meile von Murten, ein kleines Gebäude voll Gebeine

(*) In der Gegend dieſer Stadt wurden die Helvetier vom Cäcina, einem der Stadthalter des Vitellius, geſchlagen: — Multa hominum millia cæſa, multa ſub corona venum data. Cumque direptis omnibus, Aventicum gentis caput juſto agmine peteretur, &c. *Taciti* Hiſtor. Lib. I. C. 68.

Gebeine der in dieſer Schlacht erlegten Burgunder. Da dieſe ſonderbare Sammlung erſt viele Jahre nach der Schlacht aufgerichtet wurde, ſo dürften hier wohl auch manche Gebeine der Ueberwinder nebſt denen der Ueberwundenen aufbewahrt ſeyn, um die Sammlung deſto zahlreicher zu machen. (*)

An dieſem Beinhauſe ſtehen verſchiedene Inſchriften:

DEO OPTIM. MAX.
CAROLI. INCLITI. ET FORTISSIMI.
BURGUNDIÆ. DUCIS.
EXERCITUS. MURATUM. OBSIDENS.
AB HELVETIIS. CÆSUS.
HOC. SUI. MONUMENTUM. RELIQUIT.
1476.

Auf einer andern Seite ſtehet folgende:

SACELLUM.
QUO. RELIQUIAS.
EXERCITUS. BURGUNDICI.
AB. HELVETIIS. CÆSI. A. 1476.
PIA. ANTIQUITAS. CONDIDIT.
RENOVARI
VIISQUE PUBLICIS MUNIRI
JUSSERUNT
RERUM NUNC DOMINÆ
RESPUBLICÆ
BERNENSIS ET FRIBURGENSIS.
ANNO 1755.

 Die

(*) Die Zahl der erſchlagenen Burgunder war doch bekanntermaßen groß genug, um allenfalls einen noch größern Raum mit ihren Gebeinen anzufüllen. Ueberſ.

Die Ufer des Murtener Sees ſind mit ſehr vielen adelichen Sitzen und Dörfern geziert.

Die Kleidung, Sitten und Perſonen der Einwohner dieſes Landes zeigen ein von den Genfern, Savoyarden und Einwohnern der Waat verſchiedenes Volk an.

Wir ſpeiſten zu Murten zu Mittag, und hielten uns einige Stunden lang in dieſem Städtgen auf. Es war eben Jahrmarkt, und ein großer Zulauf von Volk. — Die ſchweizeriſchen Bauersleute ſind die größten und ſtärkſten, die ich jemals geſehen habe. — Ihre Kleidung iſt ſehr ſonderbar. — Sie tragen kleine runde Hüte, wie die holländiſchen Schiffsleute. — Ihre Röcke und Weſten ſind insgeſammt aus einer Art groben ſchwarzen Tuchs oder Zeugs. — Ihre Beinkleider aus grober Leinewand, etwan wie Matroſen-Beinkleider; aber unter den Knieen in Falten zuſammengezogen, — und die Strümpfe aus dem nämlichen Stoffe wie die Hoſen gemacht.

Die Weibsperſonen tragen kurze Kittel, mit ſehr vielen überflüſſigen Knöpfen. Die ledigen Mädgen bilden ſich viel auf die Länge ihres Haares ein, das ſie in zwey Zöpfe mit Bändern geflochten abtheilen, und der Länge nach herunterhängen laſſen. — Sobald ſie aber verheyrathet ſind, dürfen ſie dieſe Haarzöpfe nicht länger herabhängen laſſen; ſondern winden ſie in Spirallinien rings um den Kopf, und heften ſie auf dem Wirbel mit großen ſilbernen Haarnadeln. Dieß iſt der einzige Unterſchied in Anſehung der Kleidung, den die Heyrath veranlaßt.

Verehelichte und ledige tragen Strohhüte mit ſchwarzen Bändern geziert. Sofern iſt die weibliche Kleidung ziemlich paſſend; ſie haben aber eine ſeltſame Mode, ihre Röcke ſo weit oben zu binden, daß kaum einige Taille übrig bleibt. Dieſer Abbruch, den die

Röcke

Röcke der Taille thun, giebt, nebſt der erſtaunlichen Menge Röcke, die ſie tragen, dem untern und hintern Theile des Leibes, eine Größe und ein Gewicht, wozu ſie gar kein Recht haben, und verunſtaltet das Anſehen des ganzen Leibes nicht wenig.

Die zierliche Taille der Medicäiſchen Venus, oder der Herzogin von Devonſhire, würde unter einer ſo albernen Laſt von Kleidern verhunzt oder vernichtet werden. — Da wir erſt dieſen Nachmittag hier eintrafen, ſo kann ich Ihnen noch nichts von Bern ſagen. In meinem nächſten Briefe ſollen Sie mehr erfahren.

Indeſſen bin ich, ꝛc.

35. Brief.

Bern.

Bern iſt eine regelmäßige wohlgebauete Stadt, und hat einigen Anſchein von Pracht. Die Häuſer ſind aus ſchönen weißen Steinen, und ziemlich gleichförmig gebauet, beſonders in der Hauptſtraße, wo ſie alle von einerley und gleicher Höhe ſind. Auf beyden Seiten ſind Schwibbogen mit Gängen, die vier Schuh höher als die Straße, und in naſſem Wetter ſehr bequem ſind.

Ein kleiner Arm der Aar iſt in dieſe Straße geleitet, und in derſelben Mitte in einen engen Kanal eingeſchränkt, der ziemlich abhängig iſt, ſo daß das Waſſer ſehr ſchnell fließt, an ſich ſelber kein unangenehmer Anblick und zur Reinigung der Straßen ſehr nützlich iſt.

Ein anderer Umſtand hilft Bern zu einer der reinlichſten Städte in Europa machen. — Man hält Verbrecher zur beſtändigen Reinigung der Straßen und öffentlichen Spaziergänge an. Die ſchwerern Verbrecher

brecher ſind an Karren geſchmiedet, diejenigen hingegen, die leichtere Verbrechen begangen haben, müſſen den leichten Unrath in den Bach kehren, und den ſchwerern auf die Karren laden, die ihre ſchuldigere Kameraden fortziehen oder ſchieben müſſen.

Dieſe Elenden tragen eiſerne um ihre Hälſe befeſtigte Halsbänder, mit einem hervorragenden Haken an jedem, woran man ſie bey der geringſten Widerſpenſtigkeit oder Uebelthat faſſen kann; und ſtehen ganz unter dem Gebote der Wache, die ſie zur Verrichtung ihrer Arbeit anhalten muß. — Leute von beyderley Geſchlecht werden auf Monate, Jahre, oder Zeitlebens, nach Beſchaffenheit ihrer Verbrechen, zu dieſer Arbeit verdammt.

Man ſagt, außerdem daß dieſe, wie jede andere Art Strafen, von Verbrechen abſchrecke, habe man noch den Vortheil davon, daß der Verbrecher dadurch gezwungen werde, das Unrecht, ſo er der Geſellſchaft gethan, durch ſeine Arbeit zu vergüten.

Ich beſorge aber, dieſer Vortheil werde durch die ſchlimmen Wirkungen überwogen, daß man Leute zu ſehr gewöhnt, das Elend ihrer Mitgeſchöpfe beſtändig zu ſehen. Dieß, dünkt mich, verhärtet nach und nach die Herzen der Zuſchauer, und macht ſie weniger fähig die Regungen des Erbarmens und Mitleidens zu fühlen. Gefühle, die doch vielleicht vor allen andern die beſte Wirkung thun, und die menſchliche Natur am beſten kleiden. Juvenal ſagt:

— — — Molliſſima corda
Humano generi dare ſe natura fatetur,
Quæ lachrymas dedit: hæc noſtri pars optima ſenſûs.

Allenthalben, wo öffentliche Hinrichtungen und Strafen häufig vorfallen, hat man bemerkt, daß das gemeine Volk härter, unempfindlicher und zur Grauſamkeit

ſamkeit geneigter wird, als es an andern Orten iſt, wo dergleichen Scenen ſeltner ſind. — Ich erinnere mich, während meines Aufenthalts zu Genf, wo ſehr ſelten jemand hingerichtet wird, wurde ein junger Menſch zum Strange wegen eines Mordes verurtheilt, und verſchiedene Tage vor und nach der Hinrichtung konnte man in jeder Geſellſchaft eine allgemeine Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit deutlich merken.

Die öffentlichen Gebäude zu Bern, als das Hoſpital, das Kornhaus, das Zeughaus, die Hauptwache und die Kirchen, ſind prächtig. Ein ſehr zierliches Gebäude iſt erſt vor kurzem noch vollendet worden, mit Bequemlichkeiten für mancherley öffentliche Beluſtigungen, als Bälle, Concerte und Schauſpiele. Auch enthält es Zimmer für Privat-Geſellſchaften und Aſſembleen. Es wurde durch eine freywillige Beyſteuer unter dem Adel (oder den Geſchlechtern) erbauet; und keine andere Geſellſchaften, als die von Patriciern, dürfen ſich dort verſammlen.

Theatraliſche Schauſpiele werden zu Bern ſelten verſtattet; und auf dieſer neuen Schaubühne ſind noch keine aufgeführt worden.

Der Platz bey der Hauptkirche war ehemals der einzige öffentliche Spatzirort, und wurde wegen der Ausſicht von demſelben und ſeiner ſonderbaren Lage ſehr bewundert; weil er auf der einen Seite mit den Straßen wagerecht, und auf der andern einige hundert Fuß ſenkrechter Höhe über ſie erhaben iſt. Itzt aber hat man hier noch einen andern öffentlichen Spatzirort, in einiger Entfernung außerhalb der Stadt, vor kurzem auf einem hohen Ufer der Aar angelegt, der der herrlichſte, dieſer oder irgend einer andern Stadt zugehörige Spatzirplatz iſt, den ich jemals geſehen habe. Von demſelben überſchauet man den Fluß, die Stadt Bern, die ganze Gegend rings herum, und erblickt die ſchweizeriſchen Eisberge.

Ich habe die Bibliothek beſucht, welche, nebſt den Büchern, auch einige wenige Antiken, und einige andere Merkwürdigkeiten enthält. Die kleine Figur des Prieſters, der Wein zwiſchen die Hörner eines Ochſen gießt, iſt nur deswegen ſchätzbar, weil ſie eine Stelle im Virgil erläutert: und iſt von Addiſon erwähnt worden.

Vor kurzem erhielt dieſe Bibliothek einen Zuwachs von Engliſchen prächtig gebundenen Büchern, die ein Engliſcher Herr zum Geſchenke dahin ſchickte; dem es zwar nicht beliebte, ſich zu nennen, der aber ſeine politiſche Denkungsart durch die Wahl und Sammlung deutlich genug entdeckt hat. Unter dieſen bemerkte ich Milton's Werke, beſonders ſeine proſaiſche Schriften: Algernon Sidney über Staatsverfaſſungen und Regierungsform; Locke; Ludlow's Memoiren; Gordon's Ueberſetzung des Tacitus; Addiſons Werke, insbeſondere der Freeholder; Marvels Werke; Steeles ꝛc. Es waren die größten und ſchönſten Ausgaben, und die Sammlung mochte etwan zweyhundert Pfund Sterling werth ſeyn. — Ein ähnliches Geſchenk hat dieſer Herr auch der öffentlichen Bibliothek zu Genf gemacht.

Von ohngefähr öffnete ich die Glasgower Ausgabe des Homers, die ich hier ſahe, und fand auf einem weißen Blatte eine lateiniſche Zuſchrift an den Corſikaniſchen General Paoli, von James Boswell unterzeichnet. Dieſes ſehr zierliche Buch war vermuthlich von Herrn Boswell ſeinem Freunde, dem General, zum Geſchenke überſendet worden; und als dieſes unglückliche Oberhaupt ſein Vaterland verlaſſen mußte, war es dem ſchweizeriſchen Officier in franzöſiſchen Dienſten in die Hände gefallen, der den Homer dieſer Bibliothek ſchenkte.

Das

Das Arſenal hätte ich nicht wohl unterlaſſen können zu beſuchen, wenn ich auch dazu geneigt geweſen wäre: weil die Berner ſich auf die darinnen enthaltenen Siegeszeichen, und auf die Menge, Güte und Ordnung der Waffen etwas einbilden.

Aber nichts rührte mich ſo ſehr als die Bilder der tapfern Schweizer, die zuerſt die Waffen wider die Tyranney ergriffen hatten, und **Wilhelm Tells** ſeines, der, nach dem Apfel auf ſeines Söhngens Kopfe zielend, abgebildet iſt. Dieß betrachtete ich mit einer Rührung, die mir die Umſtände dieſer Geſchichte, nicht die Arbeit des Künſtlers einflößte; denn in demſelben Augenblicke hätte ich die vortrefflichſte Bildſäule des **Auguſtus Cäſars**, die jemals verfertigt worden iſt, kaum angeſehen.

Gewiß, niemand hat ein ſo unſtreitiges Recht auf die Verehrung und den Dank der Nachwelt, als Helden, die ihr Vaterland von der eigenſinnigen Frechheit der Tyrannen erlöſt haben, und es mögen nun alle und jede Umſtände in Tells Geſchichte wahr oder erdichtet ſeyn, ſo verdienen doch allemal die Männer, (ſie ſeyen geweſen wer ſie wollen) die ihre Mitbürger ermuntert und angeſpornt haben, das Oeſterreichiſche Joch abzuſchütteln, daß man ſie für wahre Patrioten halte; weil ſie unſtreitig von jenem Grundtriebe, der einem jeden edelmüthigen Herzen ſo theuer iſt, dem Geiſte der Freiheit, dazu angetrieben wurden, dieſem Geiſte, —

Der mit den edelmüthigen Bauern, im geheimſten Rathe
auf **Uris** Felſen ſaß,
Und, wie das Schickſal ſicher, jenen Pfeil (*) lenkte,
Der die heiligen Rechte der Menſchheit bewieß.

Herr Addiſon meynt, es ſey eben kein großes Vergnügen darum, Zeughäuſer zu beſuchen, um blos eine Wie-

(*) Tells auf den tyranniſchen Landvogt.

Wiederholung dieſer Kriegsvorräthe zu ſehen. Es verlohnt ſich aber doch der Mühe, weil dergleichen Beſuche uns einigen Begriff von der Macht eines Staats geben, und dabey dienen, die wichtigſten Theile ſeiner Geſchichte dem Gemüthe deſto ſtärker einzuprägen.

Die Waffen, die den Burgundern in den verſchiedenen Schlachten, welche die Freiheit der Schweiz behaupteten, abgenommen wurden, ſind hier aufgeſtellt; ſo wie auch das Bild des Berniſchen Feldherrn, der im Jahre 1536 **Carln dem Dritten**, Herzog von Savoyen, die Waat abnahm: — und wenn ſie keine neuere Siegeszeichen aufzuweiſen haben, ſo iſts gewiß blos deswegen, weil ſie zu arm und zu weiſe ſind, nach einer Ausbreitung ihrer Herrſchaft zu trachten: — und weil alle ihre Nachbarn endlich überzeugt ſind, daß die Lage der Schweiz und die perſönliche Tapferkeit ihrer Einwohner, die Schweizer eben ſo unüberwindlich gemacht haben, als ſie, politiſcher Gründe wegen, von aller Eroberungsſucht entfernet ſind.

---

36. Brief.

Bern.

Die verſchiedenen Kantone der Schweiz ſind zwar durch einen gemeinſchaftlichen Bund mit einander vereinigt, und insgeſamt Freyſtaaten, aber doch ſowohl in Anſehung der Regierungsform als der Religion von einander verſchieden.

Da die römiſchkatholiſche Religion die Monarchie begünſtigt, ſo ſollte man ſich natürlicherweiſe einbilden, daß ſie da, wo ſie in einem Freyſtaate herrſcht, die Regierungsform nach und nach im höchſten Grade ariſtokratiſch machen würde.

Und

Und doch findet man hier gerade das Widerſpiel. Die im höchſten Grade demokratiſchen Kantone ſind der römiſchkatholiſchen Religion ergeben; und die vollkommenſte Ariſtokratie unter ihnen allen, herrſcht in dieſem proteſtantiſchen Kanton Bern, der aber auch der mächtigſte unter allen iſt. An Größe des Landes und an der Zahl ſeiner Einwohner ſchätzt man ihn beynahe allen andern zuſammengenommen gleich.

Man beſchuldigt den Berniſchen Adel eines außerordentlichen Stolzes und großer Hofart; er befleißt ſich, die Bürger in einer weiten Entfernung von ſich zu halten; und kaum wollen ſeine Gemahlinnen und Fräulein Töchter ſich zu einiger Geſellſchaft mit kaufmänniſchen Familien, bey Bällen, Aſſembleen und dergleichen öffentlichen Gelegenheiten, herablaſſen, wo eine große Anzahl zur Beluſtigung unentbehrlich zu ſeyn ſcheint. Ein adelicher Ball verliert alſo an Vergnügen, was er an Würde beybehält, und ſoll, wie man mir ſagt, oft eben ſo langweilig, als vornehm und ſteif ſeyn.

Die ganze Regierungsgewalt und alle Ehrenämter des Staats ſind in den Händen des Adels. Da dieſer keine Handlung treiben darf, ſo würde er ohne dieſe Hülfsquelle natürlicherweiſe verarmen: allein vermittelſt der Menge ſehr einträglicher Aemter, die der Adel beſitzt, können die Aermſten unter demſelben ihre Familien mit Würde unterhalten.

Die Landvogteyen, worin der ganze Kanton und die eroberten Lande eingetheilt ſind, gewähren den vornehmſten Berniſchen Familien eine einträgliche und anſehnliche Verſorgung. Der Landvogt iſt in ſeinem Gebiethe Stadthalter und Richter; und jeder unter ihnen bewohnt ein prächtiges Schloß. Von allen Untergerichten kann man an ihn; ſo wie von ſeinem Spruche, an den Rath zu Bern appelliren.

Die Berniſchen Edelleute werden zwar zu Richtern geboren, aber nicht alle ſtudiren die Rechte. Man hat es daher für nöthig erachtet, eine gewiſſe Anzahl von Rechtsgelehrten zu ihren Beyſitzern zu ernennen. Im Fall aber der Richter anders ſpricht, als ſie rathen, und, ihrer Vorſtellungen ohnerachtet, auf ſeinem eigenen Urtheile beharrt; muß der Spruch, weil der Adel allezeit den Vorrang vor den Rechtsgelehrten hat, dem Willen des Richters gemäß abgefaßt werden.

Dieß Amt bleibt aber nur ſechs Jahre lang in den Händen Eines und deſſelben Mannes. Man hat mir geſagt, in einigen von dieſen Landvogteyen könne der Landvogt ſeinem Stande gemäß leben, und doch während ſeiner Statthalterſchaft, ohne Erpreſſungen oder filzige Sparſamkeit, zwey- bis dreytauſend Pfund Sterling erſparen. Auch verwehrt es kein Geſetz, ihn nachher zu einer andern Landvogtey zu ernennen.

Da die vollziehende Gewalt der Regierung, nebſt allen einträglichen und Ehrenämtern, alſo in den Händen des Adels ſind; ſo könnte man wähnen, die mittlern und niedrigern Stände des Volks müßten arm und unterdrückt werden. Dieß iſt aber hier keinesweges der Fall. Denn die Bürger, worunter ich Handels- und Handwerksleute verſtehe, ſcheinen durchgehends alle Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens zu genießen: und das Bauernvolk iſt im ganzen Kanton Bern ungemein wohlhabend.

Den Schweizern iſt es gar nicht zuwider, daß ihre Edelleute die Richter- und alle Hauptämter der Regierung ſich ſelber zueignen. Sie ſehen den Adel für ihre natürliche Vorgeſetzten an, und glauben, daß man denſelben mit ſeinen Geſchlechtern in einem gewiſſen Glanze erhalten müſſe: — Aber die Gewalt, unmittelbar Steuren und Taxen aufzulegen, iſt eine ganz andere Sache; und dieſe muß man aufs ſorgfältigſte und behut-

behutſamſte behandeln. — Dieß iſt eine Sache, die jederman angehet; und über das Betragen des Adels in dieſem Stücke wacht man mit ſehr eiferſüchtigen Augen. Auch weiß er es; und braucht ſeine Gewalt mit Mäßigung und Behutſamkeit. Sollte es aber der Adel jemals vergeſſen wollen, ſo iſt ihm in einer deutſchen Inſchrift im Zeughauſe eine vortreffliche Warnung gegeben: denn dieſe erinnert ihn: „die Frechheit und Raubſucht des Adels ſeyen es, die die Freiheit der Schweiz zuwegegebracht haben.„

Ein Volk, das immer bewaffnet und die einzige ganze Kriegsmacht des Landes iſt, läuft keine Gefahr, mit Taxen unterdrückt und erbittert zu werden.

Einige haben es für eine verderbliche Politik an den Schweizern gehalten, daß ſie ſo viele von ihren Landsleuten in den verſchiedenen Europäiſchen Heeren als Miethtruppen dienen laſſen. Andere hingegen halten dieſe Maßregel an den Schweizer-Kantonen für rathſam, oder ihnen weniger ſchädlich, als ſie irgend einem andern Lande ſeyn würde.

Die Anhänger dieſer Meynung behaupten, jede Gegend der Schweiz, die angebauet werden könne, ſey ſchon im höchſten Grade angebauet; — allein, nachdem man eine hinlängliche Anzahl Leute, um ſie in dieſem vortrefflich angebaueten Zuſtande zu erhalten, und jede Manufaktur zu verſorgen, im Lande behalten, ſey immer noch ein Ueberſchuß von Einwohnern übrig, der die Truppen ausmache, die in fremde Kriegsdienſte gehen. Sie ſetzen hinzu, dieſe Truppen vermietheten ſich nur auf eine gewiſſe beſtimmte Anzahl von Jahren, nach deren Verlauf viele derſelben mit Geld in ihr Vaterland zurückkehreten: und ſie alle könnten, vermöge ausdrücklicher Bedingungen, vom Staate in irgend einem Nothfalle zurückgerufen werden. — Die Schweizer hielten dadurch immer ein zahlreiches und wohlgeübtes

übtes Heer auf den Beinen; das, ſo weit davon entfernt, dem Staate zur Laſt zu fallen, ihn wirklich bereichere: — ein Vortheil, den kein anderes Volk jemals beſeſſen habe.

Noch einen andern Beweggrund giebt es zu dieſer Maßregel, den man zwar nicht öffentlich geſteht, der aber doch vermuthlich nicht wenig dazu beyträgt. Der Staatsrath beſorgt vielleicht, wenn man den jungen Adel zu Hauſe behielte, wo er eben nicht viel zu thun habe, möchte er Ränke und Zwietracht im Staate ſtiften, oder vielleicht, aus Müſſiggang und Ehrſucht, manchen gefährlichen Aufſtand unter den Bauern erregen. Denn ohnerachtet die Geſetze wider Staatsverbrechen ſcharf ſind, und an gemeinen Verbrechern leicht vollzogen werden; ſo dürfte es doch ſchwer und gefährlich ſeyn, einen beym Volke beliebten jungen Herrn zu beſtrafen.

Deswegen kann man es für ſehr rathſam halten, eine große Anzahl derſelben ihre feurige und raſtloſe Jugendjahre in irgend einem fremden Kriegsdienſte erſchöpfen zu laſſen, die ſie ſonſt zu Hauſe auf Faktionen und gefährliche Staatsränke verſchwenden möchten. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Kantone die Officiers gerne fortgehen ließen und die Gemeinen zu Hauſe behielten; daß ſie aber auch dieſe letztern mitgehen laſſen müſſen, weil ohne ſie die Officiers jene hohen Stufen in fremden Kriegsdienſten, die ſie am meiſten aus ihrem Vaterlande weglocken, nicht erreichen könnten.

Nachdem ſie eine gewiſſe Zeit über gedient haben, kehren ſie faſt alle in die Schweiz zurück. Einige, weil ſie des lüderlichen Lebens überdrüſſig ſind; andere, um ein väterliches Erbtheil anzutreten; und viele, mit Jahrgehalten von den Fürſten, denen ſie gedienet haben. — Die Jugendhitze iſt alsdann vermuthlich vorüber. — Sie fangen an, nach jenen Ehrenämtern in ihrem Vaterlande zu trachten, wozu ihr Stand ſie berechtigt,

und die ſie nun dem Glanze des Kriegsdienſtes vorziehen. Sie verlangen jene Geſetze und Regierung zu unterſtützen, die ſie ihren Familien ſo günſtig finden; oder ſie ſehnen ſich, den Ueberreſt ihres Lebens in Ruhe und Stille auf ihren väterlichen Gütern hinzubringen.

Merkwürdig iſts, daß die Schweizeriſchen Officiers, die aus fremden, beſonders aus franzöſiſchen Dienſten zurückkommen, nicht etwan franzöſiſche Sitten in ihre vaterländiſche Gebirge einführen, oder ihre Landsleute mit den Tändeleyen und Ueppigkeiten jenes Volks anſtecken, ſondern alle fremde Sitten und Moden mit ihrer Uniform ablegen, und ſogleich die in ihrem Vaterlande herrſchende einfältige und haushälteriſche Lebensart wieder annehmen.

37. Brief.

Baſel.

Da wir ſchon bey einer vorigen Gelegenheit eine weitere Reiſe durch die Schweiz gethan hatten; ſo beſchloſſen wir nun, vom geraden Wege nach Strasburg nicht abzuweichen. Dieſem Entſchluß zufolge, reiſeten H — y und ich, als wir Bern verließen, an Solothurn, der Hauptſtadt des gleichnamigen Kantons, vorbey.

Solothurn iſt eine anmuthige kleine Stadt an der Aar. Die Häuſer ſind hübſch und zierlich gebauet; die gemeinſten darunter ſehen reinlich aus. Das gemeine Volk ſcheint wohlhabender und zufriedener zu ſeyn, als in irgend einem andern katholiſchen Lande, das ich jemals geſehen habe. Der Gaſthof, wo wir einkehreten, ſiehet ſo bequem als ein Engliſcher aus. Der franzöſiſche Geſandte an die Kantone wohnt in

dieſer Stadt. Eine von den Kirchen in Solothurn iſt das prächtigſte neuere Gebäude in der Schweiz.

Das Zeughaus iſt nach Proportion der Zahl der Einwohner des Kantons mit Waffen wohl verſehen; und enthält auch Siegeszeichen und andere Denkmale der Tapferkeit ihrer Vorfahren, wie das zu Bern. Mitten im Saale ſtehen dreyzehn Mannsfiguren, die die dreyzehn Schweizer-Kantone vorſtellen, in vollſtändiger Rüſtung.

Das Land zwiſchen Solothurn und Baſel iſt zwar ſehr bergigt, aber doch ſchön; vielleicht eben deswegen deſto ſchöner, da es eine deſto größere Mannigfaltigkeit von Oberflächen und Ausſichten darbietet. H — y und ich hatten deſto mehrere Muße dieſe herrliche Landſchaften zu bewundern, da einige Engliſche Meilen weit von Baſel die Achſe unſerer Chaiſe brach.

Es war eben die fröhliche Herbſtzeit. Das Land wimmelte von Landvolk beyderley Geſchlechts und von allen Altern, das insgeſammt geſchäftig war Trauben zu leſen, und heimzubringen. Unſer Spatzirgang dieſe wenige Meilen über, war anmuthig und ergötzend. In allen Weinländern iſt dieß eine Zeit der Freude und Luſtbarkeit, und kömmt der übertriebenen Abſchilderung, die uns die alten Dichter vom Glücke des Landlebens gegeben haben, am nächſten. Vielleicht iſt aber auch ihre Abſchilderung wirklich weniger übertrieben, als unſere Sitten und Lebensarten, von denen zu ihren Zeiten, verſchieden ſind. — Denn dürfte das Landvolk die Früchte ſeiner eigenen Arbeit genießen, würde ſein Leben nicht anmuthiger ſeyn, als das von irgend einem andern Volke? — Aller Armuth und Unterdrückung ohnerachtet, verbreitet ſich eine behagliche Begeiſterung, eine bezaubernde Tollheit und vollkommene Vergeſſenheit aller Sorgen, während der Weinleſe, durch ganz Frankreich. — Jedes Dorf iſt von Muſik, Tänzen

und Luſtbarkeiten belebt; und ſähe man ihre zerlumpten Kleider und ausgemergelten Geſichter nicht mit, ſo ſollte jemand, der die Franzoſen zur Zeit der Weinleſe ſähe, ſich einbilden, das Landvolk in Frankreich ſey wirklich eben ſo beneidenswerth, als die ehemaligen Arkadiſchen Hirten und Schäfer, nach dem Vorgeben der Dichter waren. — Das Landvolk in der Schweiz iſt gegen die Freude nicht ſo ſehr empfindlich, oder äußert ſie nicht ſo ſehr: und ohnerachtet es mit Geſundheit, Freiheit und Reichthum geſegnet iſt, ſchränkt ſich doch ihr Vergnügen auf ſtille Zufriedenheit und eine Art phlegmatiſcher guter Laune ein.

Bey unſerer Ankunft zu Baſel giengen wir geradesweges nach den Drey Königen. Dieſer Gaſthof hat die anmuthigſte Lage, die man ſich nur immer einbilden kann. Der Rhein ſtrömet an ſeinen Mauern hin, und aus den Fenſtern eines großen Speiſeſaals überſieht man dieſen herrlichen Strom und die fruchtbaren Auen und Gefilde jenſeits deſſelben.

So eben bin ich aus dieſem Speiſeſaal zurückgekommen, wo es H — y und mir beliebte, zu Abend zu ſpeiſen. — Die Tafel war mit zehn bis zwölf Perſonen beſetzt. — Ich ſaß neben einem anſehnlichen Manne aus Strasburg, mit dem ich während des Abendeſſens ziemlich viel ſprach. Er hatte einen feiſten, roſenfarbigten und vollwangigten Herrn aus Amſterdam zum Gefährten, der kein Franzöſiſch ſprach: allein der Strasburger redete ihn von Zeit zu Zeit auf Holländiſch an, worauf der Andere mit Kopfnicken antwortete.

Als das Weggehen der mehreſten Perſonen von der Geſellſchaft den kleinen dableibenden Kreis verengert hatte, äußerte ich gegen meinen Strasburger Bekannten einiges Bedauren, daß Herr H — y und ich nicht ein wenig Holländiſch ſprechen könnten, oder ſein Freund kein franzöſiſch ſpräche, damit wir das Ver-

gnügen ſeines Geſprächs genießen könnten. Dieß wurde dem Holländer ſogleich überſetzt, der es ſehr gelaſſen anhörete, und ſodann ſeine Pfeiſe aus dem Munde nahm und eine Antwort gab, die ich unſern Dollmetſcher, nicht ohne Mühe, bewog, uns zu erklären. Sie lautete alſo: „Wir möchten uns immer des Zufalls wegen, daß wir einander nicht verſtänden, zufrieden geben: Denn da wir keinen Handelsverkehr oder Umgang mit einander hätten, ſo könnte uns unſer Geſpräch ja doch unmöglich etwas nützen.„ H — y machte für dieſes Compliment eine tiefe Verbeugung, und ſagte, die Wahrheit und Weisheit dieſer Bemerkung ſey gewiß meiner Beobachtung entwiſcht, wie er ſeines Theils bekennen müßte, daß ſie auch ſeiner eignen bisher noch nicht eingefallen ſey.

Da ſehen Sie nun, mein Freund, ein Reiſender, der gute Geſellſchaft ſucht, findet doch immer etwas zu lernen. — Hätte ich nicht in den Drey Königen zu Baſel eingekehrt, ſo hätte ich Zeitlebens fortſprechen können, ohne jemals den wahren Gebrauch der Sprache zu lernen!

---

38. Brief.

Baſel.

Seit dem Geſpräche mit meinem ſinnreichen Amſterdammer Bekannten, ſind nun drey Tage verfloſſen. Man verſichert uns, die Chaiſe, welche eine neue Achſe bekommen hat, werde dieſen Nachmittag bereit ſeyn. Mitlerweile will ich Ihnen einige Anmerkungen über dieſe Stadt ſchreiben.

Baſel iſt größer als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, aber nach Maßgabe ſeiner Größe nicht ſo volkreich als Genf. Die Einwohner ſcheinen ſich ſehr

vor Dieben zu fürchten; denn die mehreſten Fenſter ſind, wie die an Klöſtern oder Kerkern, mit eiſernen Stangen oder Gittern verwahrt.

Am untern Ende mancher Fenſter beobachtete ich ein kleines hölzernes, gegen die Straße herausragendes Käſtgen mit einer runden Glasſcheibe, von ohngefähr einem halben Schuh im Durchmeſſer, in der Mitte. Man ſagte mir, dieß diene zur Bequemlichkeit der Bewohner der Zimmer; die, ohne ſelber geſehen zu werden, gerne am Fenſter ſitzen, und ſich mit Beobachtung der auf der Straße Vorbeygehenden die Zeit vertreiben wollen; — ſie ſeyen größtentheils vom Frauenzimmer beſetzt, das man glauben macht, es ſey etwas unanſtändiges, ſich am Fenſter ſehen zu laſſen.

Die Einwohner von Baſel ſcheinen zurückhaltende und ernſthafte Leute zu ſeyn. Ob ihre ſaturniſche Laune ihnen angeboren oder nur affektirt iſt, kann ich nicht ſagen. Aber die wenigen, mit denen ich ſprach, hatten etwas ungemein ernſthaftes und ſteifes in ihrem Betragen. Wie es zugeht, daß ein unaufhörlich gravitätiſches und feyerliches Betragen in den gemeinen Vorfällen und Geſchäften des Lebens für ein Anzeichen von Weisheit oder von einem ungemeinen Verſtande gehalten wird, habe ich niemals begreifen können. — So viele lächerliche Dinge fallen täglich in dieſer Welt vor, daß es Leuten, die mit jenem Grade von Reizbarkeit begabt ſind, der das Genie zu begleiten pflegt, ſehr ſchwer fällt, ohnaufhörlich ernſthaft zu bleiben. Dieſe Schwierigkeit fühlt man ſehr deutlich, ſelbſt in den ernſthaften und gelehrten Ständen der Rechtsgelahrtheit, Arzneywiſſenſchaft und Gottesgelahrtheit: und diejenigen, die dieſe Schwierigkeit am glücklichſten beſiegt haben, und niemals von der Feyerlichkeit eingeführter Formalitäten und Ceremonien abweichen, haben

ſich eben nicht immer durch wahre Einſichten oder Genie ausgezeichnet; ohnerachtet ſie insgemein vom Pöbel am meiſten geehrt werden, der ſehr oft jenen von einem wirklich ſchweren Gehirn und trüben Verſtande herrührenden Ernſt, für Weisheit hält. Dergleichen Irrthümer hat man oft auch im Urtheilen über Bücher, ſowohl als über Menſchen, begangen. Bücher, die förmlich vorgeben, daß ſie unterrichten und beſſern wollen, und ihre Arbeit ganz methodiſch betreiben, bis der Leſer darüber einſchlummert, hat man für gründliche und nützliche Werke gehalten; und dagegen andere, die voller originaler Bemerkungen und wirklich lehrreich ſind, für ſeicht angeſehen, weil ſie in einer familiären Schreibart abgefaßt ſind, und ihre Lehren auf eine muntere und unvermerkte Art einflößen.

Werke, die man mit dem ängſtlichen Vorſatze, tiefſinnig zu lehren, ausarbeitet, haben ſo oft das Unglück langweilig zu ſeyn, daß gewiſſe Leute tiefſinnig und langweilig für gleichbedeutend gehalten haben: und Leute, die es als eine Regel annehmen, daß eine Art Bücher grundgelehrt ſey, weil ſie langweilig ſind, können natürlicherweiſe auch wähnen, andere ſeyen ſeicht, weil ſie unterhaltend ſind. Doch, in Anſehung der Bücher, werden dergleichen Urtheile bald berichtigt. Die, ſo nur ruhmredige und falſche Anſprüche haben, ſterben und werden bald vergeſſen; dagegen wirklich verdienſtvolle Werke leben und gedeihen. Allein in Anſehung der Perſonen trift oft gerade das Widerſpiel ein. Wir ſehen täglich ſteife, ruhmredige Dümmlinge hervorgezogen und die Früchte ihrer pomphaften Vorſpiegelungen genießen, dieweil viele Männer von Talenten, die ſich zu dergleichen Kniffen nicht erniedrigen wollen, unbekannt leben, und vernachläſſigt ſterben. — Doch ich bitte um Vergebung; ich beſinne mich eben, daß ich Ihnen einige Nachricht von Baſel geben wollte.

Die hieſige Bibliothek wird hochgeſchätzt, — und ſoll insbeſondere einen reichen Schatz von Handſchriften enthalten. Man zeigte uns eine von einem Griechiſchen Neuen Teſtamente, an welcher H — y und ich, wie Sie ſich leicht einbilden können, uns ſehr erbaueten. Sie ſoll über Eintauſend Jahre alt ſeyn.

Im Zeughauſe zeigt man den Harniſch, worin Karl, Herzog von Burgund, umkam. Der unglückliche Fürſt hat alle Zeughäuſer in der Schweiz mit Trophäen ausgeziert!

Wir beſahen den Saal, wo die berühmte Kirchenverſammlung ſo viele Jahre lang geſeſſen, und ſo herzhaft wider den Papſt geſtimmt hat. Sie begnügte ſich aber nicht damit, ſein Betragen verdammenswürdig zu finden, ſondern ſie verdammte ihn ſelber wirklich, — im Bildniſſe. Man glaubte, ein berühmtes Gemälde auf dem Rathhauſe ſey auf ihr Angeben gemalt worden. Es ſtellt den Teufel vor, der den Papſt und verſchiedene Geiſtliche vor ihm her in die Hölle treibt. — Warum ſie ſich einbilden mochten, daß der Teufel wider ſeine Heiligkeit ſo ſehr geſchäftig ſeyn ſollte, weis ich nicht.

Hier findet man viele Gemälde von **Hans Holbein**, (einem gebornen Baſeler, und dem Lieblingsmaler Heinrichs des Achten, dem er anfangs vom **Erasmus** empfohlen war;) insbeſondere verſchiedene Portraite des Erasmus, und eine Skizze von Sir **Thomas More's** Familie. Wiewohl Portraite überhaupt unter allen die unſchmackhafteſte Art von Gemälden ſind, ſo ſind doch gewiß Portraite ſo berühmter Perſonen von einem ſolchen Meiſter ſehr intereſſante Stücke.

Das berühmteſte unter allen Werken **Holbeins** iſt eine Sammlung kleiner Gemälde in verſchiedenen Compartimentern, welche das Leiden unſers Erlöſers

vorſtellen. Die Farben daran ſind immer noch erſtaunlich lebhaft.

Man führte uns auch in die düſtere Gallerie, an deren Wänden Holbeins ſogenannter Todtentanz gemalt iſt. Die Farben ſind ſeit langer Zeit der Luft ausgeſetzt geweſen, und nun ganz erblaßt; welches doch, meines Erachtens, eben kein großer Schade iſt: denn die Anlage, der Plan des Stücks, iſt ſo elend, daß auch die herrlichſte Ausführung ſchwerlich verhindern könnte, daß es einem keinen Ekel erweckte.

Ein Gerippe, das den Tod vorſtellt, führt Leute von beyden Geſchlechtern, von allen Altern und Ständen, vom Kaiſer bis zum Bettler, tanzend fort. Sie alle gehen augenſcheinlich äußerſt ungern an den Reihentanz mit ihrem abſcheulichen Mittänzer, der ſie aber, ohne ſich an Thränen, Flehen, Vorſtellungen oder Beſtechungen zu kehren, alle miteinander fortſchleppt.

Sie werden bemerken, daß jeder Charakter ſeinen eigenen Tod hat, welches eine ekelhafte Wiederholung der nämlichen Figur veranlaßt: und der Widerwille, den die verſchiedenen Leute äußern, die zu dieſem verhaßten Menuette gezwungen werden, bricht an Einigen in ſo ſchnakiſche Grimaſſen aus, daß man ſich des Lächelns nicht enthalten kann, welches doch ſicherlich die Abſicht nicht iſt, auf die der Maler zielte: — und ſollte er ja darauf gezielt haben, ſo muß man geſtehen, daß unter allen Einfällen, die man jemals erdacht hat, Leute lachen zu machen, der ſeinige der allerſeltſamſte iſt.

Auf dieſes ſo beſchaffene Gemälde, ſpielt Prior in ſeiner Ode auf den Tod des Obriſten **Villers** an:

„Kein Vorherſehen ſchreckt den gebietheriſchen Tod ab, kein Zufall verleitet ihn; er ſchießt ſeinen ebenhölzernen Pfeil, bevölkert des großen Heinrichs Gruft, und führt Holbeins Reihentanz auf.„

In dieſer Stadt gehen alle Uhren um Eine Stunde zu früh. Wenns in allen umherliegenden Städten und Dörfern erſt Ein Uhr iſt, ſchlägt es zu Baſel ſchon Zwey. Dieſe Seltſamkeit dauert ſchon drey bis vierhundert Jahre her; und was eben ſo ſeltſam als der Gebrauch an ſich ſelber iſt; man weis ſeinen Urſprung nicht. Dieß erhellt deutlich genug aus den ganz verſchiedenen Berichten, die man davon giebt.

Die gemeinſte Sage iſt: Vor ungefähr vierhundert Jahren ſey die Stadt einmal in Gefahr geweſen plötzlich von Feinden überrumpelt zu werden; der Feind habe den Angriff, gerade wenn es nach Mitternacht, auf der großen Glocke des Thurms, am einen Ende der Brücke, Ein Uhr ſchlüge, anfangen wollen; der Uhrmacher, der die Uhr beſorgte, habe dieſes zu erwartende Angriffszeichen erfahren und die Uhr vorlaufen laſſen, ſo daß es, ſtatt Ein Uhr, Zwey geſchlagen habe; der Feind habe darauf geglaubt, er ſey eine Stunde zu ſpät gekommen, und habe alſo die Unternehmung aufgegeben; und zum ewigen Andenken dieſer Errettung haben alle Uhren zu Baſel, von derſelben Zeit her bis auf den heutigen Tag, anſtatt Eins, Zwey und ſo weiter geſchlagen.

Will jemand ſich mit dieſem Berichte etwa nicht begnügen, ſo zeigt man ihm, zum Beweiſe ſeiner Zuverläſſigkeit, einen Kopf, der bey dieſer patriotiſchen Uhr angebracht iſt, und auf die Straße hinausſieht, auf welcher der Feind hereindringen wollte. Dieſer Kopf ſtreckt jede Minute ſeine Zunge auf die allerhöhniſchſte Art heraus, die man nur erſinnen kann. Das war urſprünglich ein Meiſterſtück mechaniſchen Witzes, von Seiten des weltberühmten Uhrmachers, der die Stadt errettet hat. Er verfertigte es dem Feinde zum Hohne, den er ſo künſtlich betrogen hatte. Auch iſts immer

immer ausgebeſſert, erneuert, und der Kopf dieſe ganze vierhundert Jahre her im Stande erhalten worden, ſeine Zunge jede Minute herauszuſtrecken; und zwar durch Veranſtaltung des Raths, welcher glaubt, ein ſo witziger Spaß könne nimmermehr zu oft wiederholt werden.

---

39. Brief.

Strasburg.

Nichts kann einen ſchönern Kontraſt mit den Gebirgen in der Schweiz abgeben, als die Elſaſſiſchen Ebenen. Von Baſel bis Strasburg iſts eine ununterbrochene, wohlangebauete Fläche, faſt ſo eben als ein grüner Kegelplatz. Wir ſahen auf unſerer Herreiſe ſehr vielen Tobak vor den Thüren der Bauern-Häuſer hangen; denn dies Kraut wird in dieſen Gefilden ſehr häufig gebauet.

Wir haben einige Tage ſehr vergnügt in dieſer Stadt zugebracht. An guter Geſellſchaft und Zeitvertreiben kanns einem ſchwerlich an einem Platze fehlen, worinn eine zahlreiche franzöſiſche Beſatzung liegt. Marſchall Contades wohnt itzt als Befehlshaber der Truppen und Statthalter der Provinz hier. Er lebt prächtig. Sowohl die Engländer, die hier durchreiſen, als die Officiers der Beſatzung haben große Urſache ſeine Gaſtfreiheit und Höflichkeit zu rühmen.

Als wir mit verſchiedenen Engliſchen Herren in ſeinem Hauſe zu Mittag geſpeiſt hatten, lud er die Geſellſchaft in ſeine Loge in der Komödie ein. Man führte Voltaires Enfant prodigue, und, zum Nachſpiele, den Franzoſen zu London, auf. Im letztern, wie Sie wiſſen, wird unſere Nation ein wenig geneckt. Die Augen der Zuſchauer kehrten ſich oft auf die Loge

des

des Marſchalls, um zu ſehen, wie wir den Spaß auf-nähmen. Wir klatſchten herzlich, und äußerten die beſte Laune von der Welt. In der That hatten wir auch keine Urſache uns anders zu bezeugen. Der Spott iſt fein und nicht zu beißend: und die Freiheiten, ſo man ſich im Stücke wider die Engländer erlaubt, ſind vergütet; denn in eben dem Stücke läßt man den wirklich guten Eigenſchaften des Engliſchen National-Charakters vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Ein alter franzöſiſcher Officier, der in der nächſten Loge neben uns war, ſchien verlegen und ärgerlich über das Gelächter, das bey gewiſſen Stellen unter den Zuſchauern ausbrach: er klopfte mich auf die Schulter, verſicherte mich, keine Nation werde in Frankreich höher geſchätzt als die Engliſche, und ſetzte hinzu: „Hanc veniam damus petimusque viciſſim.„

Zu wünſchen wär's, daß franzöſiſche Charaktere, ſo oft ſie auf dem Engliſchen Theater aufgeführt würden, allezeit eben ſo gelinde und eben ſo gerecht wären behandelt, und nicht ſo oft den niedrigen und albernen Vorurtheilen des Pöbels aufgeopfert worden.

Ich habe die mehreſten Regimenter einzeln exerciren geſehen, und ſeit meiner Ankunft allhier iſt eine allgemeine Muſterung geweſen. Die franzöſiſchen Truppen ſind nun unendlich beſſer montirt, und in allen Abſichten beſſer verſorgt, als ſie es während des letztern Krieges waren. Dieſe Verbeſſerung ihrer Umſtände haben ſie, wie man mir geſagt hat, dem Herzog von Choiſeul zu danken, der zwar jetzt in Ungnade iſt, aber nichtsdeſtoweniger immer noch viele Freunde unter dem Heere hat.

Außer den franzöſiſchen Regimentern liegen auch noch zwey deutſche hier in Beſatzung. Dieſe bekommen bey jedem geringen Anlaſſe Stockſchläge, eine

Manns-

Mannszucht, die unter den franzöſiſchen Truppen niemals geſtattet wird. So fleißig ſie aber auch mit dergleichen derben Stockſchlägen zur Aufmerkſamkeit erweckt werden, ſo konnte ich doch die deutſchen Regimenter eben nicht richtiger oder fertiger exerciren ſehen, als die franzöſiſchen: und jeder Vorzug würde doch, meines Erachtens, um den Preis, daß man auch nur Einen Soldaten wie einen Hund behandelte, viel zu theuer erkauft werden.

Vielleicht würde eben die Behandlung, die den rauhen und phlegmatiſchen Deutſchen beſſern ſoll, den feinern und empfindlichern Franzoſen ſchlimmer machen: ſo wie eben die Strenge, die man zum Abrichten eines Windſpiels braucht, einen Wachtelhund ſchlechterdings unbrauchbar machen würde.

Nach alle dem zweifle ich doch ſehr, ob dieſe abſcheuliche Behandlung unter den Heeren irgend einer Nation unumgänglich nothwendig iſt. Denn, laßt dergleichen Klopfer ſagen was ſie wollen, ſo ſind doch ſicherlich Menſchen keine Hunde.

Was die Franzoſen betrifft, ſo bin ich überzeugt, daß eine ſolche Strenge ihren Muth niederſchlagen, und jenes Feuer und Ungeſtüm im Angriffe dämpfen würde, wodurch ſie ſich hervorgethan haben, und welche die franzöſiſchen Truppen furchtbarer machen, als irgend eine andere von ihren Eigenſchaften.

Ich muß geſtehen, jener ungezwungene, vertrauliche, leutſelige und gutherzige Ton, womit die franzöſiſchen Officiers überhaupt zu den gemeinen Soldaten zu reden pflegen, hat mir ungemein wohl gefallen. — Man hat mir geſagt, dieß vermindere die Ehrerbietung, welche Soldaten ihren Officiers ſchuldig ſind, und jenen Grad von Unterordnung, den die Kriegszucht erfordert, im geringſten nicht. Man verſichert vielmehr, daß die franzöſiſchen Soldaten, mit jenen

Eigenſchaften, die ſie mit andern Soldaten gemein haben, noch eine gewiſſe dankbare Ergebenheit und Liebe verbinden.

In gewiſſen Kriegsdienſten verfahren die Officiers gegen die gemeinen Soldaten ſo ſtrenge, ſo unfreundlich, ſo unbarmherzig, daß man endlich glauben ſollte, ſie machten ſich eine von den Hauptergötzungen ihres Lebens daraus, das Leben der gemeinen Soldaten ſo elend als immer möglich zu machen.

Wenn ein gewiſſer Grad von Sanftmuth in den wichtigen Hauptſtücken des Gehorſams und der Subordination nichts ſchadet; ſo iſts wahrlich doch der Mühe werth gegen die Gefühle ſo ſehr vieler Menſchen, die durch unſere jetzige Staatskunſt zu Kriegsdienſten gezwungen werden, nicht ganz unempſindlich zu ſeyn. Um ihre Glückſeligkeit ſich bey der Regierung der Heere, wovon ſie doch bey weitem den größern Theil ausmachen, — um ihre Glückſeligkeit, ſage ich, ſich ganz und gar nicht zu bekümmern, das heißt wahrhaftig ſeine Nebenmenſchen, die zum nämlichen Dienſte wie ihre Officiers gebraucht und den nämlichen Gefahren ausgeſetzt werden, wie ſie, ſehr hart behandeln.

Als ich dieſen Brief anfieng, wollte ich Ihnen etwas weniges von Strasburg ſagen, und ſtatt deſſen haben mich franzöſiſche und deutſche Soldaten von meinem Wege abgeführt. — Digreſſionen machen, iſt eine Unart, die ich oft begehe; und ehe ich ſie mir abgewöhnen ließe, wollte ich lieber meine Feder gar wegwerfen.

Der Herzog von Hamilton traf gerade um die Zeit, die er ſich vorgeſetzt hatte, hier ein.

40. Brief.

Strasburg.

Die Kathedralkirche (oder das Münſter) zu Strasburg iſt ein ſehr ſchönes Gebäude, und ermangelt niemals die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich zu ziehen.

Unſere Gothiſchen Vorfahren baueten, ſowohl als die Griechen und Römer, für die Nachwelt. Ihre Begriffe von der Baukunſt waren zwar von denen der Griechiſchen Baumeiſter verſchieden, aber doch groß, erhaben, edel; und, weit über die eigennützige kleinfügige Bequemlichkeit des neuern Geſchmacks erhaben, der ſich insgemein auf ein oder ein paar Menſchenalter einſchränkt, umfaſſen die Plane unſerer Voraltern, mit ausgebreiteterm Wohlwollen, auch ferne Jahrhunderte. Viele noch jetzt bewohnbare Gothiſche Gebäude beweiſen dieß, und ſollten uns Gefühle von Dankbarkeit gegen diejenigen einflößen, die ſich ſo viele Arbeit und Koſten, um auch ihrer ſpätern Nachwelt zu nutzen, nicht haben dauren laſſen.

Die Menge und Größe Gothiſcher Kirchen in den verſchiedenen Europäiſchen Ländern laſſen uns vermuthen, daß es der Geiſtlichkeit in jenen verfloſſenen Zeiten gar nicht an gemeinnützigem Eifer gefehlt habe: denn hätten die mächtigen Geiſtlichen blos aus eigennützigen Abſichten gehandelt, ſo würden ſie jenes übermäßige Anſehen, das ſie über die Gemüther ihrer Mitbürger erlangt hatten, zu Endzwecken benutzt haben, die ihnen ſelber unmittelbarere Vortheile gewährt hätten. Anſtatt ſie zur Erbauung prächtiger Kirchen für das Publikum zu ermuntern, hätten ſie es für ein noch größeres Verdienſt ausgeben können, wenn man den unmittelbaren Dienern und Geſandten Gottes prächtige

Häuſer

Häuſer und Palläſte bauete. — Wir finden aber ſehr wenige geiſtliche Palläſte, in Vergleichung mit jener Menge von Kirchen, die jeʒt noch zum öffentlichen Gebrauche dienen. Dieß zeigt hinlänglich, wie ungerecht jene allgemeine Tadler ſind, welche behaupten wollen, die Geiſtlichkeit ſey in allen Zeitaltern und Ländern gleich ſtolz und eigennüʒig geweſen.

Keine Bauart taugt beſſer zur Wohnung einer himmliſch-tiefſinnigen Betrachtung und Andacht, als die Gothiſche. Sie trägt ſehr viel dazu bey, die Seele mit erhabenen, feyerlichen und gottesfürchtigen Empfindungen zu erfüllen: auch hilft das Alter der Gothiſchen Kirchen noch jene Ehrfurcht vermehren, welche ihre Geſtalt und Größe einflößen. Natürlicherweiſe fühlen wir eine Ehrerbiethung für ein Gebäude, das, unſers Wiſſens, unſere Vorväter ehrfurchtsvoll beſucht haben, und das die Angriffe vieler Jahrhunderte, und von tauſend Stürmen, ausgehalten hat. Jener religiöſe Tiefſinn, der ſich in großen Gothiſchen Kirchen der Seele zu bemeiſtern pflegt, wird jedoch durch gewiſſe ſpöttiſche Basreliefs oder flache Schniʒwerke, nicht wenig vermindert, womit die Pfeiler und Corniſchen dieſes Strasburger Münſters urſprünglich verziert wurden. — Hier ſind die Laſter der Mönche unter den allegoriſchen Bildern von Schweinen, Eſeln, Affen und Füchſen geſchildert, die in Mönchs-Gewändern die feyerlichſten gottesdienſtlichen Handlungen verrichten. Und zur Erbauung derer, die etwan ſo feine Allegorien nicht verſtehen möchten, iſt an der Kanzel ein Mönch in ſeinem Ordenskleide, in einer höchſt ärgerlichen Lage, mit einer neben ihm liegenden Nonne, eingegraben.

Ueberhaupt halten manche Leute das Strasburger Münſter für die ruchloſeſte, und andere, für die ſchnakiſchſte Gothiſche Kirche in der Chriſtenheit. Dieſe Frage

mögen Sie aber ſelber nach eigenem Belieben entſcheiden. — Ich meines Theils bin nur ein Reiſender, dem ſie ſehr gleichgültig iſt.

Von der großen Uhr und ihren mannigfaltigen Triebrädern und Bewegungen ſage ich nichts. Zur Zeit da ſie urſprünglich verfertigt wurde, hat man ſie zwar ſehr bewundert; aber die jeƷigen Künſtler ſehen ſie ganz gleichgültig an.

Ich war ſo neugierig, den Münſterthurm hinaufzuſteigen, den man für einen der höchſten Thürme in Europa, und 574 (*) Schuhe hoch hält. Die Ausſicht von demſelben können Sie ſich leicht einbilden, wenn ich Ihnen ſage, daß man von dannen die Stadt Strasburg, die weitläufigen Ebenen des Elſaſſes, nebſt dem dadurch hinſtrömenden Rhein, überſieht. Dergleichen weite Ausſichten ſind nichts ſeltenes; ſie ſind allemal anmuthig; ſie machen aber das Gemüth nicht erſtaunen, und erheben es nicht, wie die wilden unregelmäßigen und erhabenen Scenen in der Schweiz.

Eines Vormittages, da ich mit einigen von unſern Landesleuten durch die Straßen ſchlenderte, erfuhren wir, daß die Hautboiſten-Chöre einiger Regimenter nach einer gewiſſen Kirche beordert wären, wo der Graf von —, Sohn Ludewigs des Funfzehnten von Madame von Pompadour, der Meſſe beywohnen würde. — Wir alle giengen ſogleich der kriegeriſchen Muſik wegen hin, und fanden eine ſehr zahlreiche und anſehnliche Verſammlung wartend. Als wir ziemlich lange gewartet hatten, ſchlug es Zwölf Uhr, worauf die ganze Verſammlung weggieng, ohne weder Muſik noch Meſſe gehört zu haben. — Nach Mittag hätte die Frühmeſſe nicht mehr geleſen werden dürfen, wenn auch gleich der Graf noch gekommen wäre. Ein ſehr wichtiges Hinderniß mußte es wohl geweſen ſeyn, das einen

(*) Eiſenſchmidt ſagt nur 500 Strasburger Schuhe.

einen Franzoſen, und zwar einen der ſo höflich ſeyn ſoll, abhielt, bey einer ſolchen Gelegenheit zu erſcheinen. Man hörte aber doch ein tadelndes Gemurmel über dieſe Ermangelung von Aufmerkſamkeit, und lobte den Prieſter nicht, daß er einem einzigen Manne zu lieb, die Seelen einer ganzen Kirche voll Leute vernachläßigt hatte: denn wer ſich einbildet, Seelen können durch Meſſeleſen oder hören ſelig werden, muß auch geſtehen, daß ſie durch Mangel daran, verloren gehen können. Herr H — y flißterte mir ins Ohr: „In England würde man dem König ſelber, von allen ſeinen ehelichen Kindern begleitet, nicht halb ſo viel zu gefallen gethan haben, als dieſe Leute einem H — n-Sohne gethan hätten.

Um mich wegen dieſer getäuſchten Erwartung zu entſchädigen, beſuchte ich den nämlichen Nachmittag, mit einem franzöſiſchen Officier, die Predigt eines berühmten Kanzelredners. Sie handelte: „Vom elenden Zuſtande derer, die ſich von ihren Leidenſchaften beherrſchen laſſen. — Verlangen Sie etwan eine kurze Probe von ſeiner Rede? — Hier haben Sie eine. — „Ein Galeeren-Sklave, rief der Prediger, iſt glücklicher und freyer, als ein Menſch unter der Tyranney ſeiner Leidenſchaften: denn obgleich der Leib eines Sklaven gefeſſelt iſt, ſo kann doch ſein Geiſt frey ſeyn. — Der Elende hingegen, den ſeine Leidenſchaften beherrſchen, iſt ſogar mit ſeinem Geiſte, ſeiner Seele ſelber, in Banden. — Iſt ſeine Leidenſchaft, Wolluſt? — Sie zu vergnügen, wird er einen getreuen Diener aufopfern! — David thats. — Iſt ſie Geiz? — Er wird ſeinen Herrn und Meiſter verrathen! — Judas thats. — Hat er eine Buhlſchaft? — Ihr zu gefallen wird er einen Heiligen morden! — Herodes thats.„

Als wir aus der Kirche kamen, ſagte der franzöſiſche Officier, der eine Weile her tiefſinnig geweſen war: Bey meiner Treu! der Mann predigt mit

vieler Salbung. — Wo wollen Sie nun hin? fragte ich ihn. — Zu Aenngen, verſetzte er, um meiner herrſchenden Leidenſchaft loszuwerden.

Unter den Sehenswürdigkeiten des Münſters hätte ich auch zwoer großen Glocken erwähnen ſollen, die man Fremden zeigt. Die eine iſt von Erz, und wiegt zehen Tonnen, oder 200 Centner; die andere, von Silber, und ſoll über zwo Tonnen, oder 40 Centner wägen. — Auch zeigt man ein großes Waldhorn, und erzählt folgendes Hiſtörgen dabey: Vor ungefähr vierhundert Jahren, zettelten die Juden eine Verſchwörung an, die Stadt zu verrathen; und mit eben dieſem nämlichen Horn, wollten ſie dem Feinde das Zeichen zum Angriffe geben.

Iſts nicht etwas erſtaunliches, daß man einen ſolchen Schwarm ſeltſamer Mährgen wider die Juden ausgeheckt und verbreitet hat? —

Doch die Verſchwörung wurde entdeckt; viele von den Juden wurden lebendig verbrannt, die übrigen ihrer Gelder und Habſeligkeiten beraubt, und ſodenn der Stadt verwieſen. Und zum Danke für ſo eine Errettung, bläſet man noch jede Nacht dieß Horn zweymal auf den Zinnen des Thurms.

Sie können ſich leicht vorſtellen, daß die Juden jeden Umſtand dieſer Erzählung leugnen; nur die Ermordung und Plünderung ihrer Landesleute nicht. Sie ſagen, das ganze Mährgen ſey erdichtet worden, um dieſe Räubereyen und Mordthaten damit zu bemänteln; und verſichern, der Strasburger Kirchthurm (wie man vom Londner Monumente geſagt hat) „erhebe wie ein großer Eiſenfreſſer den Kopf und lüge.„

41. Brief.

41. Brief.

Manheim.

Alle Vortheile, die ich mir von des Herzogs von Hamilton Geſellſchaft verſprechen mochte, hinderten mich nicht, meine Trennung von meinem Freunde H — y zu bedauren, der am nämlichen Morgen unſerer Abreiſe von Strasburg, nach Lyon abgieng.

Als wir über den Rhein gekommen waren, gelangten wir ins Gebieth des Marggrafen von Baden-Durlach, das längs dem Ufer dieſes Stroms hin Elſaß gerade gegenüber liegt.

Zu Raſtatt erfuhren wir, daß der Marggraf und ſeine Familie ſich zu Carlsruhe befänden. Raſtatt iſt die Hauptſtadt der Staaten dieſes Fürſten; ein kleines und nicht ſehr volkreiches Städtgen. — Doch iſt der Marggräfliche Pallaſt groß genug. — Wir verweilten uns nur eine kurze Zeit, ihn zu beſehen, und eilten von dannen nach Carlsruhe.

Zu Carlsruhe giebt es einen andern ſehr prächtigen und in einem guten Geſchmacke gebaueten Pallaſt. Er war ſchon vor vielen Jahren angefangen, und iſt vor kurzem noch vom jeztregierenden Marggrafen vollendet worden.

Die Stadt Carlsruhe iſt nach einem regulären Plane gebauet. Sie beſtehet aus einer Hauptſtraße, die über eine Engliſche Meile lang iſt. Dieſe Straße liegt in einer beträchtlichen Entfernung der Fronte des Schloſſes gegenüber und parallel. Alle die andern Straßen laufen in verſchiedenen Winkeln von der Hauptſtraße aus, ſo daß, durch welche derſelben man auch in die Stadt kömmt, man aus derſelben die Fronte des Schloſſes erblickt. Die Länge dieſer Nebengaſſen

iſt dort beſtimmt; denn keine darf auf den weiten Platz, der vor dem Schloſſe unbebauet bleiben ſoll, einigen Eingriff thun.

Die Hauptſtraße kann ſo weit man will verlängert werden, und von derſelben aus kann man ſo viele Nebengaſſen bauen, als man beliebt, die dieſer Anlage zufolge insgeſammt eine Ausſicht aufs Schloß haben werden.

Die Häuſer dieſer Stadt ſind alle eben ſo einförmig als die Straßen, und von gleicher Größe und Höhe; ſo daß man meynen ſollte, keiner von den Einwohnern ſey viel reicher oder ärmer als der andere. Zwar ſind einige wenige neue Häuſer, die zierlicher als die andern ausſehen, und einigen von den Hofbeamten zugehören, neben der einen Seite des Schloſſes gebauet; ſie ſtehen aber, eigentlich zu reden, nicht in der Stadt.

Als wir, wie gewöhnlich, hatten melden laſſen, daß wir wünſchten die Ehre zu haben dem Marggrafen unſere Aufwartung zu machen; kam ein Hofbeamter zum Herzog von Hamilton, und holte uns ins Schloß ab.

Hier ſpeiſten der regierende Fürſt und ſeine Gemahlin, und drey von ihren Prinzen, — wovon der älteſte mit einer Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt vermählt iſt, die nebſt einer von ihren Schweſtern zugegen war. Auch ſpeiſten die verwittwete Marggräfin von Bayreuth, Tochter des Herzogs von Braunſchweig, zwey Generale in kaiſerlichen Dienſten, und andere Damen und Herren mit, und alle zuſammen machten eine Tiſchgeſellſchaft von mehr als dreyßig Perſonen aus.

Die Mahlzeit war herrlich. — Der Marggraf erwieß ſich gegen den Herzog von Hamilton höchſt verbindlich und höflich — und gegen alle andere ſehr leutſelig.

Die Marggräfin von Bayreuth iſt eine muntere lebhafte Fürſtin, von einem ſehr angenehmen Charakter.

Nach

Nach dem Mittagsmahl beſahe der Herzog die verſchiedenen Zimmer des Schloſſes, und ſpatzirte ſodann mit dem Marggrafen in den Gärten, bis an den Abend.

Die nämliche Geſellſchaft befand ſich auch beym Nachteſſen: während welches man Tafelmuſik hatte; und der Tag verfloß auf eine angenehmere und ungezwungnere Art, als ich unter einer ſolchen Anzahl von Fürſten, Prinzen und Prinzeſſinnen hätte vermuthen können.

Der Marggraf von Badendurlach iſt ein Herr von vierzig bis funfzig Jahren, und ein gelehrter, weiſer und gutthätiger Fürſt. Lange ehe ich ihn geſehen, hatte ich ſeine Menſchenliebe und Vorſorge für das Wohl ſeiner Unterthanen ſehr rühmen gehört. Dieß machte, daß ich ihn mit einer herzlichen Ehrerbiethung betrachtete, die ſein Stand allein mir nicht hätte einflößen können.

Er ſpricht ziemlich fließend Engliſch, und iſt mit unſern beſten Schriften wohl bekannt. Da er wollte, daß ſein Prinz die nämliche vortheilhafte Bekanntſchaft ſollte genießen können, nahm er Herrn Cramer, einen jungen Schottländer von einem vortrefflichen Charakter, in ſeine Dienſte, der ſich ſeit verſchiedenen Jahren als Lehrer und Geſellſchafter des jungen Prinzen an dieſem Hofe aufgehalten hat.

Die deutſchen Fürſten ſind genaue Beobachter von Formalitäten. Man trifft hier eben den Hofſtaat und eben die Hofbeamten wie am Hofe des mächtigſten Monarchen in Europa an. — Der Unterſchied findet ſich mehr in den Beſoldungen, als in den Talenten, die dergleichen Hofämter erfordern. Ein Zahlmeiſter der Kriegsmacht hat in England mehr Einkommen als ein Oberhofmarſchall, Oberkammerherr, ein Paar Staatsminiſter, mit noch einem Halbdutzend andern Oberhofbeamten an einem deutſchen Hofe, zuſammengenommen.

Der Marggraf zu Baden hat eine Leibwache, die im Schloſſe Dienſte thut, eine Leibwache zu Fuß, die vor dem Schloſſe paradirt; imgleichen eine Leibwache zu Pferde, und Huſaren, die alle miteinander vollkommen wohlgekleidet und exercirt ſind; — eine Art Prachts, die dieſer Fürſt bloß dem in ſeinem Lande ſeit langer Zeit eingeführten Gebrauche zu Gefallen, angenommen zu haben ſcheint.

Außer den wenigen Truppen, die zu dieſem Dienſt im Schloſſe nöthig ſind, hält er keine andere auf den Beinen, ohnerachtet ſeine Einkünfte beträchtlicher, und ſeine Finanzen in einer weit beſſern Ordnung ſind, als die gewiſſer deutſchen Fürſten, die beſtändig kleine ſtehende Heere unterhalten. Er hat zu viel Verſtand, als daß er nicht einſehen ſollte, daß das größte Heer, ſo er nur immer möglicherweiſe unterhalten könnte, ſeine zwiſchen Frankreich und Oeſterreich gelegene Staaten nicht ſchützen könnte; und vermuthlich verſtatten ihm ſein Verſtand und Herz den Gedanken nicht, durchs Vermiethen ſeiner Truppen an auswärtige Mächte, ſeine Koffers zu füllen.

Wäre er dazu geneigt, ſo könnte er außer allem Zweifel ſeine Unterthanen zu Soldaten verkaufen, oder auf irgend eine andere ihm beliebige Art behandeln: denn er hat, ſowohl als die andern unmittelbaren deutſchen Reichsfürſten, eine unumſchränkte Gewalt über ſein Volk. Thut man dieſe Frage, gerade zu, an einen Deutſchen, ſo wird er mit Nein antworten; und von gewiſſen Rechten reden, welche die Unterthanen genießen, und daß ſie an den Reichshofrath, oder an den Reichstag appelliren, und Hülfe ſuchen können. Allein, nach all ſeinem Scharfſinne und allen ſeinen Diſtinctionen, wird man doch finden, daß die Schranken, die den Landmann vor der Gewalt des Fürſten ſchützen ſollen, ſo ſchwach ſind, daß es kaum der Mühe verlohnt, ſie aufrecht zu erhalten, und daß die einzige Sicherheit, die

der Bauer für ſeine Perſon oder ſein Eigenthum hat, ſich auf die Mäßigung, den Verſtand und die Gerechtigkeit ſeines Fürſten gründen muß.

Ein Glück wäre es für die Menſchen, wenn ſo eine unumſchränkte Gewalt allezeit in ſo billigen Händen wäre, wie des Marggrafen von Baden ſeine ſind, der ſie nur zum Beſten ſeiner ihn zärtlich verehrenden Unterthanen anwendet!

Dieſer Fürſt beſtrebt ſich, auf jede erſinnliche Art, Induſtrie und Manufakturen unter ſeinem Volke einzuführen. — Hier giebts eine beträchtliche Anzahl Engländiſcher Handwerksleute, die Birminghamer Arbeit verfertigen, und dieß Gewerbe die Eingebornen lehren. Auch hat er viele Uhrmacher aus Genf hieher gezogen, ihnen alle Ermunterungen und Privilegien aller Art ertheilt, und ſie dadurch bewogen, ſich hier niederzulaſſen: und er verabſäumt keine Gelegenheit, die Wohlfahrt und Wohlhabenheit ſeiner Unterthanen zu befördern. Ein ſolcher Fürſt iſt gewiß ein Segen für ein Land, und das Volk iſt glücklich, das unter ſeiner Regierung lebt. Aber noch weit glücklicher ſind die, die unter einer Staatsverfaſſung leben, die ſie auch, ohne die Tugenden und zum Troze der Laſter ihrer Fürſten, ſchützen kann.

Als wir Carlsruhe verließen, befahl der Marggraf uns auf einer erſt kürzlich vollendeten Straße, durch einen ſchönen, verſchiedene Meilen langen Wald, fahren zu laſſen. Als wir dieſen Wald zurückgelegt hatten, kamen wir auf der gemeinen Poſtſtraße ins Gebieth des Biſchoffs von Speyer, an der Stadt Speyer vorbey, ins Churfürſtenthum Pfalz, und trafen in eben derſelben Nacht noch zu Manheim ein.

Alle die hier erwähnten Länder machen Eine reiche fruchtbare Ebene aus; ſie enthält wenige oder keine adeliche Sitze, die der Landſchaft eine Mannigfaltigkeit

gåben; nichts als den Pallaſt des Fürſten, und die Hütten der Bauren. Der Adel lebt am Hofe in Dienſten; und die Kauf- und Handwerksleute wohnen in den Städten.

42. Brief.

Manheim.

Dieß hält man insgemein für eine der ſchönſten Städte in Deutſchland. Die Straßen ſind alle mit einander Schnurgerade, und durchkreuzen einander in rechten Winkeln. Dieß gefällt Anfangs allemal; wird aber eher langweilig, als eine nicht ſo ganz regelmäßig gebauete Stadt. Iſt man einen halben Vormittag in der Stadt herumgegangen; ſo ſehen ſich die Augen vergebens nach Mannigfaltigkeit um: die nämlichen Gegenſtände ſcheinen einem gleichſam nachzulaufen, wie wenn man die ganze Zeit über am Borde eines Schiffs geweſen wäre.

Man ſchätzt die Anzahl der Einwohner auf vier und zwanzig tauſend, worunter die fünftauſend Mann ſtarke Beſatzung mit begriffen iſt. Dieſe Stadt hat drey prächtige Thore, die mit ſehr ſchöner flacher Bildhauerarbeit verzieret ſind. Der Herzog und ich ſpatzirten in einer Stunde gemächlich auf den Wällen ringsherum. Die Feſtungswerke ſind gut angelegt und wohl unterhalten; und die Stadt iſt außerdem auch ihrer Lage wegen feſt, da ſie faſt ganz vom Neckar und Rhein umgeben iſt, und in einer Ebene liegt, die von keiner Anhöhe beſtrichen wird. Doch würde es vielleicht beſſer ſeyn, wenn dieſe Stadt ganz offen, und gar nicht befeſtigt wäre. Ein Verſuch, ſie zu vertheidigen, könnte die Zerſtörung der Bürgerhäuſer und des Churfürſtlichen Pallaſtes nach ſich ziehen. Ein Pallaſt ſtehet

nicht bequem in einer Feſtung, weil eine Drohung des Feindes, ihn zu bombardiren, die Beſatzung zur Uebergabe bewegen möchte.

Der Churfürſtliche Pallaſt iſt ein höchſt prächtiges Gebäude, und liegt am Zuſammenfluſſe des Neckars und des Rheins. — Das Naturalien-Kabinet und die Bilder-Gallerie werden ſehr gerühmt. Sie zu beſehen, war ein Vergnügen; aber ſie beſchreiben zu wollen, möchte, wie ich ſorge, etwas langweilig ſeyn.

Der Churfürſt ſelber iſt ein Herr von Geſchmack, und Liebhaber von Pracht; Züge in ſeinem Charakter, die vermuthlich ihm und den hier Durchreiſenden mehr Vergnügen gewähren, als ſeinen Unterthanen.

Ich begleitete den Herzog zu einem von den Hofbeamten, deſſen Geſchäft es iſt, Fremde bey Hofe vorzuſtellen. Dieſer Herr beſitzt eine ganz erſtaunliche Kenntniß aller Geheimniſſe des Hofceremoniels. Er unterhielt den Herzog ſehr gelehrt über dieſen Gegenſtand. — Nie habe ich dieſen ſo ſehr gähnen geſehen. — Als unſer Beſuch vorüber war, behauptete er, er habe zwo Stunden lang gedauert. — Da er aber ſeine Uhr nachſah, fand ſichs, daß er ſich nur um eine Stunde und vierzig Minuten geirret hatte.

Am folgenden Tage wurden wir dem Churfürſten und der Churfürſtin vorgeſtellt. Er war in die Uniform ſeiner Garde gekleidet, ſcheint ohngefähr funfzig Jahre alt, und hat ein verſtändiges männliches Anſehen, das, wie man mir ſagt, der wahre Zeiger ſeines Charakters iſt.

Der Erbprinz iſt ein junger vernünftiger und einſichtsvoller Herr. Ich wunderte mich, da er von den Partheyen-Händeln und Abentheuern ſprach, die ſich einige Jahre her in England zugetragen haben, und von welchen er wohl unterrichtet war. — Viele Leute in Deutſchland laſſen ſich die Engliſche Zeitungen und kleine

kleine politiſche Schriften ordentlich überſenden. Die Freymüthigkeit und Bitterkeit, womit man die höchſten Standesperſonen darin behandelt, wundern und beluſtigen ſie; und aus dergleichen Aufſätzen machen ſie ſich oft ſehr irrige und ſeltſame Begriffe vom Zuſtande der Engliſchen Nation.

Da der Churfürſt bald eine Reiſe nach Italien thun will, ſo iſt eine große Menge Beamten hieher gekommen, ihrem Landesherrn vor ſeiner Abreiſe nach jenem Lande noch ihre Aufwartung zu machen. Er wird von ſeinen Beamten ſehr verehrt, und geht ſehr leutſelig mit ihnen um. Insgemein werden täglich dreißig Couverte an ſeiner Tafel für ſie und die am Hofe zu Manheim etwan befindlichen Fremden gedeckt.

Eines Tags kam beym Mittageſſen eine Art Poſſenreiſſers ins Zimmer. Er gieng um die Tafel herum, und ſprach mit jedermann, die Prinzeſſin ſelber nicht ausgenommen, ſehr vertraulich. Seine Anmerkungen wurden von allen die er anredete, mit einem lauten Gelächter des Beyfalls aufgenommen. Da er deutſch ſprach, ſo konnte ich von ſeinem Witze nicht urtheilen, ſondern gaffte mit der verlegenen Miene eines Menſchen umher, der eine ganze Geſellſchaft über einen Spaß, den er nicht errathen kann, ſich halb zu Tode lachen ſieht. Ein alter Officier, der neben mir ſaß, erbarmte ſich über meine Verlegenheit und verdollmetſchte einige von den witzigſten Einfällen, zu meiner beſondern Erbauung, ins Franzöſiſche.

Da dieſer gutherzige Officier der franzöſiſchen Sprache eben nicht ſehr mächtig zu ſeyn ſchien; ſo mochte wohl der ganze Geiſt des Spaßes während der Verdollmetſchung verfliegen: — ich wenigſtens konnte, da der Proceß vorüber war, nicht die geringſte Spur mehr davon merken. — Da ihm aber doch dieſe Verdollmetſchungen

gen augenſcheinlich viel Mühe koſteten; ſo hielt ich mich verbunden, über ſeine Arbeit vergnügt zu ſcheinen. — Und ſomit beluſtigte ich mich geſellſchaftlich, und beſtrebte mich, ſo herzlich als irgend jemand an der Tafel mit zu lachen.

Mein Dollmetſcher ſagte mir nachher: dieß Genie ſey ein geborner Tyroler; er rede das Deutſche mit einem ſo beſondern Accente, daß alles, was er ſage, allemal die ganze Tiſchgeſellſchaft überlaut lachen mache: und, c'eſt pourquoi, ſetzte er hinzu, il eſt en poſſeſſion d'entrer toujours avec le deſert. (*)

Dieß iſt das einzige meines Wiſſens noch übrige Beyſpiel von einem Hofnarren, oder privilegirten Spaßmacher; einem Amte, das ehemals an allen Europäiſchen Höfen eingeführt war.

43. Brief.

Manheim.

Vor wenig Tagen thaten wir eine kurze Spazirreiſe nach Heidelberg, das ungefähr vier Meilen weit von Manheim, in einem Thale an den Ufern des Neckars liegt, und von höchſt anmuthigen und vollkommen angebaueten Bergen umgeben iſt.

Nirgends

(*) Die Schwänke eines ſolchen Luſtigmachers aus ſeiner tyroliſchen Mundart ſogleich in irgend einen, Engländern verſtändlichen, franzöſiſchen Dialekt überſetzen zu wollen, war eine ganz hoffnungsloſe Unternehmung, die jedem Franzoſen, wenn er auch gleich das Deutſche ſo wohl als ein geborner Deutſcher oder Tyroler ſelber verſtanden hätte, unmöglich hätte gelingen können. Ueberſ.

Nirgends kann man fröhlichere Scenen reicher Fruchtbarkeit ſehen, als längs der ſchönen Kette von Bergen hin, die bey dieſer Stadt anfängt. Die Gipfel dieſer Berge ſind mit Bäumen bekränzt, und ihre Wände und untern Theile mit Reben bepflanzt.

Das Churfürſtliche Schloß liegt auf einer Höhe, die die Stadt beſtreicht, und das Thal unten überſchauet: allein das Schloß ſelber wird zum Unglücke von einem noch höhern, zu nahe gelegenen Berge beſtrichen, von welchem dieß herrliche Gebäude zu der Zeit beſchoſſen wurde, da die ganze Pfalz, zufolge jenes vom Türenne zu wörtlich vollzogenen grauſamen Befehls **Ludewigs des Vierzehenten**, geplündert und mit Feuer verheert wurde.

Die Umſtände dieſer grauenvollen Scene ſind von Vater auf Kinder und Kindes-Kinder forterzählt worden; und noch jetzt ſpricht das Volk dieſes Landes mit Entſetzen davon, und verabſcheuet die Franzoſen bis auf den heutigen Tag.

Als wir im Schloſſe waren, ermangelten wir nicht das weltberühmte Heidelberger Faß zu beſehen; es war aber ganz leer, und gewährte alſo eben keinen unterhaltenden und intereſſanten Anblick.

Die Pfälzer ſind theils Proteſtanten und theils Katholiken, die hier in Eintracht beyſammen wohnen. Die große Kirche zu Heidelberg iſt in zwey abgeſonderte Theile abgetheilt, in deren einem die Proteſtanten, und im andern die Katholiken ihren öffentlichen Gottesdienſt halten. — Ein ſonderbarer Beweis von der jetzigen Mäßigung und Kaltblütigkeit der Menſchen über einen Gegenſtand, der ſie zu ihrer Vorfahren Zeiten ſo heftig entflammte!

Wir blieben nur Einen Tag zu Heidelberg, und kehreten am Abend nach Manheim zurück. Der Lebens-

benswandel und die Sitten der Einwohner dieſer Stadt ſcheinen eben ſo einförmig und ſteif zu ſeyn, als ihre Straßen und Häuſer. Kein Getöſe, kein Zulauf von Volk, kein Gewühl. Um Mittag iſt hier alles ſo ſtill und ruhig, als die Straßen zu London um Mitternacht. Dieß bringt einen auf die Gedanken, als ob die Bürger unter eben der Zucht und dem Zwange wie die Truppen ſtänden.

Dieſe leztern habe ich jeden Morgen auf dem Paradeplatz exerciren geſehen. Ich wunderte mich nicht wenig, da ich gewahr wurde, daß nicht nur die Bewegung der Musketen und die Stellung der Leiber, ſondern auch die Gebete der Soldaten, unter der Aufſicht des Spaniſchen Rohrs des Majors ſtanden. Folgendes iſt ein Theil der Kriegsübungen, die jeden Tag vor dem Abmarſche der Truppen auf ihre verſchiedene Wachen, hier zu ſehen ſind.

Der Major ſchwenkt ſein Spaniſches Rohr; — der Trommelſchläger thut einen Schlag, und jeder Mann unter dem Gewehre greift an ſeinen Hut; — man rührt die Trommel zum zweytenmale; — die Soldaten nehmen die Hüte ab, und ſollen beten; — beym dritten Schlage beſchließen ſie ihr Gebet und ſetzen ihre Hüte auf. — Erfrecht ſich einer, nur eine Minute länger zu beten, als ihm die Trommel vorſchreibt, ſo ſtraft man ihn auf der Stelle dafür ab, und lehrt ihn, einandermal weniger andächtig ſeyn.

Das ließ ſich doch der ſinnreiche Erfinder der Trommeln wohl nimmermehr träumen, daß ſie jemals Maßſtäbe von menſchlichen Gebeten abgeben würden! — Aber die neuern Verbeſſerungen in der Kriegskunſt ſind wirklich etwas ganz erſtaunliches! — Und nun brauchen wir nicht alle Hoffnung aufzugeben, daß wir noch ein ganzes Regiment durch fernere Aufnahme der

Kriegszucht ſo abgerichtet ſehen werden, daß es aufs Kommandowort eben ſo einförmig mit einander ißt, trinkt und — andere leibliche Verrichtungen thut, als es jetzund ſchon im Gewehre exercirt.

44. Brief.

Manheim.

Da wir zu Genf Befehl hinterlaſſen hatten, alle unſere Briefe von einem gewiſſen Datum, nach Manheim, und die nachher einlaufenden, nach Frankfurt am Mayn zu ſenden: ſo hatte ich das Vergnügen die Ihrigen verwichene Nacht zu erhalten.

Ich ärgere mich eben ſo ſehr, als Sie ſich ärgern können, über diejenigen, die ſich beſtreben die Ruhe der Familien durch boshafte Läſterſchriften zu ſtören; — und begreife Lord — s Eifer über einen ſo unverdienten Angriff ſehr wohl. — Und doch würde mirs herzlich leid thun, wenn ich dieſen Uebeln durch irgend eine Einſchränkung der Freyheit der Preſſe müßte abhelfen ſehen: weil ich jeden Tag je länger je mehr überzeugt werde, daß ihre uneingeſchränkten Produkte, die ſchmähſüchtigen Zeitungen ſelber nicht ausgenommen, nebſt vielen Unverſchämtheiten und Läſterungen, in jedem Winkel Großbritanniens eine ſolche Hochachtung für die brittiſche Staatsverfaſſung, ein ſo lebhaftes Gefühl für die Rechte des Unterthans, und einen ſolchen Grad allgemeinnützige Kenntniſſe verbreitet haben, als noch niemals unter irgend einer andern Nation ſo durchgehends verbreitet geweſen ſind. Ein ſolches Geſetz, wie Ihr Freund vorſchlägt, könnte ohne Zweifel einzelne Perſonen vor ungerechten, öffentlich gedruckten Angriffen ſchützen; es würde ihnen aber auch zugleich ein Hauptmittel

mittel benehmen, ihre Unſchuld darzuthun, und wenn man ihnen wichtigern und weſentlichern Schaden zufügte, das erlittene Unrecht öffentlich bekannt zu machen. Ein ſolches Geſetz würde das Recht einſchränken, das jeder Dritte hat, ſich an ſeine Landesleute zu wenden, wenn er ſich durch Verkehrung der Rechte, oder die übermüthige Frechheit der Gewaltigen verletzt oder unterdrückt fühlt.

Man könnte Beyſpiele anführen, daß ſehr rechtſchaffene Männer von hohen und mächtigen Beamten und Miniſtern aufs grauſamſte und niederträchtigſte verfolgt worden ſind. Solchen Männern bliebe kein anderes Hülfsmittel übrig, als daß ſie an den Verſtand und die Billigkeit des Publikums appellirten; und dieß Hülfsmittel gebrauchten ſie mit glücklichem Erfolge. Ein jeder wird ſich aus eigener Beobachtung auf viele Arten von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen beſinnen können, welche reiche, oder heimtückiſche, oder mächtige Leute, den Geſetzen zu Trotz, oder vielleicht gar mit Beyhülfe der Geſetze, an Armen, Unargwöhniſchen und Hülfloſen verüben können. — Viele, die ihr Gewiſſen ſtillen, und den Geſetzen ausweichen können, zittern vor dem Gedanken, daß ihre Ungerechtigkeiten in öffentlichem Drucke erſcheinen werden; und nichts zügelt, nichts kann den Uebermuth der Macht nachdrücklicher zügeln, als die Freiheit, das Recht, Privatbeſchwerden vor den Richterſtuhl des Publikums zu bringen. Denn ſo wird die Sache einzelner Perſonen eine allgemeine Sache; und der öffentliche Abſcheu, den ihre erlittene Ungerechtigkeiten erregen, macht zugleich eine von den empfindlichſten Strafen, die dem Unterdrücker wiederfahren können, und eine der ſtärkſten Schutzwehren zur Vertheidigung hülfloſer Unſchuld aus.

Durch dieſes Mittel wird auch unter der ganzen Nation am geſchwindeſten und nachdrücklichſten Lerm gemacht, wenn irgend ein großer Staatsfehler vorfällt, oder man einigen Anſchlag wider die Staatsverfaſſung bemerkt; und viele Uebel werden dadurch entdeckt und verhindert, die ohne dieſe uneingeſchränkte Freiheit der Preſſe ſo lange hätten unbemerkt bleiben können, bis man ihnen nicht mehr abhelfen könnte. Und obgleich dieſe Freiheit manchen albernen Rath und unzähliche bos-hafte Tadler ausheckt, ſo verſchafft ſie doch auch einigen ganz andern Cenſoren Gehör, welche Miniſtern heilſame und nützliche Erinnerungen geben, die ohne die Freiheit eines anonymen Drucks verloren gehen würden.

Die kurzzeitigen und einſeitigen Unordnungen, die aus der öffentlichen Freiheit entſtehen, ſind von gewiſſen Leuten ſehr übertrieben und ſo vorgeſtellt worden, als ob ſie alle aus einer freyen Staatsverfaſſung herrührende Vortheile überwögen. Hätten aber dergleichen Leute Gelegenheiten gehabt, die Beſchaffenheit der unter unumſchränkten Regierungsarten entſtehenden Uebel zu beobachten, ſo würden ſie ihren Irrthum bald ſelber eingeſehen haben.

Das größte Unheil, das jene Frechheit, welche bürgerliche Freiheit begleitet, ſtiften kann, iſt, daß einige Leute wegen der ärgerlichen Thorheit und Abgeſchmacktheit einiger wahrer oder vorgeblicher Anhänger der Freiheit, einen unbeſonnenen Widerwillen gegen die Freiheit ſelber faſſen möchten; ſo wie etwan jemanden die Geſellſchaft ſeines beſten Freundes weniger angenehm werden möchte, wenn er denſelben beſtändig von einem immer anſchnarchenden, und ohne Anlaß mürriſchen und bellenden Hunde begleitet fände.

Um uns aber von der Thorheit eines ſolchen Betragens zu überzeugen, dürfen wir uns nur erinnern,

daß

daß der Strom der Frechheit vielleicht niemals höher geſtiegen iſt, als er vor einigen Jahren in England ſtieg. — Und welche mächtige Uebel führte er denn mit ſich? — Viele verehrungswürdige Perſonen wurden in öffentlichem Drucke grob gelåſtert: — gewiſſe verwegene Schmierer entwiſchten ihrer verdienten Strafe: — viele Fenſter wurden eingeſchmiſſen, und die Karoſſen einiger Parlements-Glieder vom Pöbel mit Koth beworfen. — Was ſind aber alle dieſe kleinen Unordnungen gegen die vom Deſpotismus bewirkte düſtere Ordnung? worin man in allen ſeinen Handlungen die ängſtlichſte Behutſamkeit beobachten muß; wo man nicht einmal über die gemeinſten Vorfälle ſeine Gedanken freymüthig äußern darf; wo man beſorgen muß, man nähre Spionen der Regierung unter ſeinem eigenen Hausgeſinde; wo man ſeinen eigenen Blutsfreunden und vertrauteſten Geſellſchaftern nicht trauen darf, und immer den Bedrückungen der Gewaltigen, der Beamten, und der Frechheit ihrer Günſtlinge, ausgeſetzt iſt? — Keine Unordnung kann meines Erachtens fürchterlicher ſeyn, als die ſtrenge, diſciplinirte Regelmäßigkeit und ſo hochgerühmte Polizey deſpotiſcher Regierungen, wo jedes Herz von Furcht beklemmt iſt; wo die Menſchen ihre natürlichen Charaktere nicht äußern dürfen, wo der freye Geiſt vor dem ſclaviſchen Beamten kriechen muß; wo das Genie ſeine Ergießungen dämpfen, oder, wie die Egyptiſchen Götzendiener, ſie den Kälbern der Macht aufopfern muß; und wo die allezeit gefeſſelte menſchliche Seele vor jeder großmüthigen und edeln That zurückebebt.

45. Brief.

Maynz.

Vor fünf oder ſechs Tagen reiſeten wir aus Manheim ab. In dieſem Theile Deutſchlands iſts ſehr bequem zu reiſen: denn die Straßen ſind vollkommen gut, und das Land eine beſtändige Ebene. Von Baſel an, bis nahe an Maynz hin, geht die Poſtſtraße nicht im geringſten Bergan; ein ſehr großer Strich Landes für eine vollkommene Ebene!

An der großen Menge Mönche und Prieſter von allerley Farben und Ständen, die einem in der Nähe dieſer Stadt begegnen, merkten wir, daß wir in ein geiſtliches Gebieth kamen: und die feiſten Körper und roſenfarbigten Geſichter dieſer Väter bewieſen zur Genüge, daß ſie nicht umſonſt im fruchtbaren gelobten Rheingau wohnten.

So gute Chriſten ſie auch ſeyn mochten, ſo ſahen doch ihrer viele darnach aus, als ob ſie bey Gelegenheit jenem alten heydniſchen Gotte Bacchus dieneten, ohne, wie die Soldaten auf dem Paradeplatz zu Manheim, in ihrem Dienſte eingeſchränkt zu werden. — Insbeſondere ſchien einer von ihnen ſo eben von der Verehrung deſſelben aufgeſtanden zu ſeyn. — Er wankte auf die ſorgloſeſte Art einher, die man nur erdenken kann, ohne ſich an irgend einen geraden Weg zu binden, oder zu bekümmern, ob er rechts oder links gienge. Während des Gehens murmelte er etwas bey ſich ſelber. — Betet er etwan ſein Paternoſter? ſagte ich. — Ich bilde mir eher ein, verſetzte der Herzog, er bete aus dem Horaz:

— — Quo me, Bacche, rapis tui
Plenum? Quæ nemora, aut quos agor in ſpecus
Velox mente nova? —

Auf

Auf beyden Seiten des Rheins fängt der Boden hier an uneben und bergigt zu werden, und Anhöhen zu bilden, die ſehr anmuthig und ſonnigt ſind. Hier wächſt der beſte Rheinwein, und auch ein ſehr kleiner Strich dieſer fruchtbaren Weinhügel iſt ziemlich theuer. Eine Kette volkreicher Dörfer reicht von Maynz an, über Bacharach, bis ganz an Coblenz hin, wo die Moſel ſich in den Rhein ergießt.

Bacharach ſoll ſeinen Namen von einem Altare des Bacchus, (Bacchi ara) erhalten haben, den die Römer, wie man muthmaßt, zum Danke für die Menge und Güte des in dieſer Gegend wachſenden Weins, errichtet haben ſollen. Kurz ehe wir zu Maynz anlangten, kamen wir an der Favorita, einem ſchönen Churfürſtlich-Maynziſchen Pallaſte, vorbey, der dem Einfluſſe des Mayns in den Rhein gegenüber liegt.

Maynz hat eine ſchöne Lage, iſt aber unregelmäßig gebauet; und übrigens ſehr reichlich mit Kirchen verſehen. Die Domkirche iſt ein dunkles Gebäude. Sie enthält einen ſogenannten Schatz, der aus einer Menge ſchlecht gefaßter Juwelen, einigen Reliquien und einem ſehr reichen Vorrathe von Prieſterkleidern beſtehet.

In dieſer Hauptſtadt liegen einige Truppen; mich dünkt aber, ihre Officiers haben jenes muntere, dreiſte Anſehen nicht, das Kriegsofficiers gemeiniglich zu haben pflegen. Sie ſcheinen ſichs bewußt zu ſeyn, daß die Kleriſey ihre Herren ſind, und ſind deshalb vielleicht ein wenig verlegen.

Die Straßen wimmeln von Geiſtlichen; worunter einige in prächtigen Karoſſen fahren, und eine große Menge Bedienten haben. Auch bemerkte ich viele feine, artige, galante Abbés; die, wie man deutlich ſehen konnte, hier die angeſehenſten Leute ſind, und den Ton angeben.

So augenſcheinlich es aber iſt, daß die Geiſtlichkeit in dieſem Churfürſtenthum ſich ſelber ſehr wohl verſorgt hat; ſo muß man ihr doch von Rechtswegen nachrühmen, daß auch das Volk wohlhabend zu ſeyn ſcheint. Das Landvolk ſcheint hier viel vermöglicher und reicher zu ſeyn, als das in Frankreich, und ſogar als das in der Churpfalz.

Ich habe einiges Verlangen einen geiſtlichen Hof zu ſehen, und möchte gerne dieſen Maynziſchen beſuchen: — allein der Herzog von Hamilton, der überhaupt eben kein außerordentlicher Liebhaber von Höfen iſt, ſagt, ein geiſtlicher Hof müſſe noch trauriger und langweiliger als irgend ein anderer ſeyn: und ich befürchte, er werde ſich nicht überreden laſſen, an dieſem zu erſcheinen. In dieſem Falle werden wir Morgen frühe, ohne weitere Umſtände, von hier abreiſen.

---

46. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Seit zwey Wochen ſind wir hier geweſen. — Um ſich vom Genie und den Sitten einer Nation einen richtigen Begriff zu machen, muß man eine geraume Zeit über mit den Einwohnern einen vertraulichen Umgang pflegen: um ſich aber von der Beſchaffenheit ihrer Regierung einen ziemlich richtigen Begriff zu machen, dazu reicht ſchon ein kleinerer Grad von Beobachtung hin. Die gefrierenden Wirkungen deſpotiſcher Unterdrückung, oder der erwärmende Einfluß der Freiheit und Handlung, fallen auch dem unachtſamſten Reiſenden von ſelbſt in die Augen.

Die Straßen der Stadt Frankfurt ſind geräumig und wohl gepflaſtert, die Häuſer prächtig, reinlich und bequem, die Kaufmannsläden reichlich angefüllt. Der

Der Aufzug, die Menge, die Miene, die Sitten der Einwohner überhaupt, zeigen, ohne daß man irgend einer weitern Nachricht bedürfte, zur Genüge, daß kein kleiner Deſpot in ihren Mauern herrſcht, der ſie arm machte, um ſeine Pracht zu unterhalten, und der durch ſeinen Eigenſinn jede Handlung ihres Lebens, und jede Bewegung ihrer Leiber, unter dem Zwange hielte.

Die Häuſer ſind aus Backſteinen gebaut, ſehen aber beſſer aus, als backſteinerne Häuſer auszuſehen pflegen, welches vornehmlich daher rührt, daß ſie mit einer Art röthlichen Gipſes übertüncht ſind, der ſeit kurzem hier eingeführt worden iſt, und, wie man glaubt, die Gebäude dauerhafter machen wird. Die Vordertheile vieler von den ſchönſten Häuſern ſind auch mit Basreliefs von weißem Gipſe, zur Nachahmung des Marmors, geziert. Dieſe weißen Verzierungen ſtechen auf dem rothen Grunde zu ſtark ab, und gefallen einem Auge nicht, das das Einfache liebt. Allein die Deutſchen ſind überhaupt Liebhaber von glänzenden Verzierungen an ihren Kleidern, Möbeln und Häuſern. — Frankfurt iſt eine kaiſerliche freye Reichsſtadt, die ein eignes kleines Gebieth hat, und von ihrem eignen Magiſtrate regirt wird.

Alle Religionen werden hier unter gewiſſen Bedingungen geduldet: aber die Lutheriſche iſt die herrſchende Religion; welcher der Magiſtrat zugethan iſt.

Die Hauptkirche beſitzen die Katholiken: die aber die Hoſtie nicht in öffentlicher Proceſſion durch die Straſſen tragen dürfen. Alle ihre Religionsübungen müſſen entweder in dieſer Kirche oder in Privat-Häuſern geſchehen. (*) In der Haupt- oder Domkirche iſt eine

 Kapelle,

(*) Bekanntermaßen haben die Katholiken doch zu Frankfurt die meiſten und vornehmſten Kirchen.

Kapelle, wohin der Kaiſer ſogleich nach ſeiner Wahl geführt, und wo er vom Churfürſten von Maynz gekrönt wird.

Die Juden haben eine Synagoge hier, wo ſie ihren Gottesdienſt verrichten; den Reformirten hingegen hat man im Frankfurter Gebiete niemals einen gottesdienſtlichen Verſammlungsort verſtatten wollen. Sie beſuchen daher den Gottesdienſt zu Bockenheim, einem Orte in der Grafſchaft Hanau, wo ſie eine Kirche gebauet haben.

Dieß heißt ſie ziemlich unfreundlich behandeln: und beym erſten Anblicke ſollte man ſich wundern, daß Martin Luther gegen ſeinen alten Feind, Lord Peter, (den Papſt) und ſogar gegen den Judas Iſchariot ſelber gefälliger iſt, als gegen ſeinen Mitreformator, Hans Calvin.

Ob man aber gleich Frankfurt für eine ſchöne Stadt hält, und das Ganze einen herrlichen Anblick gewährt; ſo enthält es doch keine Gebäude, die eine vorzügliche Aufmerkſamkeit erregten. Man erwartet aber, daß alle Reiſenden das Rathhaus beſuchen, und das Zimmer beſehen, worinn der Kaiſer erwählt wird. Und man würde es für eine große Nachläßigkeit halten, wenn ſie nicht die berühmte goldene Bulle, die dort aufs ſorgfältigſte verwahrt wird, beſähen. Dieſe Beſichtigung koſtet einen Ducaten, ein ziemlich hoher Preis für einen Blick auf eine alte Handſchrift, die kaum Einer unter Hunderten leſen kann, und die noch wenigere Leute verſtehen können.

Ein Engländer, der für ſein Geld mehr Zeitvertreib erwartet hatte, beſchwerte ſich hierüber, als über eine Uebertheuerung, laut: und antwortete einem Deutſchen, den er von den theuren Preiſen aller Dinge in England ſprechen hörte: — „Und doch iſt in England nichts ſo

ſo theuer, als Euer goldener Bulle zu Frankfurt. (*)

Hier giebts einen Gebrauch, den ich ſeiner Seltſamkeit wegen erwähnen will, wiewohl ich mich umſonſt nach ſeinem Urſprunge erkundigt habe. Jeden Tag erſcheinen zwey Frauensperſonen am Mittage auf den Zinnen des vornehmſten Kirchthurms, und blaſen einige ſehr feyerliche Lieder auf Poſaunen. Zu dieſer Muſik ſingen vier oder fünf Männer, die die Frauen zu dieſem Ende allemal begleiten, geiſtliche Lieder ab.

Die Frankfurter haben eine ſehr große Luſt am Singen geiſtlicher Lieder. Hier giebts eine anſehnliche Zahl Männer und Knaben, deren ganzes Geſchäft darin beſteht. (**) Manchen Familien ſingen ſie wöchentlich zwey oder drey mal des Vormittags vor, ehe der Hausherr und ſeine Frau noch aufgeſtanden ſind.

Stirbt eine wohlhabende Perſon, ſo verſammelt ſich ein Chor dieſer ſüßen Sänger auf der Straße vor dem Hauſe, und ſingt dem Verſtorbenen täglich eine Stunde, bis er beerdigt wird. Der nämliche Chor begleitet die Leichenproceſſion auch ſingend.

Leichenbegängniſſe werden hier ungemein feyerlich begangen. — Ein Mann in einem langen ſchwarzen Mantel trägt, am Ende einer langen Stange, der Proceſſion ein Crucifix vor: — eine große Menge gemietheter Leidträger, in eben der Kleidung, und jeder mit einer Citrone in der Hand, folgen ihm Paarweiſe: — Sodenn kommen die Sänger; alsdenn die Leiche auf einer Todtenbahre; und zuletzt die Anverwandten des Verſtorbenen in Trauerkutſchen.

(*) Il n'y a rien en Angleterre ſi cher que vôtre *taureau d'or* à Francfort.

(**) Er meynt vermuthlich die Kurrentſchüler.

Das Crucifix wird auf dieſe Art bey allen Leichen-Proceſſionen vorangetragen, der Verſtorbene mag nun ein Katholike, ein Lutheraner oder ein Calviniſte geweſen ſeyn. Daß dieſer Gebrauch von den beyden letztern befolgt wird, wunderte mich ſehr. Von den Calviniſten insbeſondere hätte ich mir eingebildet, ſie würden, was ſie auch mit den Citronen machten, doch das Crucifix nimmermehr verdauen können.

Hier giebt es eine ſehr beträchtliche Anzahl Calviniſten. Insgemein hält man ſie für die gewerbſamſten: und unſtreitig ſind ſie die reichſten unter den Einwohnern. Dieß mag vielleicht von einem Umſtande herrühren, den einige unter ihnen für eine Bedrückung halten; — daß ſie von allem Antheile an der Regierung der Stadt ausgeſchloſſen ſind. — Viele von den reformirten Familien ſtammen von franzöſiſchen Proteſtanten her, die auf die Widerrufung des Edikts von Nantes ihr Vaterland verlaſſen haben.

In der Gegend um Frankfurt giebts einige Dörfer, die ganz von franzöſiſchen Flüchtlingen bewohnt werden, die um die nämliche Zeit aus ihrem Vaterlande entwichen ſind, und ſich hier beyſammen niedergelaſſen haben. Ihre Nachkommen ſprechen im gemeinen Leben Franzöſiſch, und behalten viele von ihren Gebräuchen bis auf den heutigen Tag bey.

Zwo oder drey itzt zu Frankfurt wohnende Familien ſtammen aus England her. Ihre Vorfahren entwichen anfangs, während der Verfolgungen unter der Regierung der Königin Marie, nach Holland, und da ſie nachher durch die Grauſamkeit des Herzogs von Alva auch aus jenem Lande vertrieben wurden, fanden ſie endlich in dieſer kaiſerlichen freyen Reichsſtadt eine ſichere Zuflucht für ſich und ihre Nachkommen.

Die Menge der Juden zu Frankfurt iſt erſtaunlich groß, wenn man eine traurige Beſchwerlichkeit erwägt,

erwägt, der ſie hier unterworfen ſind, da ſie alle beyſammen in Einer an einem Ende verbaueten Gaſſe wohnen müſſen. — Am andern Ende befindet ſich ein groſſes Thor, das zu einer gewiſſen Stunde des Nachts ordentlich verſchloſſen wird, worauf kein Jude mehr auf den Straßen erſcheinen darf; ſondern die ganze Heerde, wie eine Heerde Viehes, bis an den Morgen zuſammengedrängt und eingeſperrt bleiben muß. Da dieſe Gaſſe enge, der einer jeden Familie verſtattete Raum klein iſt, und die Kinder Iſraels ſich niemals durch ihre Reinlichkeit, wohl aber allezeit durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichnet haben, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, daß die Judengaſſe eben nicht der reinlichſte Theil der Stadt iſt. Mich dünkt, in Egypten ſelber hätten ſie kaum ſchlechter wohnen können.

Sie haben zu wiederholten malen der Regierung zu Frankfurt große Geldſummen für die Erlaubniß angeboten, noch eine Straße zu ihrer Beherbergung zu kaufen oder zu bauen: aber alle ihre Anerbiethungen ſind bisher ausgeſchlagen worden.

Ereignet ſich in irgend einem Theile der Stadt eine Feuersbrunſt, ſo müſſen die Juden zu Frankfurt Waſſer herbeyſchaffen; dagegen verſtattet ihnen aber auch der Magiſtrat, ſich aus ihren eigenen Mitteln Richter zur Entſcheidung ihrer eigenen Streitigkeiten unter einander ſelber zu erwählen; im Fall ſich aber irgend eine von den beyden Partheyen deſſelben Spruche nicht unterwerfen will, kann ſie an den Magiſtrat appelliren.

Ohne Zweifel müſſen ſie aus dem Handel, den ſie hier treiben, große Vortheile ziehen, die ſie für ſo große Beſchwerlichkeiten ſchadlos halten. Den Tag über dürfen ſie in der ganzen Stadt herumgehen: und dieſe Freiheit benutzen ſie ſehr emſig und geſchickt. Sie fallen einen in der Straße an; paſſen vor den Thüren der Wohnungen auf, ſchleichen ſich ſogar in die Zimmer ein,

und erbiethen ſich, einen mit allem, was man etwan brauchen möchte, zu verſehen. Und kömmt man am Eingange ihrer Gaſſe vorbey, ſo bitten ſie eben ſo laut und ungeſtüm, als ſo viele Bootsleute der Themſe, um eure Kundſchaft.

Ich bin zwey mal in ihrer Synagoge geweſen. Ihr Gottesdienſt iſt eben nicht prächtig; ſcheint aber ſehr eifrig und andächtig zu ſeyn. Ich ſahe einen von ihren Hauptgebräuchen an zwey Kindern verrichten, und konnte mich unmöglich des Mitleidens für die armen Kinder erwehren, die auf eine ſo grauſame Art in eine Gemeinſchaft und unter ein Volk aufgenommen werden, das vor Alters ſchon das Unglück hatte, von den Heiden verachtet zu werden, und noch jetzt von allen frommen Chriſten verabſcheuet wird.

---

47. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Sie werden ſich wundern, daß wir ſo lang an einem Orte bleiben, wo es keinen Hof, und wenige von jenen Zeitvertreiben giebt, welche Reiſende anzulocken und aufzuhalten pflegen. Die Wahrheit zu ſagen, dem Herzog von Hamilton ſcheint dieſer Platz wohl zu behagen: und ich meines Theils, habe hier Bekanntſchaften mit einigen ſehr rechtſchaffenen Leuten gemacht, deren Freundſchaft ich bey jeder Gelegenheit gefliſſentlich beybehalten will.

Die Geſellſchaft theilt ſich hier in Adel- und Bürgerſtand ein. Jener beſteht aus einigen adelichen Familien aus mancherley Gegenden Deutſchlands, die Frankfurt zu ihrem Wohnplatze erwählt haben, und einigen wenigen urſprünglich aus Frankfurt herſtammenden

den bürgerlichen, jetzt aber geadelten Familien. Die Bürger, die ſich in Geſellſchaften mit Fremden einlaſſen, haben ſich durch Handlung bereichert, die einige derſelben noch jetzt betreiben.

Der Adel hält wöchentlich eine öffentliche Aſſemblee, in welcher die Geſellſchaft Thee oder Caffee trinkt, ſich unterredet, oder von ſechs bis zehen Uhr Karten ſpielt. In den andern Nächten verſammelt ſich die nämliche Geſellſchaft wechſelsweiſe in ihren jederſeitigen Häuſern, und bringt den Abend auf die nämliche Art zu. Zu dieſen Geſellſchaften wird keine von den bürgerlichen Familien eingeladen. Dieſe haben aber eben dergleichen Aſſembleen untereinander, und bewirthen oft ihre Freunde und die Fremden, die ſie kennen, ſehr gaſtfrey an ihren Tafeln. Der hohe Adel, der zu Frankfurt wohnt, und die Adelichen von allen Stufen und jeder Nation, die ihr Weg durch Frankfurt führt, nehmen dergleichen Einladungen, mit den bürgerlichen Familien zu ſpeiſen, mit Vergnügen an: aber keine deutſche Damen von Stande geruhen, ſich ſo weit herabzulaſſen. Dieweil ihre Väter, Männer und Brüder, an einer Bürgerstafel bewirthet werden, wollen ſie lieber für ſich allein zu Hauſe eſſen; und daran handeln ſie auch klug, fals ſie eine ſparſame Koſt einem herrlichen Gaſtmahle vorziehen.

Auf den Unterſchied der Stände hält man in Deutſchland mit aller der pünktlichen Sorgfalt, die eine ſo wichtige Sache verdient. Hier giebts ein öffentliches, durch Unterzeichnung unterhaltenes Concert. Man ſollte ſich vielleicht einbilden, die Subſcribenten würden ſich, ſo wie ſie ankämen ſetzen, und die, die zuerſt kämen, ſich ihre Sitze wählen dürfen. — Aber nein! — Die zwey vorderſten Reihen von Sitzen müſſen den Damen von Stande vorbehalten bleiben; und Bürgersfrauen und Töchter, ſie mögen kommen ſo bald, und bezahlen ſo

viel ſie wollen, müſſen mit den hintern Sitzen vorlieb nehmen. — Und doch nach alledem iſt dieß hier noch nicht ſo arg, als in einer Verſammlung von Standesperſonen, wo die Gemeinden nicht einmal in der Gallerie ſitzen dürfen, ſo theuer ſie auch ihre Sitze im Parlement gekauft haben mögen. (*)

Seit unſrer Ankunft hier, iſt das Theater auf den Winter von einer Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler eröffnet worden. Ich beſuchte es die erſte Nacht. Es wurde mit einer Art allegoriſchen Prologs eröffnet, der zu einem Komplimente an die Frankfurter Regierung beſtimmt war. Er wurde von der Gerechtigkeit, Weisheit und Wohlhabenheit geſpielt, die insgeſammt, mit den gewöhnlichen Attributen, perſönlich auftraten. Die letztere wurde ſehr ſchicklich von einer großen, feiſten, hochſchwangern Frau vorgeſtellt. Was aber die beyden erſtern betrifft, ſo hoffe ich, den guten ehrlichen Frankfurtern zu lieb, daß ſie ſich im Stadtrathe beſſer als auf dem Theater auszeichnen. Dieſer Prolog wurde mit einer langen Rede beſchloſſen, die der feiſteſte Apollo hielt, der, ich getraue mir's zu ſagen, jemals oben im Himmel oder hienieden auf Erden erſchienen iſt.

Darauf fing das Schauſpiel an. — Es war eine deutſche Ueberſetzung des Engliſchen Trauerſpiels, Georg Barnwell, mit beträchtlichen Veränderungen. Barnwell wird darin als ein raſcher, ausſchweifender junger Mann aufgeführt; der aber nicht, wie im Engliſchen Trauerſpiele, ſeinen Oheim ermordet, oder irgend ein anderes grobes Verbrechen begeht: auch läßt der deutſche Ueberſetzer ihn nicht henken, ſondern zum Beſchluſſe des Schauſpiels nur heyrathen.

Die

(*) Eine Anſpielung auf das neuliche Verfahren im Hauſe der Lords gegen die Mitglieder des Unterhauſes.

Die mehreſten Schauſpiele, die man auf der deutſchen Bühne aufführt, ſind Ueberſetzungen aus dem Engliſchen oder Franzöſiſchen: Denn Deutſchland, das ſo viele theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche, chemiſche und philoſophiſche Schriftſteller hervorgebracht hat, hat wenige Dichter, und dieſe erſt ſeit einer kurzen Zeit, hervorgebracht.

Jam nova progenies cœlo demittitur alto;

und die deutſche Muſe wird nun in ganz Europa bewundert. Leute von Genie empfinden und rühmen ihre Schönheiten, die ihnen ſelbſt in Ueberſetzungen noch auffallen; ein ſtarker Beweis ihrer urſprünglichen Kraft. Doch muß es der deutſchen Dichtkunſt überhaupt, und insbeſondere der Dramatiſchen, ſehr zum Nachtheil gereichen, daß die franzöſiſche Sprache an allen Höfen herrſcht, und man an denſelben lieber franzöſiſche als deutſche Schauſpiele aufführen läßt.

Die einheimiſche Mutterſprache wird wie ein gemeiner und Provinzialdialekt behandelt; und die franzöſiſche dagegen als die einzige Standesperſonen anſtändige Sprache gelernt. — Kinder der vornehmſten Familien lehrt man franzöſiſch, ehe ſie ihre Mutterſprache lernen, und befleißt ſich ſie von dieſer abzuhalten, damit ſie ja ihren franzöſiſchen Accent nicht verderben möge. Ich habe Leute gefunden, die ſichs für eine Ehre ſchätzten, daß ſie ſich in der Sprache ihres Vaterlandes nicht ausdrücken konnten, und die ſich darin wirklich für unwiſſender ausgaben, als ſie es in der That waren.

Viele zuverläßige Kenner der deutſchen Sprache haben mich verſichert, ſie ſey nervigt, reich, höchſt nachdrücklich, und aller Reize der Dichtkunſt fähig. Die Wahrheit dieſer Behauptung erhellet aus den Werken mancher neuerer Schriftſteller, die ſich beſtrebt haben dieß unnatürliche Vorurtheil ihrer Landesleute zu dämpfen,

pfen, und der Sprache ihrer Vorväter das ihr gebührende Anſehen wieder zu geben. — Was können aber alle Beſtrebungen des Verſtandes, des Geſchmacks, des Genies, wider die Mode und das Anſehen der Höfe ausrichten? — (*)

Unter die hieſigen Winterluſtbarkeiten kann man auch die Schlittenfahrten zählen, die man nur in froſtigem Wetter, und wenn ein tiefer Schnee liegt, anſtellen kann. Vor kurzem hatte ich eine Gelegenheit eine ſehr prächtige Schlittenfahrt mit anzuſehen, die einige junge Herren einer gleichen Anzahl junger Frauenzimmer zu Ehren anſtellten.

Ein ſolcher Schlitten iſt eine Maſchine in Geſtalt eines Pferdes, Löwen, Schwans, Greifen, Einhorns oder irgend einer andern ſeltſamen Form, ohne Räder; unten aber einem gemeinen Schlitten ähnlich, womit man auf dem Schnee fährt. Einige derſelben ſind vergoldet, oder je nach dem Einfalle des Eigners, auf eine andere Art verziert. — Auf einer Seite ſteht eine Stange empor, an welcher eine Flagge gebunden iſt, die über den Köpfen der Fahrenden wehet. Das im Pelze eingehüllte Frauenzimmer ſitzt vorne, und der Herr ſteht hinter ihr auf einem Brette, das zu dieſem Ende angebracht iſt.

Der Schlitten wird von zwey Pferden gezogen, die entweder von einem Poſtillon geführt, oder von dem Herrn gelenkt werden. — Die Pferde ſind prächtig geziert, und an den Schabraken, womit ſie bedeckt ſind, hangen Schellen.

Die Geſellſchaft bey dieſer Schlittenfahrt beſtand aus ohngefähr dreißig Schlitten, deren jeder von zwey oder drey Bedienten, zu Pferde, mit Fackeln, begleitet wurde: denn dieſe Schlittenfahrt fing zugleich mit der

Nacht

(*) Sehr viel können ſie ausrichten: das haben unſere beſten und correcteſten Schriftſteller bewieſen.

Nacht an. — Ein Schlitten fuhr voran; — die andern folgten in einer Linie in einer bequemen Entfernung nach; und ſo fuhren ſie zwo bis drey Stunden lang durch die Hauptſtraßen und Plätze von Frankfurt herum. — Die Pferde laufen einen muntern Schritt oder Trab; die Bewegung des Schlittens iſt ſanft und angenehm; die Schellen, Flaggen und Fackeln, geben dem Aufzuge ein lebhaftes und prächtiges Anſehen, das ſowohl die Schlittenfahrenden als die Zuſchauer ſehr zu ergötzen ſchien.

Wenige Tage nach dieſem Gepränge, da wir uns eben bereiteten in einem Schlitten nach Hanau zu fahren, langte Herr S —, Lord S —s Bruder, im Gaſthofe an. Ohneracht er zwey Tage und Nächte über, ohne in ein Bett gekommen zu ſeyn, gereiſet war, war er doch ſo wenig müde, daß er ſogleich mit fuhr. Hanau liegt einige Meilen weit von Frankfurt. Wir hatten hier einen vollkommenen Beweis von der leichten und ſanften Bewegung der Schlittenfahrt, die im froſtigen Wetter, und auf hinlänglich beſchneietem Boden, gewiß die angenehmſte Art zu reiſen iſt, die man nur erſinnen kann.

Hanau iſt die Reſidenz des Erbprinzen von Heſſen-Caſſel. Als wir in der Stadt eintrafen, begegneten wir der Prinzeſſin, die eine Schweſter des Königs von Dännemark iſt. Auch ſie fuhr nebſt einigen Hofdamen in Schlitten ſpatziren.

Außer den Hanauiſchen Truppen liegen jetzt auch zwey Regimenter Hannoveraner hier. Der Erbprinz ſteht mit ſeinem Vater nicht im beſten Vernehmen. Doch hier lebt er unabhängig, im Beſitze der Einkünfte dieſes Landes, das ihm von den Königen von Großbritannien, von Dännemark, und von Preußen geſichert iſt; allein dieſer kleine Hof und der von Heſſen-Caſſel haben keinen Verkehr mit einander.

Nach dem Mittageſſen kehreten wir nach Frankfurt zurück. Der Herzog bewog Herrn S — länger zu Frankfurt zu bleiben, als dieſer ſichs Anfangs vorgeſetzt hatte. Er iſt ein verſtändiger junger, muthiger und ehrbegieriger Mann. Sein Großvater, der alte Graf von D —, beſtrebt ſich, ihn zu bereden, in den geiſtlichen Stand zu treten, und verſpricht ihm eine Pfründe von zwey tauſend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, welche die Familie zu vergeben hat. Dieß, werden Sie bekennen, iſt eine Verſuchung, welcher wenige jüngere Brüder widerſtehen könnten. Allein die Natur ſcheint dieſen jungen Herrn für einen andern Stand beſtimmt zu haben. Ich glaube, er wolle lieber eine Schwadron Dragoner kommandiren, als ſich zum Erzbisthum von Canterbury befördern laſſen.

---

48. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Einige unter dem hier wohnenden Adel ergreifen jede Gelegenheit den weſentlichen Unterſchied anzuzeigen, der zwiſchen ihren Familien und den bürgerlichen iſt, und die Vorzüge, die man jenen vor dieſen geben müßte, die zwar durch Handlung oder irgend ein anderes eben ſo niedriges Gewerbe große Reichthümer erworben haben, die ſie in den Stand ſetzen, mit einer ihrem Stande nicht geziemenden Pracht zu leben, denen aber doch, wenn man den Aeußerungen ihrer adelichen Nachbaren glauben wollte, immer noch etwas pöbelmäßiges in ihrer Denkungs- und Lebensart ankleben ſoll, wovon Leute frey ſind, deren Geblüt durch viele Ahnen unbefleckt, und nicht mit jenem Schlamme vermiſcht, gefloſſen

gefloſſen iſt, der durch die Adern gemeiner Bürgersleute ſchleicht.

Der Herzog von Hamilton ſcheint die Naturgeſchichte nicht mit jenem ſorgfältigen Fleiße ſtudirt zu haben, der ihn in den Stand ſetzte, dieſen Unterſchied zu bemerken. Er miſcht ſich eben ſo gern und vergnügt unter die Geſellſchaften der Bürger, als unter die des Adels, ſpeiſt mit der einen, trinkt mit der andern Caffee, ganz unpartheyiſch, und findet auf ſolche Weiſe unter beyden, Mittel ſich die Zeit noch ganz gut zu vertreiben.

Die zwo Familien, mit welchen wir am vertraulichſten umgehen, ſind die des Herrn von Barkhauſen, und des Herrn P. Gögel. Jener iſt eine von den vornehmſten Magiſtrats-Perſonen, ein gelehrter und rechtſchaffener Mann. Seine Gemahlin ſtammt aus einer adelichen Familie im Herzogthum Braunſchweig her, und iſt eine ungemein verſtändige und vortreffliche Dame, mit der Engliſchen und Franzöſiſchen Litteratur ſehr wohl bekannt; ſpricht das Franzöſiſche ſo gut als eine geborne Franzöſin, kann zwar das Engliſche nicht eben ſo leicht ſprechen, verſteht es aber gut, und lieſet einige unſerer beſten Schriftſteller mit Vergnügen.

Herr Gögel iſt die mehreſten Europäiſchen Länder durchgereiſet, und iſt ein gleich großer Kenner von Menſchen und Büchern. Er hat ſich durch Handlung ein großes Vermögen erworben, und lebt auf eine ſehr angenehme und gaſtfreye Art.

In dieſen beyden Häuſern treffen wir bey Gelegenheit die beſten Geſellſchaften unter den beyderley Ständen an dieſem Platze an: und in einem oder dem andern pflegen wir, wenn es nicht öffentliche Aſſemblee iſt, gemeiniglich den Nachmittag hinzubringen. —

Den Vormittag bringen wir nun, da der Schnee ſeit kurzem weggeſchmolzen iſt, mit Luſtreiſen in der ſehr anmuthigen Gegend dieſer Stadt zu.

Als der Herzog von Hamilton und ich eines Tags längs dem Ufer des Mayns, in der Gegend des im Churmaynziſchen Gebiethe gelegenen Platzes Höchſt, ritten, erblickten wir ein Gebäude, das wenigſtens eine fürſtliche oder biſchöffliche Reſidenz zu ſeyn ſchien. Wir wunderten uns, daß wir noch nichts davon hatten ſagen hören: denn es ſah prächtiger aus, als irgend eines von den neuern Gebäuden, die wir ſeit unſerer Ankunft in Deutſchland geſehen hatten. Wir ritten hinan, giengen hinein, und fanden, daß die Zimmer in demſelben, zwar eben nicht im beſten Geſchmacke angelegt waren, ſonſt aber an Pracht dem äußerlichen Anſehen gemäß ſchienen.

Die Arbeitsleute, die an der Vollendung dieſer Zimmer arbeiteten, meldeten uns, dieſer Pallaſt gehöre einem Tabakshändler zu Frankfurt zu, der dort noch einen Tabaksladen hielte, und mit der Verfertigung und dem Verkaufen von Schnupftabak erſtaunliche Reichthümer erworben habe.

Nahe am Hauptgebäude ſtehet ein anderes großes Gebäude, das zu einer Tabaksfabrike beſtimmt iſt, und viele Zimmer für die Arbeitsleute, und gewölbte Keller enthält, worin die verſchiedenen Gattungen Schnupftabaks feuchte erhalten werden ſollen, bis man ſie entweder zum inländiſchen Verkaufe nach Frankfurt, oder vermittelſt des Mayns nach auswärtigen Märkten verſendet.

Der Eigner meldete uns, die beyden Gebäude enthielten juſt dreyhundert Zimmer, und die mehreſten derſelben gehörten zum Wohnhauſe. Wir wollten dem

Manne

Manne nicht mit Fragen zur Laſt fallen, und erkundigten uns alſo auch nicht, wozu er eine ſo erſtaunliche Menge von Zimmern gebrauchen wolle, die eher zu Caſernen für zwey bis drey tauſend Mann Soldaten, als zu irgend einem andern Gebrauche gebauet zu ſeyn ſchienen.

Nach unſerer Zurückkunft in die Stadt erfuhren wir, dieſer Mann, der kein geborner Frankfurter iſt, ob er gleich lange zu Frankfurt gewohnt hat, habe den Magiſtrat um Erlaubniß erſucht, einen gewiſſen Fleck Landes zu kaufen, auf welchem er ein Wohnhaus ꝛc. bauen wolle, welches niemand, als Bürger, ohne Erlaubnis des Magiſtrats thun dürfen. Da ihm aber ſein Geſuch abgeſchlagen wurde, kaufte er einen kleinen Fleck Landes im Maynziſchen Gebiethe, hart am Frankfurter, und am Ufer des Mayns: und aus großem Verdruſſe über die Verweigerung ſeines Geſuchs vom Magiſtrate, bauete er ein viel größeres und weitläufigeres Gebäude, als er bedurfte, oder ſich Anfangs vorgeſetzt hatte, im zuverſichtlichſten Wahne, je größer ſein Gebäude wäre, je mehr würde den Magiſtrat ſein Betragen gegen ihn gereuen.

Auf dieſen Tempel der Rache hatte der Tabakshändler ſchon funfzig tauſend Pfund Sterling verbauet, und doch ſcheint ſein Zorn über den Magiſtrat ſich noch nicht gelegt zu haben. — Denn er verſchwendet ſein Geld noch immer mit einer Verbitterung wider dieſe unglücklichen Leute, die einem Chriſten ſehr übel geziemt. Die Frankfurter bekennen zwar die Unbeſonnenheit ihres Magiſtrats hierin, loben aber demohnerachtet die Weisheit ſeines Widerſachers nicht, und verſichern, in ſeinem Gehirne müſſe es einige eben ſo leere Zimmer, als in ſeinem ungeheuren Gebäude, geben.

Ein andermal ritten der Herzog und ich nach Bergen, einem Dorfe, das durch den daſelbſt vom Prinz Ferdinand im Jahre 1759 gethanen Angriff auf das franzöſiſche Heer berühmt geworden iſt.

Wir wurden von den Herren von Leſſener dahin begleitet, zween Herren, die nun ihre Kriegsdienſte aufgegeben, und ſich zu Frankfurt niedergelaſſen haben. Sie hatten beyde der Schlacht beygewohnt; der eine als Hauptmann in Hannöveriſchen, und der andere als Hauptmann in Franzöſiſchen Dienſten.

Sie werden ſich erinnern, daß die Franzoſen ſich während des Winters jenes denkwürdigen Jahres, mit mehr Politik als Recht, dieſer neutralen Stadt bemächtigt, und ihr Hauptquartier darinnen aufgeſchlagen hatten. Dadurch hatten ſie ſich wichtige Vortheile verſchafft, und ſich des Mayns und des obern Rheinſtroms verſichert, vermittelſt welcher ſie Vorräthe aus Strasburg, und allen zwiſchen Strasburg und Frankfurt liegenden Städten, an ſich zogen.

Prinz Ferdinand nahm ſich vor, ſie aus dieſem vortheilhaften Poſten zu vertreiben, ehe ſie ſich noch mehr verſtärkten. Er zog alſo plötzlich ſein in der Gegend von Münſter kantonnirendes Heer zuſammen, und erreichte nach einem dreytägigen forcirten Marſche das franzöſiſche Heer, das damals vom Herzog von Broglio kommandirt wurde, der den Anſchlag des Prinzen erfahren, und ſich in eine ſehr gute Verfaſſung dagegen geſetzt hatte.

Am Vormittage des dreyzehnten Aprils fing der Prinz ſeinen Angriff auf den rechten Flügel des franzöſiſchen Heeres an, der das Dorf Bergen beſetzt hatte. — Dieſer Angriff wurde drey mal nacheinander mit großer Lebhaſtigkeit wiederholt. Der Prinz

von

von Iſenburg kam mit ohngefähr funfzehenhundert Mann vom alliirten Heere in dieſer Schlacht, die bis an den Abend fortdauerte, um. Prinz Ferdinand beſchloß hierauf, ſeine Truppen zurückzuziehen, machte aber Anſtalten, die den Feind überredeten, er wolle den nächſten Morgen einen allgemeinen Angriff thun: — und ſo zog er ſich während der Nacht zurück, ohne von den Franzoſen auf dem Rückzuge beunruhigt zu werden.

Ich habe ſehr verdienſtvolle Officiers behaupten gehört, nichts könne weiſer entworfen und ausgeführt werden, als dieſer Anſchlag; und doch iſts der einzige wichtige, der dieſem großen Feldherrn während des ganzen Krieges mislungen iſt.

Dieß Unglück ſtürzte das verbundene Heer in große Schwierigkeiten: und das Vordringen der Franzoſen nebſt dem beſtändigen Rückzuge der Alliirten verbreitete einen ſolchen Schrecken durchs ganze Churfürſtenthum Hannover, daß viele Leute ihre koſtbarſten Sachen nach Stade ſchickten, von wannen ſie dieſelbe im Nothfalle nach England einſchiffen konnten. — Doch die Sachen der Alliirten wurden bald darauf durch den entſcheidenden Sieg bey Minden wieder hergeſtellt, der Prinz Ferdinands Kriegsruhm höher trieb, als er noch jemals geweſen war: wiewohl ſehr ſcharfſichtige Officiers, welche beyden Schlachten beygewohnt haben, noch immer überzeugt ſind, daß ſeine Talente ſich zu Bergen, wo er zurückgetrieben wurde, wenigſtens eben ſo ſehr, als in der glorreichen Schlacht bey Minden, hervorgethan haben, durch welche Hannover und Braunſchweig beſchützt, und die Franzoſen beynahe aus ganz Weſtphalen vertrieben wurden.

49. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Vor wenig Tagen kam ich von Darmſtadt zurück, wohin ich den Herzog von Hamilton auf einem Beſuche, den er jenem Hofe abſtattete, begleitet habe.

Da der regierende Landgraf von Heſſen-Darmſtadt ſich damals nicht dort befand, ſo wieß man unſern erſten Beſuch an die Prinzeſſin Maximiliane, ſeine Tante. — Sie ladete uns den nämlichen Abend zum Kartenſpiele und Nachteſſen bey ihr ein. — Die Tafelgeſellſchaft beſtand aus ohngefähr zehen Perſonen. — Die Prinzeſſin war munter, leutſelig und geſprächig. — Der Herzog bekannte, niemals habe er in ſeinem Leben einen Abend ſo ſehr vergnügt bey einer bejahrten Dame zugebracht.

Am nächſten Morgen giengen wir auf die Parade, die hier ein Hauptgegenſtand der Aufmerkſamkeit iſt. Der Landgraf hat eine ganz ſchwärmeriſche Luſt zu Kriegs-Manövres und Evolutionen. — Seine Soldaten abzurichten und zu üben, iſt ſein größtes Vergnügen, und faſt ſein einziges Geſchäft. Um dieß Vergnügen in jedem Wetter und jeder Jahreszeit genießen zu können, hat er einen Saal aufführen laſſen, der groß genug iſt, funfzehenhundert Mann zu faſſen, und ſie alle zugleich darinn exerciren zu laſſen.

Dieſer ungeheure Saal iſt mit ſechszehen Oefen verſehen, vermittelſt welcher man ihn juſt in den Graden von Wärme, die der Conſtitution ſeiner Durchlaucht gemäß ſind, erhalten kann. — Am Morgen, da wir dort waren, zog nur die gewöhnliche Wache von dreyhundert Mann auf, die, als ſie exercirt hatten, und eine Stunde lang in dieſem geräumigen Gymnaſium hin

hin und her marſchirt waren, in Partheyen abgetheilt, und auf ihre jederſeitige Poſten abgeſchickt wurden.

Die darmſtädtiſchen Soldaten ſind groß, ziemlich wohl montirt, und vor allen Dingen ungemein gut gepudert. Sie exerciren ſo geſchickt, als man von Leuten erwarten kann, die ſich eben damit unter den Augen ihres Fürſten beſtändig beſchäftigen, der ein vortrefflicher Kenner und ſtrenger Richter dieſes Theils der Kriegskunſt iſt.

Darmſtadt iſt nicht ordentlich befeſtigt, ſondern blos mit einer ſehr hohen ſteinernen Mauer umgeben, die keinen Feind abhalten ſoll noch kann, ſondern blos das Deſertiren der Beſatzung verhindern ſoll, welche dazu ſehr geneigt iſt, weil dieſe armen Leute zu jenen kriegeriſchen Zeitvertreiben, die das höchſte Vergnügen ihres Fürſten ausmachen, gar keine Luſt haben.

Rings um die Mauer ſtehen, in einer kleinen Entfernung von einander, Schildwachen, die äußerſt wachſam ſeyn müſſen. Die eine giebt ihrem Nachbar zur rechten das Wort: „Alles gut;„ dieſer ruft es ſogleich der nächſten Schildwache zu; und ſo geht es rings herum, bis der erſte Soldat das Wort von ſeinem nächſten Nachbar zur linken wieder bekömmt, das er, wie vorher, dem zur rechten zuruft; ſo daß das Wort die ganze Nacht über unaufhörlich herumgeht.

Jeder andere Theil des Beſatzungsdienſtes wird eben ſo genau verrichtet, und jede Nachläſſigkeit eben ſo ſtrenge beſtraft, als ob ein Feind vor den Thoren wäre.

In drey Nächten dürfen die Truppen ſelten mehr als zwey Nächte zu Bette gehen; dieß, nebſt der nöthigen Aufmerkſamkeit, ihre Monturen und Ge-

wehre beſtändig rein zu halten, iſt ein ſehr harter Dienſt, beſonders jetzt, da es ſehr kalt, und der Boden mit Schnee bedeckt iſt.

Vorjetzt liegt ein kleines Korps Reuterey zu Darmſtadt. Sie tragen lederne Koller, und ſind prächtig montirt. — Dieſe ſind des Fürſten Leibgarde zu Pferde. — So klein ihre Anzahl iſt, ſo habe ich doch Zeitlebens noch nie ſo viele außerordentlich große Leute beyſammen geſehen; denn keiner unter ihnen iſt weniger als ſechs Engliſche Schuhe, drey Zoll hoch, und verſchiedene derſelben ſind noch um ein anſehnliches höher.

Der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt hielt vormals eine größere Anzahl Truppen auf den Beinen. Jetzt aber beläuft ſich ſein ganzes Heer nur auf fünftauſend Mann. Wie aber ſelbſt das weiſeſte Betragen der Fürſten ſelten ungetadelt bleibt; ſo giebt es Leute, die ihn tadeln, daß er auch nur dieſe Zahl Truppen hält. Sie ſagen, die Finanzen des Fürſten ſeyen in großer Unordnung, und können den Unterhalt dieſes Heeres nicht erzwingen, das man, ſo klein es auch an ſich iſt, doch gegen die Größe ſeiner Staaten für groß halten muß. Auch halten ſie ſich beym Schaden auf, den der Feldbau und die Manufakturen dadurch leiden müſſen, daß dieſen nothwendigen Arbeiten und Gewerben die ſtärkſten Leute entzogen, und genöthigt werden, ihre Kräfte auf eine unnütze Parade zu verſchwenden. Denn dieſe ſtrengen Tadler behaupten zuverſichtlich, ein Heer von fünftauſend Mann könne dem Lande zwar ſehr läſtig fallen, es aber gar nicht ſchützen: die Zahl ſey für einen Zeitvertreib beyweitem zu groß, und für irgend einen wirklichen Dienſt und Nutzen beyweitem zu klein.

Am

Am nämlichen Tage ſpeiſten wir mit der Prinzeſſin Maximiliane zu Mittag; und am Nachmittage ſtellte man uns der Familie des Prinz George, Bruders des regierenden Landgrafen, vor. Er befand ſich eben damals unpäßlich: allein ſeine Gemahlin nahm den Herzog aufs höflichſte auf.

Ihre zween jüngſten Söhne und drey Töchter waren beym Nachteſſen. Jene ſind noch ſehr jung: dieſe ſind ſchön, vortrefflich erzogen, und machen dem großen Fleiße, den ihre Mutter auf ihre Erziehung gewendet hat, viele Ehre.

Am nächſten Morgen wurden wir vom Freyherrn von Riedeſel zum Frühſtück in einem angenehmen Landſitze, den er in der Gegend von Darmſtadt hat, eingeladen. — Der Herzog fuhr mit ihm in einem ſehr ſonderbaren Fuhrwerke dahin. Der Baron ſaß auf einem niedrigen Sitze zunächſt hinter den Pferden, und kutſchirte; und der Herzog ſaß auf einem höhern Sitze hinter ihm. Jeder von dieſen Sitzen faßt nur eine Perſon: allein hinter beyden befand ſich noch ein hölzerner Sitz in Geſtalt eines kleinen Pferdes, auf welchem zwey Bediente ſtanden. Die hier zu Lande gewöhnlichen Poſt-Chaiſen können bequem ſechs Perſonen faſſen: und auch die vornehmſten Leute pflegen insgemein zwey oder drey Diener bey ſich in der Chaiſe zu haben. In oeconomiſcher Hinſicht ſind dieſe Fuhrwerke wohl ausgeſonnen, und auch bey froſtigem Wetter nicht unbequem: denn hier ſorgen Reiſende ſehr dafür, daß ſie ſich mit Pelzen wider die Kälte wohl verwahren. Wenn es aber ſtark regnet, ſo müſſen wenigſtens zwey von der Geſellſchaft bis auf die Haut naß werden: denn die deutſchen Chaiſen ſind oben niemals ganz bedeckt.

Ich fuhr mit dem Grafen Cullemberg in ſeiner Kutſche. Wir brachten den Vormittag ſehr vergnügt in dieſem Hauſe zu, das dem Anſehen nach anmuthig gelegen iſt: wiewohl man im jetzigen beſchneieten Kleide von der natürlichen Farbe der Landſchaft eben ſo wenig urtheilen kann, als von der Farbe einer Schauſpielerin, die ſich ſo eben für's Theater geſchminkt hat.

Wir ſpeiſten mit Prinz Georgen zu Mittag, der ſich von ſeiner Unpäßlichkeit wieder ſofern erholt hatte, daß er mit ſpeiſen konnte. Er iſt ein anſehnlicher Herr, hat ein ſoldatiſches Anſehen, und all das Ungezwungene und Freymüthige des Soldaten-Charakters an ſich.

Sein zweyter Sohn, der einige Wochen her abweſend geweſen war, traf ein, da wir eben an der Tafel ſaßen. Er iſt ein ſchöner junger Herr von ohngefähr achtzehen Jahren. Ein Vergnügen war's, die Freude zu beobachten, die dieſer kleine Zufall über die Geſichter ſeiner Aeltern und der ganzen Familie verbreitete, die eine Gruppe ausmachten, welche des Pinſels eines Greuſe würdig geweſen wäre.

Bilden Sie ſich aber nicht ein, ich ſey für dieſe Familie eingenommen, blos weil es eine fürſtliche Familie iſt. — Eine Scene häuslicher Freuden iſt allemal angenehm, wir mögen ſie in einem Pallaſte oder in einer Hütte finden: und die nämlichen Anzeichen von Fröhlichkeit würden mich in einer Bauern-Familie zwar weniger in Verwunderung geſetzt, aber eben ſo ſehr vergnügt haben.

Ende des erſten Bandes.

Abriß
des geſellſchaftlichen
Lebens und der Sitten
in
Frankreich, der Schweiz
und
Deutſchland

In Briefen entworfen

von

D. Moores.

Zweyter Band.

Leipzig, 1779.

Bey Weidmanns Erben und Reich.

Betrachtung der Geſellſchaft und Sitten in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland.

50. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Theurer Freund!

Seit meiner Rückkunft von Darmſtadt iſt das Wetter ſo ſchlecht geweſen, daß ich die meiſte Zeit zu Hauſe geblieben bin. Doch will ich, Ihren Befehlen zufolge, daß ich Ihnen zu den beſtimmten Zeiten ordentlich ſchreiben ſoll, Ihnen heute den Inhalt eines Geſprächs ſenden, das ich vor wenig Tagen mit einem ausländiſchen Gelehrten hatte, mit welchem ich einen ziemlich vertrauten Umgang pflege.

Dieſer Herr iſt niemals in England geweſen; ſpricht aber ein wenig Engliſch, verſteht es ſehr wohl, und hat viele von unſern beſten Schriftſtellern aufmerkſam geleſen. Er ſagte, er habe in einigen Engliſchen Büchern eine gründlichere Denkungs- und eine nachdrücklichere Schreibart, als in irgend einigen andern gefunden; — die Engliſche Geſchichte enthalte Beyſpiele von Vaterlands- und Freiheitsliebe, die denen in der griechiſchen und römiſchen Geſchichte aufgezeichneten gleich kämen; — die Engliſchen Dichter hätten eine Erhabenheit von Gedanken, und eine ſo tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens geäußert, die in keinen

Werken alter oder neuer Schriftſteller übertroffen ſeyn könne: und in der Weltweisheit geſtehe man faſt durchgehends den Engländern den Vorrang zu. — Sodann erwähnte er die von Engländern in der Arzneywiſſenſchaft und in andern Theilen der Gelehrſamkeit und Künſte, gemachten Verbeſſerungen; ihre Ueberlegenheit in der Schiffahrtskunſt, der Handlungskunſt und den Fabriken und Manufakturen; und ſagte ſogar etwas zum Lobe Engliſcher Staatsleute: beſchloß aber ſeine Lobrede mit der Aeußerung: dieſe Betrachtungen hätten ihm die größte Hochachtung für die Engliſche Nation eingeflößt, und ihn bewogen, ſich um die Bekanntſchaft vieler Engländer, die ihm bey Gelegenheit auf ſeinen Reiſen aufgeſtoßen ſeyen, zu bewerben: er müſſe aber geſtehen, ſein Umgang mit dieſen habe ihn eben nicht ſehr in ſeiner hohen Meynung von der Engliſchen Nation beſtärkt.

Da ich auch andere Perſonen dergleichen Gedanken hatte äußern hören; ſo antwortete ich ziemlich ausführlich, und ſagte: Hätte er im blühendſten Zeitraume der Römiſchen Größe gelebt, und von ohngefähr einige wenige Römer in Griechenland oder Aſien angetroffen, und nach dem Betragen und Geſpräche ſolcher Reiſenden von jener weltberühmten Republik urtheilen wollen; ſo würden ſeine Gedanken, allem Vermuthen nach, von denen, die ihm die Schriften des **Livius**, **Cäſars**, **Ciceros** und **Virgils** vom Römiſchen Volke eingeflößt hätten, ſehr verſchieden geweſen ſeyn: — Der Wandel, die Sitten, das Betragen der wenigen Engländer, die ihm außer England etwan aufgeſtoßen wären, hätten ihm nicht nur keinen richtigen Begriff vom Charakter der ganzen Nation geben, ſondern ihn auch ſehr wahrſcheinlicherweiſe zu ungegründeten Urtheilen vom Charakter dieſer wenigen Reiſenden ſelber verleiten können. Denn ich ſelber hätte viele junge Engländer gekannt, die auf ihren Reiſen, und ſo lange ſie vom

natür-

natürlichen Gegenſtande ihres Ehrgeizes entfernt geweſen, ein liederliches oder unbedeutendes Leben geführt; als ſie aber nach Hauſe gekommen, ihr Betragen ganz geändert, ſodann eben ſo eifrig, als ſie ſich vorher den Ausſchweifungen überlaſſen gehabt, ſich auf ihre Geſchäfte gelegt hätten, und endlich ſehr nützliche Mitglieder des Staats geworden wären.

Allein, fuhr ich fort, wenn man auch dieſen Umſtand nicht in Erwägung zieht, kann man doch den Charakter eines Volks nur alsdann entdecken, wenn man einen vertrauten und ziemlich langen Umgang mit ihm hat. Dieß iſt ſchlechterdings nothwendig, ehe wir von irgend einer Nation richtig urtheilen können; vielleicht aber noch mehr in Anſehung der Engliſchen, als in Anſehung irgend einer andern: denn unter keiner Nation ſind die Erziehung, Denkungsart und Beſchäfftigungen der Reiſenden, von derer zu Hauſe bleibenden ihren, ſo ſehr verſchieden.

Die reiſenden Engländer beſtehen aus einigen wenigen Kränkelnden, einer Menge noch ganz roh von der Univerſität hergekommenen Jünglingen, und einigen reichen Müſſiggängern, die nach nichts ſtreben, und ſich mit nichts beſchäftigen können, und die aus bloßer Langerweile zu Hauſe, bisweilen eine Luſtreiſe durch Europa thun.

Die zwote Claſſe beſteht aus jüngern Brüdern, die für das Heer, die Flotte, die Rechtsgelahrtheit und andere Stände und Lebensarten beſtimmt und erzogen ſind; — aus allen Handelsleuten, Manufakturiſten, Fabrikanten und Pachtern; — und kurz, aus allen denen, deren väterliches Vermögen ſie nicht unabhängig macht, und die ſich daher bemühen, dieſen Mangel durch ihren Fleiß, ihre Arbeiten und die Benutzung ihrer Talente zu erſetzen.

England iſt das einzige Land in Europa, deſſen Einwohner niemals ausreiſen, ihr Glück anderswo zu ſuchen: gegen einen jeden Engländer zu Paris giebt es wenigſtens zwanzig Franzoſen zu London. Bey weitem die mehreſten unter dieſen Franzoſen reiſen um Geld zu gewinnen; und faſt alle Engländer reiſen um Geld aufzuwenden. Wir würden uns aber doch ſehr irren, wenn wir den Charakter der Franzöſiſchen Nation, nach dem der franzöſiſchen Fiedler, Tanzmeiſter, Zahnärzte und Kammerdiener beurtheilen wollten, die man in England und in andern Europäiſchen Ländern findet.

Der Herr geſtand, daß es unbillig ſeyn würde vom Charakter franzöſiſcher Fiedler und Tanzmeiſter auf den Charakter der franzöſiſchen Nation zu ſchließen: ſetzte aber hinzu, die Engländer könnten ſich nicht mit Recht beſchweren, wenn Ausländer ihren National-Charakter nach dem ihrer reichen, vornehmen und beſt-erzogenen Standesperſonen beurtheilten.

Und doch würden ſie ſich darüber gewiß mit Recht beſchweren können, antwortete ich, weil vornehme und ſehr reiche junge Leute, von ihrer Kindheit her, immer eine Denkungsart beybehalten, die ſehr oft die Bemühungen der beſten Erziehung vereitelt. — Man erziehe ein vornehmes Kind mit all der Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, welche die verſtändigſten Aeltern und Lehrer jemals auf Erziehung wenden können: — man präge ihm noch ſo fleißig ein, daß nur perſönliche Eigenſchaften ihm eine wahre Ehre verſchaffen können, — daß die zufälligen Umſtände der Geburt und des Vermögens keinen ſichern Grund zur Hochachtung abgeben können, — daß Verſtand und Tugend die einzigen wahren Quellen der Ehre und der Glückſeligkeit ſeyn, — daß der Müſſiggang eine Quelle von Laſtern und Elend ſey, — daß er ohne Fleiß unmöglich Einſicht erlangen könne, — und daß er, ohne Einſicht und

Verſtand,

Verſtand, all ſeines hohen Adels und großen Vermögens ohnerachtet, niemalen etwas bedeuten werde: — man ſchärfe ihm alles dieß mit aller Macht der Beredſamkeit ein; man erläutere es durch Beyſpiele, und bringe es ihm durch Fabeln und Allegorien bey; — ſehen wir denn nicht alle Tage die Wirkungen aller dieſer Bemühungen durch das Vorſpiegeln von Bedienten und niederträchtigen Schmeichlern vereitelt; die ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften erheben, und ihm eine weit angenehmere Lehre predigen? —

In allen ihren Reden und Handlungen ſpielen ſie unaufhörlich auf die Reichthümer an, die der Junge dereinſt beſitzen werde, und was für ein großer Mann er, auch ohne die geringſte Mühe ſeiner Seits, werden müſſe. Sie geben ihm deutlich zu verſtehen, wenn ſie es ihm nicht gar geradezu herausſagen, Fleiß, Lernen, Studiren, ſtehe zwar Waiſenknaben gut genug an: ſey aber für einen vornehmen oder reichen Herrn unnöthig, oder vielleicht gar etwas unanſtändiges. Mit Entzücken ſchwatzen ſie von des Einen vornehmen Herrn Jagdhunden, Jägern und Rennpferden; von des Andern koſtbaren Livreen und glänzender Equipage, und wie ſehr beyde wegen ihrer Freigebigkeit gegen ihre Bedienten verehrt und geliebt werden. Sie ſagen ihrem jungen Herrn, ſein Stand und Vermögen berechtigen ihn ſchönere Hunde, Pferde, Livreen und Equipagen zu halten, und gegen ſeine Bedienten freygebiger, und folglich in allen Stücken ein größerer Herr zu ſeyn, als irgend einer von jenen. Dieſe Art Giftes wird jungen vornehmen und reichen Herrchen ſo oft eingegeben, daß es endlich nach und nach die Kräfte der Pflanze verzehrt, und auch den ſorgfältigſten Anbau vereitelt.

Geſetzt aber, man könnte auch einem vornehmen Knaben oder Jünglinge rechtſchaffnere Bedienten ver-

ſchaffen, und jede Maßregel nehmen ihm eine edlere Denkungsart einzuflößen; ſo kann er doch kaum aus dem Hauſe, kaum in Geſellſchaft gehen, ohne ſein eigenes Anſehen, und die ihm allenthalben erwieſene ehrerbiethige Höflichkeit zu bemerken. Seine Kinderſtreiche nennt man muthige Thaten, ſeine dreiſten Reden witzige Einfälle: und ſollte er etwan dafür von ſeinem Vater oder Hofmeiſter oder Lehrmeiſter getadelt oder gezüchtigt werden; ſo darf man Zehen gegen Eins wetten, daß es nicht an kriechenden geſchäftigen Schmeichlern fehlen wird, die ihm ſagen, man habe ihm ſehr Unrecht gethan.

Alles dieß wendet der Jüngling zur Beſtärkung ſeiner Trägheit und Eitelkeit an; und ſo verfällt er endlich in den tröſtlichen Wahn, daß er gar nicht nöthig habe etwas zu lernen, oder zu arbeiten; daß er ſich nur zu beluſtigen und die Zeit zu vertreiben brauche; da ihm doch im glücklichen Alter von Ein und Zwanzig Jahren, (*) Anſehen, Ehrerbiethung, Bewunderung und alle andern Güter von ſelbſt zu Theil werden müſſen.

Ein Knabe oder Jüngling hingegen, der zu keinen ſolchen Erwartungen geboren iſt, hat keine Schmeichler und Ohrenbläſer um ſich, die ſeinen Verſtand verkehren. — Führt er ſich ſchlecht auf, ſo ſieht er augenblicklich die Merkmale des Misfallens und Tadels auf jedem Geſichte: — täglich trift er Leute an, die ihm ohne Umſtände oder Umſchweife ſeine Fehler vorhalten. — Er ſieht, daß ſich Niemand um ſeinen Eigenſinn oder Verdruß bekümmert; und ſchließt daraus ganz natürlich, er werde am beſten thun, wenn er ſeine Laune verbeſſere. — Er findet, daß man ihn in

(*) Die Zeit der Volljährigkeit in England.

in Geſellſchaften leicht vernachläßigt, und daß das einzige Mittel dagegen darin beſteht, daß er ſich beliebt mache. — Reichthum, Ehre, Bewunderung behagen und gefallen ihm eben ſo gut, als dem Reichen: er wird aber vollkommen überzeugt, daß er auch nicht einmal einen Schatten davon, anders als durch nützliche und beliebte Vorzüge erlangen kann. Die Wahrheit jener Lehren, die man reichen Knaben mit Vernunftſchlüſſen und Beredſamkeit beweiſen muß, wird Aermern durch ihre eigene Erfahrungen und Gefühle eingeprägt: und dieß macht einen himmelweiten Unterſchied; — einen ſo großen Unterſchied, daß der Sohn eines Mannes von mäßigen Vermögensumſtänden wahrſcheinlicherweiſe in einem Alter von ſechszehen Jahren die Welt ſchon beſſer kennen, und die Geſinnungen anderer Leute gegen ihn viel beſſer wiſſen wird, als ein ſehr vornehmer Jüngling, in einem viel höhern Alter: denn ſo lange man irgend jemanden noch ſchmeichelt, wird er ſehr ſchwerlich entdecken, daß man ihn wirklich verachtet.

Anſtatt uns alſo zu verwundern, daß unter Leuten, die zu großen Reichthümern und zu hohem Stande geboren ſind, ſo viele Zerſtreuung, Verſchwendung, Blödſinnigkeit und Unwiſſenheit herrſchen; ſollten wir vielmehr darüber erſtaunen, daß es unter ihnen ſo viele rechtſchaffene, fleißige Leute und Genien giebt, als man noch unter ihnen findet. Und iſt die Anzahl dieſer verhältnißweiſe in England größer als in irgend einem andern Lande; (welches ſie meines Erachtens wirklich iſt,) ſo muß dieſer Vorzug von der unpartheyiſchen Kinderzucht in unſern öffentlichen Schulen, und von jener billigen Behandlung herrühren, welche die vornehmſten Knaben von ihren Schulkameraden erfahren. Bisweilen dient jene natürliche, männliche Denkungs-

art, die ſie von ihren Schulkameraden annehmen, ihnen zum Gegengifte wider jene kindiſchen und falſchen Gedanken, welche einfältige oder argliſtige Leute ihnen nachher gerne einflößen wollten.

Auch trägt die Natur der Brittiſchen Staatsverfaſſung das ihrige bey, unter den Reichen und Hohen eine größere Anzahl fähiger Köpfe zu bilden, als man in andern Ländern findet, weil ſie dem Ehrgeiz ein weiteres Feld als irgend eine andere Regierungsart eröffnet; und der Ehrgeiz ſpornet zu jenen Beſtrebungen an, welche Talente erzeugen und entwickeln.

Nun müſſen Sie aber geſtehen, fuhr ich fort, daß man das Genie der Engländer nicht wohl nach Muſtern beurtheilen kann, die von Leuten genommen werden, welche größere Verſuchungen zur Trägheit, und wenigere Antriebe zum Fleiße haben, als andere.

Mein Gegner kämpfte noch immer fort, und behauptete, eine hohe Geburt gebe dem Geiſte eine gewiſſe angeborne Würde und Erhabenheit; — Adel und Würden ſeyen urſprünglich durch vorzügliche Fähigkeiten und große Tugenden und Verdienſte gewiſſen Familien erworben worden; — ſo oft ein Mann von erlauchtem Stande in eine Geſellſchaft komme, oder auch nur ſein Name erwähnt werde, ſo oft erneuere dieß natürlicherweiſe das Andenken der großen Thaten und glänzenden Eigenſchaften des großen Mannes, der dieſe Würden zuerſt erworben habe; — das Bewußtſeyn hievon müſſe natürlicherweiſe den jetzigen Beſitzer derſelben zur Nachahmung der Tugenden ſeiner Vorfahren anſpornen; — da ſeine Ausartung davon ihn dem größten Tadel ausſetzen müßte, weil die Welt nicht ohne Verdruß Trägheit und Laſter mit den Belohnungen der Thätigkeit und Tugend könne prangen ſehen.

Den Saß, daß Adel und Würden allezeit Belohnungen von Tugenden ſeyen, hätte ich ihm zwar läugnen und Beyſpiele genug vom Gegentheile anführen können. Ich geſtand ihm aber zu, ſie ſeyen es oft; und der in einer Familie erbliche Adel ſollte allezeit die von ihm erwähnte Wirkung thun, und thue ſie auch bisweilen: wenn man ihm aber alles dieß aufs freygebigſte zugeſtände, ſo würde er doch immer noch den Engländern Unrecht thun, wenn er ihren Nationalcharakter nach demjenigen ſchäßte, was er in Anſehung der Gemüthsart, der Sitten und Fähigkeiten jener Engländer angemerkt habe, die er in fremden Ländern kennen gelernt hätte; weil allem Vermuthen nach drey Viertheile derſelben nur reiche Leute wären, die ſich aber keiner hohen Geburt und erlauchten Familie rühmen könnten; daß ſie alſo die größten Verſuchungen zur Trägheit, aber keine von jenen Beweggründen zu tugendhafter Thätigkeit hätten, welche auf Perſonen von hohem Stande wirken. Denn ſo ſelten ſichs auch in andern Ländern zutrage, ſo ſey es doch in England etwas ganz gemeines, daß Leute von allerley Gewerben und Handthierungen ſich ſehr große Reichthümer erwerben, die nach ihrem Tode ihren Söhnen zufallen; worauf dergleichen junge Leute, ohne eine feine Erziehung gehabt zu haben, ſich ſogleich zu Standesperſonen aufwerfen, und als Engliſche Milords in Europa herumſchwärmen, ſpielen, Gemälde, verſtümmelte Bildſäulen, und Buhlſchaften kaufen, und alle Zuſchauer in Verwunderung ſetzen: und, eben weil ſie ſich des Flecks in ihrem Wappen bewußt ſind, wähnen, ſie müßten denſelben auswaſchen, und die Niedrigkeit ihrer Geburt dadurch vergüten, daß ſie ſich tiefer ins Meer der Verſchwendung und Ausſchweifung ſtürzten, als Männer von wirklich altem hohen Adel zu thun brauchten.

Hier endigte ſich unſer Geſpräch; und der Herr verſprach, er wolle ſich an den Begriff halten, den er ſich aus Miltons, Lockes und Newtons Werken, und Raleighs, Hambdens und Sidneys Charaktern von der Engliſchen Nation gemacht habe.

51. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Unter die Merkwürdigkeiten zu Frankfurt kann man auch die Gaſthöfe zählen. Insbeſondere übertreffen zwey darunter, der Kaiſer und das rothe Haus, an Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Menge der Zimmer, alle die ich jemals auf dem feſten Lande geſehen habe, und geben unſern prächtigſten Gaſthöfen in England nichts nach.

In dieſen, wie in allen andern Gaſthöfen in Deutſchland und in der Schweiz, giebt es eine tägliche Speiſetafel, an welcher Reiſende zu Mittag und zu Nacht ſpeiſen mögen. Man nennt ſie des Wirths Tafel, weil der Wirth an derſelben untenan ſitzt, und die Speiſen vorſchneidet. Eben den Namen behält man auch jetzt noch in Frankreich bey, obgleich dort der Wirth nicht mehr an der Tafel ſitzt, wie es in jenem Lande vormals gebräuchlich war, und noch jetzt in Deutſchland üblich iſt.

Hier ſind keine Privat-Miethzimmer, wie zu London, auch keine möblirten Häuſer, wie zu Paris, zu bekommen. Reiſende miethen ſich alſo Zimmer in den Gaſthöfen, auf die ganze Zeit, die ſie ſich in irgend einer Stadt aufhalten wollen; und Reiſende von jedem Stande, die keine regierende Fürſten ſind, machen ſich hier zu Lande kein Bedenken daraus, bey Gelegenheit an der Wirthstafel im Gaſthofe, wo ſie logiren, mitzu-

mitzuſpeiſen; und dieſem Gebrauche folgen alle Reiſende aus allen Ländern auf dem feſten Lande in Europa.

Allein manche unter unſern Landesleuten, die ſich aus dem Gelde wenig machen, und nicht gerne mit Fremden in Geſellſchaft ſind, wollen lieber in ihren eigenen Zimmern, als an der Wirthstafel, oder an irgend einer Privattafel ſpeiſen, an welche ſie etwan mögen eingeladen werden.

Etwas dreiſtes wäre es, das Recht läugnen zu wollen, das jeder freygeborne Engländer hat, in dieſem Stücke ſeinem eigenen Kopfe zu folgen. Wenn man aber die Geſellſchaft fremder Leute ſo gerne vermeiden will, ſo, dünkt mich, könnte man ſeinem Kopfe eben ſowohl zu Hauſe als in fremden Ländern folgen, und, ſo lange man in dieſer Laune bleibt, ſich aller Beſchwerlichkeiten und Koſten des Reiſens nach und in andern Ländern überheben.

Wahr iſts, die Sitten und das Genie der Nationen kann man eben nicht in ihren Gaſthöfen kennen lernen: auch trifft man an öffentlichen Wirthstafeln eben nicht die auserleſenſte Geſellſchaft an: doch wird ein verſtändiger Mann, der gerne Charaktere ſtudirt, an beyden Orten bisweilen Unterricht und Vergnügen finden. Dort ſieht er die Einwohner eines Landes auf einem weniger ſteifen Fuße, als er ſie irgend ſonſtwo zu ſehen bekömmt, und hört die Beobachtungen von Reiſenden aus allerley Ständen.

Ein Reiſender ſollte gewiß vor allen Dingen darauf bedacht ſeyn, mit den vornehmſten Leuten an jedem Platze, wo er ſich aufhalten will, Bekanntſchaft zu machen und einen vertraulichen Umgang zu pflegen; — Einladungen zu ihren häuslichen Ergötzlichkeiten und Geſellſchaften annehmen; — ſie hinwiederum, falls es ſich bequem thun läßt, in ſeinen eigenen Zimmern bewirthen; und ſich bemühen, ſich richtige Begriffe von

ihrer Regierungsart, ihren Sitten, Gebräuchen, Denkungs- und Lebensarten zu erwerben. — Leute, die gerne Menſchen ſtudiren, ein Studium, das, (ich ſage es mit aller ſchuldigen Ehrerbiethung für jene Weltweiſen, die lieber Thiere, Vögel und Schmetterlinge kennen lernen wollen,) auch ein vorzüglicher Zeitvertreib iſt; werden ſich bey jeder Gelegenheit unter Leute von allerley Ständen mengen, und, falls ſie ſonſt nichts abhält, ſich ohne Bedenken auch an eine Gaſtwirthstafel ſetzen.

Man ſagt, an dergleichen Gaſtwirthstafeln treffe man bisweilen ſehr gemeine Leute an. Dieß iſt zwar freylich ein wichtiger Einwurf; doch ſollte man ſich auch hinwiederum erinnern, daß es nichts ganz unmögliches iſt, daß ſogar Handels- und Gewerbsleute Verſtand und Edelmuth haben und im Stande ſeyn können, von merkwürdigen Dingen eben ſo richtige und deutliche Nachrichten zu geben, als ob ſie Zeitlebens eben ſo müßig geweſen wären, als Perſonen vom höchſten Stande zu ſeyn pflegen. Ein Menſch muß ſich wahrlich ſehr ſchwülſtige Begriffe von ſeiner eigenen Hoheit und Größe machen, wenn er ſich in einem fremden Lande nicht entſchließen kann, mit Leuten niedrigern Standes an einer Tafel zu ſpeiſen: insbeſondere wenn er dort zugleich eben ſo vornehme oder vornehmere Leute, als er ſelber iſt, antrifft: denn ſelbſt in Deutſchland wird an den Wirthstafeln auf die Etiquette gar nicht geſehen.

Eine Kenntniß der Charaktere der Menſchen, wie ſie ſich in verſchiedenen Ständen, Lebensarten und Ländern verſchieden zeigen: das Studium der menſchlichen Natur unter allen ihren Geſtalten und Modificationen, iſt etwas ſehr intereſſantes für den Verſtand, und der Aufmerkſamkeit des größten Mannes werth. Dieſe Kenntniß kann man aber an Höfen und in Palläſten allein

allein nicht ganz erlangen. Der Forſcher der menſchlichen Natur muß ſie auch in niedrigern Lebensarten betrachten, und ſich zu jedem Menſchen, den er gerne kennen wollte, herablaſſen. —

Gemeiniglich findet man, daß Leute von wirklich großem Geiſt und Herzen ſich über dergleichen Schranken immer ohne Bedenken wegſetzen, und alle Formalitäten verachten, die ihnen die Erwerbung dieſer nützlichen Kenntniß erſchweren möchten.

Der ſtärkſte unter allen Gründen, weswegen man ſich der öffentlichen Wirthstafeln in Gaſthöfen nicht ganz enthalten ſollte, iſt, daß hier zu Lande ſogar Damen, auf Reiſen, an denſelben zu ſpeiſen pflegen. Und vielleicht dürfte meine Neigung zur Wirthstafel gewiſſermaßen auch von dem Umſtande herrühren, daß ich an einer ſolchen Tafel zwey von den ſchönſten Frauenzimmern antraf, die ich ſeit meinem Aufenthalte in dieſem Lande, wo es viele Schönen giebt, jemals geſehen habe.

In den Geſichtern der Franzöſinnen bemerkt man mehr Ausdruck; das deutſche Frauenzimmer übertrift aber das franzöſiſche an der Weiße ihrer Haut und an blühender Farbe. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit Engländerinnen, als mit Franzöſinnen; ſind aber doch von beyden ziemlich verſchieden. — Ich weis nicht, wie ich Ihnen einen Begriff von den verſchiedenen Schattirungen des Ausdrucks geben ſoll, die ich, wenn ich mich nicht irre, in den Geſichtszügen des weiblichen Geſchlechts in dieſen drey Ländern bemerken kann.

Eine ſchöne Franzöſinn ſieht bey ihren ungezwungenen Manieren gemeiniglich vergnügt und ſehr munter aus. — Sie ſcheint geneigt zu ſeyn, Bekanntſchaft zu machen; und erwartet gleichſam, daß man ſie anrede.

Das Betragen einer Engländerinn iſt nicht ſo ganz ungezwungen; und ein Fremder, beſonders ein Auslän-

Ausländer, kann in ihrem Geſichte einen an Uebermuth und Verachtung gränzenden Blick bemerken. Selbſt unter den reizendſten Zügen erſcheint oft eine etwas verdrießliche Miene. Dieweil ihre Schönheit anlockt, dämpft dieſes gewiſſermaßen jene freymüthige Anrede, deren man ſich gegen eine Franzöſinn bedienen möchte, und erregt dagegen die Eitelkeit deſtomehr, durch den Gedanken der Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat.

Eine deutſche Schöne hat insgemein weder die dreiſte Miene der Franzöſinn, noch die zurückhaltende einer Engländerinn, ſondern einen ſanftern gefälligern Blick als eine von beyden.

---

52. Brief.

Frankfurt am Mayn.

Verſchiedene Privatperſonen wollen ſich hier gerne als Liebhaber der ſchönen Künſte hervorthun, und man ſagt Reiſenden, es ſey wohl der Mühe werth, gewiſſe Privatſammlungen von Gemälden zu beſuchen, die zu Frankfurt zu ſehen ſind.

Sie wiſſens, ich bin kein Kenner; und wär ichs auch, ſo würde ich doch Ihre Zeit nicht zum Leſen meiner Beſchreibungen von Gemälden, oder meiner Kritiken über dieſelben, misbrauchen. Denn obgleich ich ſie geſehen, ſo haben doch Sie ſie nicht auch geſehen; und meines Erachtens kann einem Leſer nichts unverſtändlicher und langweiliger ſeyn, als Kritiken über Gemälde, die er nicht geſehen hat. Nur ſo viel will ich anmerken: da alle dieſe Sammlungen die Hochſchätzung und den Beyfall ihrer Eigner beſitzen, welches vermuthlich der Hauptgrund ihrer Schöpfung war; ſo haben ſie gewiß ein Recht auf die Höflichkeit eines jeden unbefangenen

fangenen Zuſchauers. — Insbeſondere muß eine von dieſen Gemäldeſammlungen ſehr koſtbar ſeyn, wegen der erſtaunlichen Summe Geldes, die man ihrem jetzigen Beſitzer dafür angeboten, und die er, als ihrem Werthe noch nicht gemäß, ausgeſchlagen hat; ohnerachtet die angebotene Summe dem Herrn ſeine Vermögensumſtände leichter und bequemer gemacht haben würde, als ſie leider dermalen ſind. An dieſer Anekdote kann man deſtoweniger zweifeln, da ich ſie aus ſeinem eigenen Munde bekommen habe.

Noch mehr iſts aber hier Mode, Naturalienkabinetter anzulegen. Außer den Sammlungen dieſer Art, die an den fürſtlichen Höfen zu ſehen ſind, haben auch viele Privatperſonen in ganz Deutſchland eigene Naturalienkabinetter in ihren Häuſern; und Reiſende können ſich bey ihnen durch nichts ſo beliebt machen, als wenn ſie ſich die Erlaubniß ausbitten, ſie zu beſehen. Dieß wäre nun freylich eine Höflichkeit, die man ihnen leicht erweiſen könnte, wenn der Reiſende ſie nur beſehen, und, ſobald es ihm beliebte, wieder fortgehen dürfte. Allein das Unglück iſt, der Beſitzer eines ſolchen Kabinets führt ihn ſelber bey dieſen Gelegenheiten hinein, und erzählt ihm die Geſchichte aller und jeder Erze, Verſteinerungen, Foſſilien und Wunderdinge in der ganzen Sammlung. Und da er ihm dieſe Vorleſung unentgeldlich hält; ſo maßt er ſich dafür auch das Recht an, ſie ſo lang zu machen, als es ihm ſelber beliebt. Daß alſo das Anſuchen um die Erlaubniß, ein Naturalienkabinet einer Privatperſon zu beſehen, eine gefährlichere Sache iſt, als man ſichs leicht vorſtellen möchte.

Der Herzog von Hamilton hat ſich dadurch in eine Verlegenheit geſtürzt, woraus er ſich vermuthlich nicht leicht loswickeln dürfte. Er wußte die Mühe nicht, die ſolche Herren ſich bey dergleichen Gelegenheiten

geben; und äußerte alſo gegen drey oder vier Virtuoſen einiges Verlangen, ihre Naturalienkabinetter zu beſehen. Bey ſeinem erſten Beſuche geſtern begleitete ich ihn. Der Herr Beſitzer beſtrebte ſich ungemein den Herrn Herzog zu vergnügen. Er ſagte, da er von deſſelben Luſt zur Naturgeſchichte, die jedem Herrn von ſeinem hohen Stande natürlich ſey, vollkommen überzeugt wäre; ſo wolle er ſich nun ein Vergnügen daraus machen, jedes Stück der Sammlung aufs vollſtändigſte und bedächtlichſte zu erläutern. Dieſem Vorſatze habe er den ganzen Vormittag ausdrücklich gewidmet, und befohlen, daß man ihn in deſſelben Ausführung nicht ſtöhren ſollte. Hierauf lies er ſich auf jedes Stück in der Sammlung mit einer ſo genauen und ſo unermüdeten Umſtändlichkeit ein, daß er des Herrn Herzogs Neubegierde vollkommen erſättigte, und ihm eine ſo überſchwengliche Kenntniß von Erdarten, Kriſtallen, Agaten, Pyriten, Markaſiten, Verſteinerungen, Metallen und Halbmetallen, ꝛc. ꝛc. einflößte, daß der gute Herzog wahrhaftig zeitlebens daran genug zu dauen haben wird.

Caſſel.

Als ich dieſen Brief zu Frankfurt anfing, bildete ich mir nicht ein, daß wir ſo plötzlich von dannen abreiſen würden. Da aber der Tag herannahete, an welchem uns die Beſichtigung eines andern Naturalienkabinets verheißen war, ſah ich des Herzogs Sehnſucht nach ſeiner Abreiſe je länger je größer werden. Wir ließen uns alſo bey den Beſitzern zweyer oder dreyer Kabinetter, deren Beſichtigung er ſich ausgebeten hatte, entſchuldigen; brachten einen Tag mit der Frau von Barkhauſen Familie, und einen andern, mit Herrn Gögels ſeiner zu; nahmen darauf einen eilfertigen Abſchied

ſchied von unſern andern Bekannten zu Frankfurt, und reiſeten nach dieſem Platze ab. Wir ſchliefen die erſte Nacht zu Marburg, und trafen in der zwoten um Mitternacht zu Caſſel ein.

Da der Boden noch ganz mit Schnee bedeckt iſt, und die Straßen ſchlecht, und die Poſtſtationen lang ſind, ſo mußten wir jede Chaiſe mit ſechs Pferden beſpannen laſſen, die dem allen ohnerachtet in einigen Gegenden nicht geſchwinder fuhren, als ein paar Leichenwagen. Der Herzog hielt dieſes mit einer bewundernswürdigen Heiterkeit aus, und tröſtete ſich mit der Betrachtung, wie glücklich er den Frankfurter Naturalienkabinettern noch entronnen war. Ein Sklave, der aus den Minen entwiſcht wäre, hätte ſich nicht mehr erfreuen können. Seine gute Laune überſtand alle die phlegmatiſche Hartnäckigkeit der deutſchen Poſtknechte, die ſich niemand, der nicht im ſtrengſten Winter und über beſchneyte Straßen durch dieſe Gegenden gereiſt iſt, hinlänglich vorſtellen kann.

Der Kontraſt zwiſchen den Charaktern der Franzoſen und Deutſchen äußert ſich ſehr deutlich im Betragen der franzöſiſchen und deutſchen Poſtknechte.

Ein franzöſiſcher Poſtknecht pflegt insgemein den ganzen Weg über zu lachen oder ſich zu ärgern, zu ſingen oder zu fluchen. Zwingt ihn eine Anhöhe oder ſchlechte Straße langſam zu fahren; ſo fängt er plötzlich an, eine ganze Viertheilſtunde lang nach einander, mit ſeiner Peitſche über ſeinem Kopfe ohne die geringſte Urſache oder Abſicht zu knallen, denn er weiß, daß die Pferde gar nicht geſchwinder laufen können, auch muthet ers ihnen nicht zu. All dieß Streben und Lermen bedeutet alſo nichts; und rührt blos von jenem Abſcheue vor der Ruhe her, den jeder Franzoſe mit ſeiner Muttermilch einſaugt.

Ein deutſcher Poſtknecht hingegen treibt vier Pferde mit aller erſinnlichen Gleichmüthigkeit. Man hört ihn weder ſingen, noch fluchen, noch lachen: er raucht nur; — und kömmt er an irgend einen Hohlweg oder engen Paß, ſo bläßt er ſein Poſthorn, damit kein anderes Fuhrwerk auf der andern Seite ihm entgegen fahre, bis er hindurch gekommen iſt. Ruft man ihm zu, er ſolle doch geſchwinder fahren; ſo dreht er ſich herum, ſieht einen an, nimmt ſeine Pfeife aus dem Munde, und ſagt: Ja, ja, mein Herr, — und fährt ſodann gerade im nämlichen Schritte, wie vorher, fort. Der Weg mag gut oder ſchlecht ſeyn; es mag regnen, ſchneyen, oder die Sonne mag ſcheinen; ſo kümmert ihn alles dieß nichts: — und eben ſo wenig ſcheint er ſich um die Leute, die er führt, und um ihr Lob oder ihren Verweis zu bekümmern. Seine einzige ganze Abſicht, die er niemals aus den Augen läßt, iſt eure Chaiſe und was darin iſt, von der einen Poſtſtation zur andern, auf diejenige Art zu führen, die ihn für ſich und für die Pferde die beſte dünkt: und wenn ihm ſeine Pfeife nicht ausgehet, (in welchem Falle er Feuer ſchlägt und ſie wieder anzündet,) ſo ſcheint er den ganzen Weg über weiter an nichts zu denken.

Das Beſte, ſo man thun kann, iſt, man laſſe ihn gleich vom Anfange an ſeinem eigenen Kopf und Wege folgen: denn darauf läuft es endlich doch hinaus. All euer Lermen und Streben iſt vergebens:

Non vultus inſtantis tyranni
Mente quatit ſolida, neque Auſter
Dux inquieti turbidus Adriæ,
Nec fulminantis magna Jovis manus!

53. Brief.

Caſſel.

Die verbindlichen Höflichkeiten, die man dem Herzog von Hamilton an dieſem Hofe erweiſt, haben uns bewogen, uns länger hier aufzuhalten, als wir es uns bey unſerer Ankunft vorgeſetzt hatten.

Da Sie zu wiſſen verlangen, wie wir unſere Zeit hier zubringen und wie man hier lebe, ſo will ich Ihnen einen Abriß von einem Tage geben, aus dem Sie mit weniger Veränderung ſich auch von allen andern einen Begriff machen können.

Den Morgen und Vormittag widmen wir insgemein dem Leſen. Ohngefähr eine halbe Stunde ehe die Mittagsmahlzeit aufgetiſcht wird, kommen wir an den Hof, wo wir die ſämtlichen eingeladenen Officiers in einem großen Saale verſammelt finden. Der Landgraf kömmt bald darauf zum Vorſchein, bleibt da, und unterredet ſich mit der Geſellſchaft, bis ſeine Gemahlin mit der Prinzeſſin Charlotte und den Damen kommen, die ſie eingeladen haben.

Die Geſellſchaft ſpatzirt ſodann in den Speiſeſaal, wo täglich ungefähr dreißig Gedecke, und in einem daran ſtoßenden Saale eben ſo viele aufgetiſcht werden. Die Thüren zwiſchen dieſen beyden Sälen bleiben offen, ſo daß die beyden Tafeln gewiſſermaßen eine einzige Tiſchgeſellſchaft ausmachen. Die Fremden und Officiers, die nicht unter dem Grade von Obriſten ſind, ſpeiſen an Ihrer Durchlauchten Tafel.

Die Mahlzeit dauert ungefähr zwo Stunden; während welcher man ſich nicht ohne einigen kleinen Anſchein vom Zwange, und ziemlich leiſe, unterredet, außer wenn etwan Ihre Durchlauchten, der Landgraf, oder ſeine Gemahlin, irgend jemanden anreden, der in einiger Entfernung von Ihnen ſitzt.

Nach dem Mittageſſen kehrt die Geſellſchaft ins Zimmer zurück, wo ſie ſich zuerſt verſammelte. Dort bleiben ſie ſo lange beyſammen, bis der Landgraf ſich hinwegbegiebt, welches er insgemein in ungefähr einer Viertheſſtunde thut. Bald darauf geht die Geſellſchaft auseinander, bis um ſieben Uhr des Abends, da ſie ſich wieder verſammelt.

Der Landgraf ſpielt immer Cavagnole, eine Art Lotteriespiel, wozu man weder Geſchicklichkeit noch Aufmerkſamkeit braucht, und das kaum das Geſpräch jemals unterbricht. Zu ſeiner Spielgeſellſchaft braucht er ungefähr ein Dutzend Perſonen.

Die Landgräfin ſpielt Quadrille, und wählt ſich jede Nacht ihre eigene Spielgeſellſchaft. — In den nächſten Zimmern ſtehen andere Spieltafeln zur Bequemlichkeit aller derer, denen es beliebt zu ſpielen. Das Spielen währet ungefähr ein paar Stunden fort. Der Landgraf küßt alsdann ſeine Gemahlin auf beyden Wangen und verfügt ſich in ſeine eigenen Zimmer, dieweil ſie und die übrige Geſellſchaft ſich zum Nachteſſen niederſetzen. Bey dieſer Mahlzeit herrſcht wenigere Formalität, und folglich mehr ungezwungene Munterkeit und Fröhlichkeit, als beym Mittagsmahle.

Wenn Ihre Durchlaucht, die Landgräfin, von der Tafel aufſteht, folgen die mehreſten von der Geſellſchaft ihr die Treppe hinauf, in ein geräumiges Vorzimmer, wo ſie noch einige wenige Minuten lang ſich unterredet, und alsdann ſich wegbegiebt.

Dieſe gemeinen Gebräuche werden bisweilen durch ein Concert in den Zimmern des Landgrafen abgewechſelt. Auch giebts hier gewiſſe Gallatage, die ſich nur dadurch auszeichnen, daß die Geſellſchaft an denſelben zahlreicher und koſtbarer gekleidet iſt, als gewöhnlich: zween Umſtände, die eben nicht ſehr viel zur Vermehrung des Vergnügens des Tractaments beytragen.

Während

Während des Carnevals hatte man zwo oder drey Maskeraden. Bey dieſen Gelegenheiten verſammelt ſich der Hof um ſechs Uhr des Abends: die ſämtlichen Mannsperſonen in Dominos, und die Frauenzimmer in ihrem gewöhnlichen Anzuge, oder mit dem Zuſatze einiger wenigen phantaſtiſchen Zierraten, nach einer jeden eigenem Geſchmack und Belieben.

Sie vertreiben ſich die Zeit mit Karten und Geſprächen, bis an die Nachtmahlzeit. Immittelſt trägt ein Herr vom Hofe eine der Zahl der vorhandenen Mannsperſonen gemäße Anzahl Looſe in ſeinem Hute unter den Damen herum, deren jede eines herauszieht. Eben dergleichen Looſe werden auch den Herren angeboten, deren jeder eines herausnimmt: und dieſe Looſe behalten ſie, bis das Kartenſpiel vorüber iſt.

Sodann ruft der Hofbeamte: Nummer Eins; worauf das Paar, das dieſe Nummer gezogen hat, hervorkömmt, und der Herr die Dame in den Speiſeſaal führt, ſich neben ihr hinſetzt, und den übrigen Abend über ihr Geſellſchafter bleibt. Auf die nämliche Art werden auch alle die andern Nummern aufgerufen.

Nach dem Nachteſſen maskirt ſich die ganze Geſellſchaft. Man führt Ihre Durchlaucht, die Landgräfin, in den Maskeradenſaal: die übrigen folgen ihr nach, jede Dame an der Hand ihres Geſellſchafters. — Die Landgräfin und ihr Geſellſchafter ſpatziren ans obere Ende des Saales: das nächſte Paar bleibt in einer kleinen Entfernung unter ihr ſtehen; — das dritte zunächſt am zweyten; und ſofort, bis dieſe gedoppelte Reihe vom obern bis ans untere Ende des Saales reicht. Sind etwan überzählige vorhanden, ſo müſſen ſie ſich an die Seitenwände zurückziehen. — Dieſen Anſtalten nach, ſollte man einen Contretanz erwarten; — es iſt aber auf eine Menuet abgeſehen. — Die Muſik fängt an;

 und

und die ſämmtlichen Masken, die etwan aus zwanzig bis dreißig Paaren beſtehen mögen, tanzen zuſammen eine Menuet. Iſt dieſes (dabey es freylich etwas verworren zugeht) vorüber, ſo ſetzt ſich jedermann nieder; die Landgräſin ausgenommen, die gemeiniglich neun bis zehn Menuette nach einander mit eben ſo vielen verſchiedenen Herren tanzt. Alsdann ſetzt ſie ſich, bis die übrige Geſellſchaft Menuetten getanzt hat; worauf die Cotillons und Contretänze anfangen, und bis vier oder fünf Uhr des Morgens fortwähren.

Ihre Durchlaucht, die Landgräſin, iſt eine ſehr ſchöne und reizende, muntere und lebhafte Prinzeſſin. Sie läuft Gefahr korpulent zu werden, welches in Deutſchland nichts ungewöhnliches iſt; bemüht ſich aber dieſe Unbequemlichkeit durch ziemlich viele Bewegung zu verzögern.

Außer der Geſellſchaft, die bey Hofe ſpeiſt, wimmeln die Zimmer gemeiniglich von Masken aus der Stadt, worunter einige in phantaſtiſchen Aufzügen erſcheinen, und ſich die ganze Zeit über nicht zu erkennen geben. Und ohnerachtet man diejenigen, welche vom Hofe kommen, bey ihrem Eintritte in die Maskeradenzimmer kennt; ſo ſchleichen ſich doch ihrer viele nachher wieder hinaus, kleiden ſich um, kehren ſodann zurück, und beluſtigen ſich damit, daß ſie ihre Bekannten unter ihren Masken necken, wie es bey Maskeraden zu gehen pflegt.

Die Contretänze beſtehen aus allerley Leuten ohne Unterſchied, denen es beliebt ſich darin zu miſchen. — Zwey Buhlerinnen, die ihrem Gewerbe nach auf den Carneval nach Caſſel gekommen, und manchen unter den Officiers wohl bekannt waren, tanzten jede Maskeradennacht in den Contretänzen mit, worin Ihre Durchlaucht den Reihen führte: denn die Maske hebt allen Unter-

Unterſchied auf; macht alle einander gleich, und dient nicht ſelten zugleich zur Verhehlung des Geſichts, und zur deſto deutlichern Entdeckung des wirklichen Charakters und der Neigungen der maskirten Perſon.

54. Brief.

Caſſel.

Nach den deutſchen Churfürſten iſt der Landgraf von Heſſen-Caſſel einer der größten Fürſten in Deutſchland; und auch unter den Churfürſten ſind nur die von Böhmen, Brandenburg, Bayern, Sachſen und Hannover reicher und mächtiger als er. Sein Land iſt überhaupt bergigt und ziemlich waldigt, aber mit fruchtbaren Thälern und Kornfeldern untermiſcht. Die großen Subſidien, die dieſer Hof während der beyden letztern Kriege von Grosbritannien gezogen, nebſt denen, die er zu Friedenszeiten von dannen zieht, haben nicht wenig zum jetzigen blühenden Zuſtande ſeiner Finanzen beygetragen.

Vor ungefähr zwanzig Jahren trat der jetzt regierende Landgraf vom proteſtantiſchen Glauben ab, und bekannte ſich, noch während der Lebenszeit ſeines Vaters, des vorigen Landgrafen, öffentlich zur Römiſch-Katholiſchen Religion. Dieß verurſachte dem alten Fürſten großen Kummer, und ſeinen Unterthanen, die insgeſammt Proteſtanten ſind, große Unruhen.

Man rief bey dieſer wichtigen Gelegenheit die Heſſiſchen Landesſtände zuſammen, und nahm diejenigen Masregeln, die man zur Sicherheit der Religion und Verfaſſung des Landes, wider jeden künftigen Verſuch ſie umzuſtürzen, für nöthig hielt. Der Erbprinz wurde von allem Antheil an der Erziehung ſeiner Söhne ausgeſchloſſen, und dieſe wurden der Vormundſchaft der

Grosbritanniſchen Prinzeſſin Marie, ſeiner erſten Gemahlin, anvertraut, die damals von ihrem Gemahle abgeſondert lebte. Der älteſte Sohn wurde, als ſein Vater die landgräfliche Regierung antrat, in den Beſitz der Grafſchaft Hanau geſetzt: ſo, daß die Einwohner von ihres Landesherrn Religionsänderung keinen Nachtheil litten. Und da er ſelber keinen irdiſchen Vortheil, weder an Ehre noch Gewinn, von ſeiner Religionsänderung gezogen hat, ſo mögen ſich Seiner Durchlaucht Hoffnungen nun vermuthlich auf jenen Lohn einſchränken, der in einer andern Welt ſeiner wartet.

Der Landgraf von Heſſen-Caſſel hält zu Friedenszeiten ſechszehentauſend Mann Truppen auf den Beinen, die nach Preußiſcher Art geübt und diſciplinirt ſind: indem er ſelber ein Feldmarſchall unter dem Preußiſchen Heere iſt. Er findet ſein Vergnügen darin, ſie zu exerciren; hat aber kein eigenes Gebäude dazu, wie der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, ſondern macht ſich bey ſehr ſchlechtem Wetter dieſen Zeitvertreib im Speiſeſaal ſeines Pallaſtes, wo ich oft zwey bis dreyhundert Mann vom Erſten Bataillon ſeiner Garde mit aller möglichen Fertigkeit und Geſchicklichkeit habe manövriren ſehen.

Der Prinz von Sachſen-Gotha, Bruder der verſtorbenen Prinzeſſin von Wales, hat ein Regiment in des Landgrafen Dienſten, und wohnet zu Caſſel.

Die Oberaufſicht über die Kriegsſachen führt der General Schlieſen, ein Mann von einem ungemein ſcharfen und richtigen Verſtande, den er durch Leſen und Denken vortrefflich angebauet hat.

Ich habe das Glück mit vielen andern Officiers in dieſem Dienſte vertraulich bekannt zu ſeyn. — Der Charakter der Deutſchen zeichnet ſich durch freymüthiges Betragen und unaffectirte Höflichkeit aus; Eigenſchaften, die natürlicherweiſe Zurückhaltung verbannen,

und

und Vertrauen einflößen. Und was mir den Umgang mit dieſen Herren noch angenehmer und intereſſanter macht, iſt jene Gerechtigkeit, die ſie mit Vergnügen der Tapferkeit der brittiſchen Truppen, mit welchen ſie gedient haben, erweiſen. Die Namen Granby, Waldegrave und Kingsley, nennen ſie allezeit mit den größten Lobſprüchen; und mit herzlicher Hochachtung ſprechen ſie von einigen Officiers, mit welchen ſie genauer und vertraulicher bekannt geweſen ſind, insbeſondere von Herrn Keith, der jezt zu Wien iſt, und vom Obriſt John Marwell, den ſie als einen der tapferſten und thätigſten Officiers rühmen, die unter dem allirten Heere gedient haben; und ſie ſcheinen ſich eine Freude daraus zu machen, wenn ſie Beyſpiele der erſtaunlichen Unerſchrockenheit der brittiſchen Grenadiers unter deſſen Kommando erzählen.

Außer denen, die wirklich in des Landgrafen Dienſten ſtehen, wohnen auch noch einige andere angeſehene Leute zu Caſſel. Ich bringe bisweilen einen Nachmittag mit dem alten General Zaſtrow hin, dem ehemaligen Kommandanten zu Schweidniz, als jene Feſtung vom Oeſterreichiſchen Feldherrn Laudon überrumpelt wurde.

Vielleicht werden Sie ſich erinnern, daß jene wichtige Feſtung den Preußen im Jahre 1757 vom Grafen Nadaſti abgenommen ward. Im Winter des nämlichen Jahres wurde ſie vom König von Preuſſen blockirt, und mußte ſich ihm im Frühling des Jahres 1758 ergeben, nachdem die eine Hälfte der Beſazung in der Vertheidigung der Feſtung umgekommen war. Im Jahre 1761 eroberte Laudon ſie wiederum, faſt im Angeſichte des Preußiſchen Monarchen, durch die glänzendſte plözliche That, die vielleicht jemals gethan worden iſt.

Sowohl

Sowohl das Heer des Königs, als **Laudon** ſeines, ſtanden in der Gegend von Schweidnitz. Letzterer konnte unmöglich eine ordentliche Belagerung unternehmen, ſo lange er von einem ſo unternehmenden Gegner beobachtet wurde. Als er aber ſah, daß der König ſich weiter als gewöhnlich von der Stadt entfernt hatte, und da er wußte, daß mehr als die Hälfte der Beſatzung nach und nach war herausgezogen worden; ſo entſchloß er ſich zu einer eben ſo kühnen als ſcharfſichtigen Unternehmung. Eines Morgens frühe machte ſich dieſer wachſame Feldherr einen dicken Nebel zu Nutze, und lies ſein Heer in vier Diviſionen ſchnell vor die Stadt Schweidnitz anrücken und Sturmleitern an die Wälle anlegen. Einige von den Oeſterreichern waren ſchon wirklich in die Stadt eingedrungen, ehe ſie von den Schildwachen entdeckt wurden.

Endlich fuhr die Beſatzung auf, und fiel den eindringenden Feind mit wütender Tapferkeit an. — Die Verwirrung wurde noch durchs Auffliegen eines Pulvermagazins vermehrt, wodurch ſehr viele Leute von beyden Theilen umkamen. Der Kommandant wurde, da er mit dem Degen in der Fauſt auf den Wällen fochte, zum Gefangenen gemacht, und die Stadt mußte ſich ergeben.

Dieſe That entſchied **Laudons** Ruhm, und der arme **Zaſtrow** erfuhr das gewöhnliche Schickſal der Unglücklichen, und wurde ein Opfer der Läſterungen unempfindlicher und unedler Seelen. Er verlangte, daß man ein Kriegsrecht über ihn halten möchte. — Allein der König ſagte, dieß ſey unnöthig; denn er beſchuldige ihn keines Verbrechens. — Allein nach dieſem Unglücke hielt ers nicht für rathſam ihm irgend ein Kommando mehr anzuvertrauen.

Ich habe den alten Mann alle Umſtände jenes Vorfalls erzählen hören: und der Bericht, den er ſelber

davon gab, iſt mir von ſachkundigen Officiers, die in keiner Verbindung mit ihm ſtunden, beſtätigt worden.

Seit kurzem iſt eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft hier angelangt, die dem Hofe einen neuen Zeitvertreib gewähret. Sie wird ſechs bis acht Wochen lang hier bleiben, und dieſe Zeit über wöchentlich zweymal Schauſpiele für eine gewiſſe bedungene Summe aufführen, die ihr der Landgraf dafür bezahlt; ſonſt aber wenig oder gar keine andere Einkünfte bekommen: denn die Einwohner von Caſſel, welche Calviniſten ſind, äußern ſehr wenig Luſt zu dramatiſchen Zeitvertreiben.

Das Theater iſt zwar klein, aber hübſch. Die vordere Gallerie, nebſt einem bequemen Zimmer hinter derſelben, iſt dem Hofe vorbehalten. Wenn der Landgraf oder die Landgräfin zwiſchen den Aufzügen, oder während des Spiels, aufſtehet, ſo ſtehen augenblicklich auch alle Zuſchauer, Parterre, Logen und Gallerie, auf, und bleiben ſo lange ſtehen, bis ihr Landesherr oder ſeine Gemahlin ſich wieder ſetzt.

Seit der Ankunft dieſer Schauſpielergeſellſchaft iſt der Hof außerordentlich glänzend, und ſind die Gallatage häufiger geweſen. Geſtern war ein ſehr prächtiger. Ich ſahe da im Levee-Zimmer zwo Perſonen, deren keiner ein geborner Heſſe iſt, einander mit ausnehmender Höflichkeit und anſcheinender Hochachtung umarmen. Bald darauf klopfte mir der eine auf die Schulter, wieß auf den andern, und flüſterte mir in's Ohr: „Hüten Sie ſich, mein Herr, vor jenem Menſchen; — er iſt ein großer Schurke.„

Wenige Minuten darauf kam der andere zu mir und ſagte: Glauben Sie wohl, mein Herr, daß Sie einen Thoren erkennen könnten, wenn ich ihn Ihnen zeigte? — Der iſt einer, ſetzte er hinzu, und wieß auf den nämlichen, der mir ſo eben ins Ohr geflüſtert hatte.

hatte. Leute, die beyde kannten, haben mir nachher geſagt, daß jeder von ihnen des andern Charakter richtig getroffen habe.

Ich habe dieſen kleinen Zug blos ſeiner Seltſamkeit wegen erwähnt, und um Ihnen zu zeigen, wie ſehr die Sitten dieſes Hofes, und die Geſinnungen der hieſigen Hofleute gegen einander, von derer zu St. James ihren, verſchieden ſind.

55. Brief.

Caſſel.

Die Stadt Caſſel liegt am Fulda-Strome. Sie beſtehet aus einer Alten und einer Neuen Stadt. Jene iſt die größere und am unregelmäßigſten gebauet. Die Neue Stadt hingegen iſt wohl gebauet; und hier, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, wohnen der Adel und die Hofbeamten. Die Straßen ſind ſchön: aber eben nicht übermäßig volkreich.

Außer dem großen Schloſſe in der Stadt Caſſel, das des Landgrafen Winter-Reſidenz iſt, hat er noch verſchiedene andere Luſthäuſer und Schlöſſer in verſchiedenen Gegenden ſeiner Staaten. Hart außer der Stadt ſtehet ein ſehr ſchönes Gebäude, worinn er den größten Theil des Sommers über wohnet. Die Zimmer in demſelben ſind ſchön und bequem, und einige darunter mit ziemlich koſtbaren alten Statüen geziert.

Keines von den Zimmern iſt ſo geräumig, daß er eine beträchtliche Anzahl Soldaten darin exerciren könnte. Allein Seine Durchlaucht macht ſich dieſen Lieblingszeitvertreib bisweilen oben auf dieſem Luſtſchloſſe, das ein flaches und hierzu ſehr bequemes Dach hat.

Rings um dieſes liegen einige herrliche Gärten und Thiergärten, nebſt einer ſehr vollſtändigen Orangerie.

gerie. Hier findet man auch eine Menagerie, mit einer anſehnlichen Sammlung ſehenswürdiger Thiere. Ich ſahe da eine ſehr ſchöne Löwin, die vor kurzem ihren Gemahl verlohren hatte; — einen Elephanten; — drey Kameele, im beſten Wohlbefinden; eines derſelben ſchneeweiß, die andern zwey grau, und viel höher als der Elephant; — ein Afrikaniſches Reh, ein wildes und ſehr munteres Thier mit einer ſchön gefleckten Haut; — ein ſehr großes Rennthier; — verſchiedene Leoparden; — einen Bären; — und mancherley Affen: — Die Sammlung von Vögeln iſt noch zahlreicher; und ſehr viele derſelben ſind aus Oſtindien gekommen.

In der Akademie der Künſte, die in der Neuſtadt liegt, giebts einige ſchätzbare Antiken und andere Kunſtwerke, unter andern einen heiligen **Johannes** in moſaiſcher Arbeit, nach einem Gemälde **Raphaels**, mit folgender Aufſchrift unter demſelben:

IMAGINEM S. JOHANNIS
EX ITALIA ADVENAM
IN RARUM RARÆ INDUSTRIÆ HUMANÆ
MONUMENTUM
HEIC COLLOCARI JUSSIT
FRIDERICUS II. HASSIÆ LANDGR.
A. M. DCC. LXV.

Ich habe mir aber ſagen laſſen, dieſe Kunſt, Gemälde in moſaiſcher Arbeit zu kopiren, ſey ſeit kurzem zu Rom auf einen weit höhern Grad der Vollkommenheit getrieben worden.

Im

Im Vorhofe ſtehet der Stamm eines Lorbeerbaums, mit folgender Inſchrift an der Mauer hinter demſelben:

QUÆ
PER OCTO PRINCIPUM CATTORUM
ÆTATES
IN AMOENIS INCLYTI CASSEL.
VIRIDARII SPATIIS FLORUIT
LAURUS
ALT. CIRCITER LIV. LAT. IV. PED.
RHENAN.
AD TEMPORA HEROUM
SERENISS. DOMUS HASSIÆ
CORONIS CINGENDA,
SENIO, SED NON IMPROLIS, EMORTUA EST.
NE VERO TOTA PERIRET
ARBOR APOLLINI SACRA
TRUNCUM IN MUSEO SERVARI JUSSIT.
FRIDERICUS II. H. L.
A. M. DCC. LXIII.

Auch zeigt man hier ein Schwerdt, das vom Papſte geweihet, und einem Landgrafen von Heſſen zugeſendet worden, als er einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande antrat. Welche Verheerung dieß heilige Schwerdt unter den Ungläubigen angerichtet haben mag, kann ich nicht ſagen. — Für ein Schwerdt hats ein ganz ehrwürdiges Anſehen, und ſcheint doch eben noch nicht ſehr abgenuẞt zu ſeyn.

Nahe am alten Schloſſe, und ein wenig auf einer Seite, ſtehet ein vor kurzem erbaueter Säulengang von klei-

kleinen Säulen, der zu einer Verzierung des alten Schloſſes beſtimmt iſt, ohnerachtet er zu einer ganz verſchiedenen Bauart gehört. Die leichte dünne Form der Säulen fällt, eben wegen ihrer Nähe bey dieſem Gothiſchen Gebäude, deſto deutlicher in die Augen.

Vor einiger Zeit kam ein Marktſchreyer nach Caſſel, der unter vielen andern Wunderthaten vorgab, er könne Steine eſſen und verdauen. Da einſt ein Heſſiſcher Officier mit einem Engliſchen Herrn, der eben damals zu Caſſel war, vor dem Schloſſe ſpatzirete, frug er ihn, wie ihm der ſchöne Säulengang gefiel? — Er iſt in der That ſehr ſchön, verſetzte der Fremde: wollen Sie aber, daß er auch dauerhaft ſeyn ſoll, ſo laſſen Sie ja den Marktſchreyer nicht hier ſpatziren, ehe er gefrühſtückt hat.

Nichts in Heſſen verdient die Bewunderung der Reiſenden mehr, als die Pyramide und Caſcade zu Weiſſenſtein, oder der ſogenannte Winterkaſten. Hier ſtand Anfangs ein altes Gebäude, das den Landgrafen von Heſſen zu einem Jagdſchloſſe dienete. Es liegt unten an einem hohen Berge, und iſt zu verſchiedenen Zeiten erweitert und verbeſſert worden. Allein der Großvater des jetztregierenden Landgrafen, ein Fürſt, der Geſchmack hatte und Pracht liebte, legte auf dem Berge, der dieſem Schloſſe gegenüber liegt, eine Reihe künſtlicher Waſſerfälle, Caſcaden und allerley andere Waſſerkünſte, im herrlichſten Stil an, den man nur immer erdenken mag.

Die Haupt-Caſcaden ſind in der Mitten, und auf beyden Seiten ſind Treppen von großen ſchwarzen, harten Feuerſteinen, die von einem ziemlich weit abgelegenen Felſen dahin gebracht worden ſind. Jede von dieſen Treppen beſtehet aus achthundert Stuffen, die von unten bis auf den Gipfel des Berges führen: und wenn man die Waſſerkünſte ſpielen läßt, ſtrömt das

Waſſer über dieſe Treppen herab, und bildet zwo ununterbrochene Ketten kleinerer Caſcaden. In bequemen Entfernungen am Berge hinauf ſind vier Terraſſen, mit einem weiten Baſſin in jeder, ingleichen Grotten und Höhlen, die mit Muſcheln, Statüen von Najaden und Seegottheiten verzieret ſind. — Insbeſondere iſt eine Grotte, die Grotte Neptuns und Amphitritens genannt, ſehr glücklich entworfen und vortrefflich ausgeführt.

Das Waſſer ſtrömet vom Gipfel dieſes Berges in allerley Geſtalten herab: — bald in einzelnen Caſcaden, bald in großen Blättern, gleich breiten kriſtallenen Spiegeln; an einem Orte bricht es ſich an ungeheuren Steinen, die künſtlich zu dieſem Ende angebracht ſind; — auch giebts hier Springbrunnen, die das Waſſer in fünf bis ſechs Zolle dicken Stralen ſehr hoch emporſchießen.

Alles dieß muß, von unten betrachtet, einen ſehr herrlichen Anblick gewähren. Allein dieſen Anblick konnte ich nicht genießen; denn ſo lange wir zu Caſſel blieben, war ein beſtändiger Froſt; und als ich den Winterkaſten beſuchte, waren die Felder mit Schnee bedeckt, der mich zwar nicht abhielt den Gipfel zu beſteigen, mir aber doch das Hinaufſteigen auf den Treppen ſehr mühſam und beſchwerlich machte.

Auf dem höchſten Gipfel des Berges iſt ein Gothiſcher Tempel, und auf dem Gipfel dieſes Tempels eine Spitzſäule erbauet, die mit einer Coloſſal-Statüe des Herkules bekrönt iſt, der ſich in der Stellung des Farneſiſchen Herkules an ſeine Keule lehnet. Dieſe Statüe beſtehet aus Kupfer, und iſt dreyßig Fuß hoch. Innerhalb der Keule iſt eine Treppe angebracht, auf welcher man hinaufſteigen, und die Landſchaft aus einem oben befindlichen Fenſter überſchauen kann.

Ueber-

Ueberhaupt genommen, iſt Weiſſenſtein, oder der Winterkaſten, das prächtigſte Werk von der Art, das ich jemals geſehen habe. Man hat mir verſichert, es habe in ganz Europa ſeines Gleichen nicht. Es hat nicht ſowohl das Anſehen eines Werks der neuern Zeiten, als vielmehr das von Römiſcher Pracht und Größe.

In wenig Tagen gedenken wir von hier nach Braunſchweig abzureiſen. — Ich will meinen Brief erſt beſchließen, wenn wir nach Göttingen kommen, wo wir uns vermuthlich eine kurze Zeitlang aufhalten werden.

N. S. Der Herzog und ich nahmen geſtern vom Hofe und von unſern Freunden Abſchied, und reiſeten heute Morgen wirklich von Caſſel ab; mußten aber, weil wir die Straßen vom außerordentlichen Aufſchwellen der Fulda überſchwemmt fanden, wieder umkehren. Ein ſtarkes Thauwetter hatte einige Tage her den Schnee und das Eis zerſchmelzt, und damit dieſes Aufſchwellen des Stromes verurſacht und die Straßen unwegſam gemacht.

Da wir einmal Abſchied genommen hatten, ſo konnten wir nicht wieder bey Hofe erſcheinen, ſondern ſpeiſten an einer von den Officierstafeln zu Mittag. — Aus dieſer Geſellſchaft bin ich eben jetzt zurückgekommen; und da ichs noch für ungewiß halte, wie bald wir nach Göttingen gelangen mögen; ſo ſende ich dieſen Brief mit der heutigen Poſt fort.

Leben Sie wohl.

56. Brief.

Braunſchweig.

Sobald die Straßen wieder bereiſt werden konnten, verließen wir Caſſel, und langten nicht ohne Schwierigkeit und einige Gefahr zu Münden, einer Stadt an, die in einem Thale liegt, wo die Fulda ſich mit der Werre vereinigt, und ſodann den Namen der Weſer annimmt.

Dieſe Stadt ſcheint einiger Gefahr von Ueberſchwemmungen ausgeſetzt zu ſeyn. Einen ziemlich weiten Weg, ehe wir hinein kamen, waren die Landſtraßen, und auch in der Stadt die zunächſt am Strome gelegenen Straßen, als wir vorbey kamen, noch immer überſchwemmt.

Die nämliche Nacht ſetzten wir unſere Reiſe nach Göttingen fort, einer ſehr hübſchen und wohlgebaueten Stadt, die in einer anmuthigen Gegend liegt. Die von Georg dem Zweyten hier geſtiftete Univerſität, iſt ſehr berühmt. Wir hielten uns gar nicht lange zu Göttingen auf, und langten vor ungefähr einem Monat zu Braunſchweig an.

Der Herzog von Hamilton war ſchon einige Zeit her allhier erwartet worden, und wurde von dieſem Hofe mit jedem Merkmale von Aufmerkſamkeit und Achtung aufgenommen. Man lag ihm ſehr an, Zimmer im Schloſſe anzunehmen, welches er jedoch für gut fand abzulehnen. Wir ſchlafen jede Nacht in einem Privat-Logis; können aber doch ſagen, wir leben am Hofe, weil wir dort beſtändig zu Mittag ſpeiſen, den Abend zubringen und zu Nacht eſſen; zween Tage in jeder Woche ausgenommen, woran wir mit dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin in ihren Zimmern zu Mittag ſpeiſen.

Das Haus Braunſchweig-Wolfenbüttel erhält von ſeinem Alterthume, und von den Umſtänden, daß es Deutſchland Kaiſerinnen gegeben hat, und ein jüngerer Zweig deſſelben auf dem Grosbritanniſchen Throne ſitzt, keinen größern Glanz, als von einigen ihm angehörigen jetztlebenden Charaktern.

Der regierende Herzog hat jene Art von Betragen und Umgang, jene Sitten und Gemüthsart, die ihm, in einem niedrigern Stande, den Ruhm eines verſtändigen und rechtſchaffenen Herrn erwerben würden.

Die Herzogin iſt die Lieblings-Schweſter des Königs von Preußen; eine Liebhaberin vom Studiren, und insbeſondere von metaphyſiſchen Unterſuchungen, die ſie doch zum Glück in ihrem Glauben der chriſtlichen Religion nicht erſchüttert, ſondern beſtärkt haben.

Prinz Ferdinands Kriegsruhm und öffentlicher Charakter ſind ganz Europa bekannt. — Im Privatumgange hat er eine etwas ceremoniöſe Höflichkeit; er lebt prächtig, ſieht auch auf Kleinigkeiten in ſeinem Anzuge, und liebt Abwechſelung und Pracht in der Kleidung.

Seit dem Aufenthalte des Herzogs von Hamilton hat er beſtändig an ſeines Bruders Hofe gelebt; gemeiniglich pflegt er aber den Sommer auf dem Lande hinzubringen.

Der Erbprinz dienete während des letzten Krieges unter ſeinem Oheim, und kommandirte beſondere Korps des Heeres mit mancherley Erfolge. Seine Thätigkeit, Tapferkeit und Ruhmbegierde haben ſich von jeher ausgezeichnet: allein ſein Jugendfeuer iſt ſeitdem durch Zeit, Studiren und Nachdenken gemildert worden, und ſollte er wiederum als General zu Felde ziehen, ſo würde er ſich vermuthlich eben ſo ſehr durch Vorſichtigkeit, Politik und Beurtheilungskraft hervorthun, als er ſich allezeit durch Muth und Unterneh-

mungsgeiſt ausgezeichnet hat. Er iſt jetzt General-Lieutenant in des Königs von Preußen Dienſten, und kommandirt die Beſatzung zu Halberſtadt.

Von ſeiner Gemahlin ſage ich nichts: — Ihr offenherziger, heiterer Charakter iſt in England bekannt genug; und ihre Liebe für ihr Vaterland, iſt durch ihre Abweſenheit im geringſten nicht vermindert worden.

Prinz **Leopold** iſt ein ſehr liebenswürdiger Jüngling. Er geht mit dem Herzog **von Hamilton** ſehr freundſchaftlich und vertraulich um, und ſcheint ihm ſehr ergeben zu ſeyn.

Seine Schweſter, die Prinzeſſin **Auguſta**, wird ihrer leutſeligen, verbindlichen und vortrefflichen Gemüthsart wegen von jedermann zärtlich geliebt.

Dieſe hohen Perſonen ſpeiſen täglich miteinander, zu Mittag und zu Nacht, ausgenommen zwey Tage in jeder Woche, wie ich bereits erwähnt habe. Sie, nebſt den Hofbeamten und den eingeladenen Fremden, machen zuſammen eine Geſellſchaft von ungefähr zwanzig bis dreißig Perſonen aus.

Des Abends iſt die Verſammlung zahlreicher. Man hat eine große Tafel zum Vingt-un-Spiele, das die Herzogin andern Spielen vorzieht, weil eine große Anzahl Leute darin zugleich ſpielen können. Der regierende Herzog und Prinz **Ferdinand** ſpielen es allezeit mit.

Die Erbprinzeſſin formirt eine Geſellſchaft zum Quadrille-Spiel für ſich ſelber. Ihr Gemahl ſpielt gar nicht. Alle die Spiele ſind aber nur zum Zeitvertreibe; denn alles hohe Spielen iſt verboten. Die Herzogin insbeſondere ſetzt nur einen ſehr mäßigen Satz auf ihre Karten; — man muß ſehr unglücklich ſeyn, wenn man an einem Abend über zwanzig Piſtolen verſpielt: vom Spielen haben wir alſo an dieſem Hofe nichts zu befürchten.

Den

Den einen Flügel des Schloſſes bewohnt die Familie des Erbprinzen. Dermalen hat er drey Prinzen und drey Prinzeſſinnen; ſie alle haben jene weiße Farbe, womit ſich jeder Zweig des Braunſchweigiſchen Hauſes auszeichnet.

Vor wenig Tagen begleitete ich Prinz **Leopolden** und den Herzog **von Hamilton** auf einem Beſuche, den ſie Prinz **Ferdinanden** abſtatteten, der ſich damals auf ſeinem ohngefähr ſechs Engliſche Meilen weit von hier gelegenem Landſitze befand. In jenem ſtillen Landhauſe bringt er ſeine meiſte Zeit hin. Er iſt ein Liebhaber der Gärtnerey, und nun geſchäftig, den Grund im ſogenannten Engliſchen Geſchmacke anzulegen und zu bauen.

Seine Durchlaucht führete den Herzog in ſeinem ganzen Park herum, und zeigte ihm ſeine Plane und Verbeſſerungen. Das größte Hinderniß, dieſen Ort ganz ſchön zu machen, rührt von der ganz flachen Beſchaffenheit der Gegend her, die keiner großen Mannigfaltigkeit fähig iſt.

Das Haus iſt mit einem Graben umgeben, und enthält eine große Menge Zimmer. Die Wände eines jeden Zimmers ſind, von der Decke an bis auf zwey Schuh hoch vom Fußboden herab, mit Kupferſtichen behängt. Vielleicht giebts in keinem Privathauſe oder Pallaſte in der ganzen Welt eine ſo vollſtändige Sammlung in Rahmen gefaßter Kupferſtiche. Dieweil Prinz **Ferdinand** mit dem Herzog **von Hamilton** Billard ſpielte, fuhr ich mit Prinz **Leopolden** fort, dieſe Kupferſtiche zu betrachten, und konnte mich kaum auf einen guten beſinnen, den ich hier nicht gefunden hätte.

Seine Durchlaucht ſagte, es ſey eben ſo ſchwer als koſtbar, eine Sammlung guter Gemälde zu bekommen; und nichts könne armſeliger ſeyn, als eine Sammlung von ſchlechten. Er habe ſich alſo entſchloſſen, ſein Haus mit demjenigen zu zieren, was er gewiß in ſeiner

Art gut bekommen könne; und nach ſchönen Gemälden halte er ſchöne Kupferſtiche für die ergötzlichſten unter allen Zierrathen. Allein, ſetzte er lächelnd hinzu, jedes erträgliche Zimmer iſt nun ganz behängt; und ich habe vor kurzem eine Verſtärkung von Kupferſtichen aus England erhalten, die mich nöthigen wird neue Zimmer ihnen zu Lieb zu bauen: da ich doch einmal immer gewohnt bin, den Engländern einen Ehrenpoſten anzuweiſen.

Die Geſellſchaft war zu einem Frühſtücke eingeladen worden; allein die Mahlzeit ward ein ſehr herrliches Mittageſſen, das ein wenig früher als gewöhnlich aufgetiſcht wurde. Es ſpeiſten nur ſechs Perſonen an der Tafel; aber die Zahl der Aufwärter hätte leicht dreißig bedienen können. Der Prinz, der allezeit im höchſten Grade höflich und verbindlich iſt, war bey dieſer Gelegenheit ganz ungemein munter und geſprächig. Er foderte nach Engliſcher Mode Geſundheiten auf; und fing ſelber damit an, daß er des General Conway's ſeine ausbrachte; ſodann gab er Sir Heinrich Clintons ſeine: und fuhr fort, ſo oft die Reihe an ihn kam, irgend eines Engliſchen Officiers Geſundheit zu trinken. — Sie können ſich leicht vorſtellen, welch ein Vergnügen es für mich war, daß ich eine Gelegenheit hatte, etwas vom Privatleben eines Mannes mit anzuſehen, der auf dem Europäiſchen Theater eine ſo herrliche Rolle geſpielt hat.

Da er nicht mehr in die Preußiſchen Dienſte zurückgekehrt iſt, und ſich an den Ergötzungen des Landlebens und des Umganges mit einigen wenigen Freunden zu vergnügen ſcheint; ſo glaubt man, er werde keinen Antheil mehr an öffentlichen Angelegenheiten nehmen, ſondern ſeine übrige Lebenszeit hier in der Stille unter den Lorbeern ruhen, die er während des letzten Krieges in ſo großer Menge eingeärndtet hat.

57. Brief.

57. Brief.

Die Stadt Braunſchweig liegt in einer Ebene, an den Ufern des Ocker-Fluſſes. Die Häuſer ſind meiſtens alt; einige Zeit her, hat man aber viele neue Gebäude aufgeführt; und die Stadt wird täglich ſchöner.

Feſtungswerke haben viele Städte in Deutſchland ſehr unglücklich gemacht und nicht ſowohl gedient ſie zu ſchützen, als ihnen die Rache des Feindes zuzuziehen. Eben deswegen ſind die von Caſſel und von einigen andern vorher befeſtigten Städten nun geſchleift worden. Allein Braunſchweigs Feſtungswerke verſchafften ihm während des letzten Krieges großen Nutzen; ſchützten bey einer Gelegenheit die Stadt vor der Plünderung, und gaben dem Prinzen Friederich, der jetzt in Preußiſchen Dienſten iſt, Gelegenheit, eine That zu thun, die meines Erachtens ihn mehr als zwanzig andere Siege erfreuen mußte. Dieß ereignete ſich im Jahre 1761, bald nach der Schlacht bey Kirch-Denkern, als Prinz Ferdinand Hannover, nicht damit, daß er ſein Heer gerade dorthin führte, wie der Feind zu erwarten ſchien, und vermuthlich wünſchte, ſondern durch Diverſionen ſchützte, indem er die franzöſiſchen Magazine in Heſſen durch ſtarke vom Erbprinzen kommandirte Detaſchemente angreifen ließ, und dadurch ihre Aufmerkſamkeit von Hannover ab, und dorthin zog.

Dieweil Prinz Ferdinand zu Wilhelmsthal gelagert ſtand, und die Bewegungen von Broglio's Heere beobachtete, ſchickte der franzöſiſche Marſchall, deſſen Heer viel zahlreicher war, ein Korps von zwanzig tauſend Mann unter Prinz Xaver von Sachſen ab, der Wolfenbüttel beſetzte, und bald darauf Braunſchweig berennete.

Prinz Ferdinand war ſehr begierig ſeine Geburtsſtadt zu retten, und wagte es, von ſeinem ohnehin ſchon ſchwachen Heere fünf tauſend Mann unter ſeinem Neffen Friederich, welchem er den General Luckner zum Gehülfen mitgab, abzuſenden, mit Befehl, daß er ſich beſtreben ſollte, den Feind zu beunruhigen und die Stadt zu entſetzen. Auf ſeinem Marſche fertigte der junge Prinz einen Soldaten mit einem Briefe an den Kommandanten der Stadt ab, und befahl dem Soldaten, falls er vom Feinde aufgefangen würde, den Brief, der um eine Bleykugel gewickelt war, zu verſchlucken. — Der Soldat hatte aber das Glück unentdeckt in die Stadt zu kommen. Der Brief meldete dem Kommandanten die Annäherung des Prinzen, und die Nacht und Stunde, worinn er an einem gewiſſen Orte, nahe bey der Stadt, anlangen würde, und befahl, ihm den Eingang in die Stadt zu erleichtern.

Mitten in der beſtimmten Nacht überfiel der Prinz plötzlich die feindliche Reuterey, die, ohne ſeine Annäherung im geringſten zu vermuthen, ſich ſorglos ungefähr eine engliſche Meile vor der Stadt gelagert hatte. Sie wurde ſogleich zerſtreuet, und verbreitete einen ſolchen Schrecken unter die Fußvölker, daß dieſe ſich ebenfalls mit beträchtlichem Verluſte zurückzogen.

Am Morgen frühe zog der junge Prinz in Braunſchweig ein, unter dem Zujauchzen ſeiner Mitbürger, die er vor dem Schrecken einer Belagerung beſchützt hatte. — Da indeſſen der Erbprinz die franzöſiſchen Magazine in Heſſen zu Grunde gerichtet hatte, ward er von ſeinem Oheim zurückgerufen, und beordert, den Entſatz der Stadt Braunſchweig zu unternehmen. Als er nun mit aller möglichen Eilfertigkeit anzog, und ſchon bis wenige Meilen weit von der Stadt gekommen war, erfuhr er, daß die Belagerung bereits aufgehoben war. Bey ſeiner Ankunft in ſeines Vaters

Pallaſte

Pallaſte fand er ſeinen Bruder **Friederich** an der Tafel, der die von ihm in der verwichenen Nacht gefangen bekommene franzöſiſche Officiers bewirthete.

Das Collegium zu Braunſchweig iſt durch die Fürſorge und den Vorſchub des Erbprinzen neu eingerichtet und der Erziehungsplan verbeſſert worden. Es wird nun von Studirenden aus vielen Gegenden Deutſchlands beſucht: und insgemein befinden ſich auch einige junge Herren aus Britannien hier, die man hier erziehen läßt.

Diejenigen unter ihnen, die zum Kriegsſtande beſtimmt ſind, werden an keinem andern Platze auf dem feſten Lande ſo viele Vortheile beyſammen antreffen, als auf dem Collegio zu Braunſchweig. Hier leben ſie unter dem Schutz und der Fürſorge einer Familie, die der brittiſchen Nation ergeben iſt: jede Kunſt und Wiſſenſchaft wird von Lehrern von bekannter Einſicht und Geſchicklichkeit gelehret. — Die jungen Zöglinge ſehen den Dienſt einer Beſatzung ordentlich thun, und können auf Empfehlung des Herzogs die Erlaubniß erhalten, den Muſterungen der Preußiſchen Heere zu Magdeburg und zu Berlin beyzuwohnen: — Hier haben ſie wenige Verſuchungen zur Verſchwendung, in einer Stadt, wo ſie keine Beyſpiele von Ausſchweifungen ſehen: — und wo ſie wenige Gelegenheiten zur Zerſtreuung, und keine zu groben Wollüſten haben.

Vor kurzem brachte ich einen Tag zu Wolfenbüttel zu, welches ebenfalls eine Feſtung, und die alte Reſidenz dieſer Familie iſt. — Die hieſige öffentliche Bibliothek hält man für eine der vollſtändigſten in Deutſchland: und ſie enthält viele merkwürdige Handſchriften. Man zeigte uns einige Briefe von Luthern, und einige andere Originalaufſätze von dieſes Kirchenverbeſſerers eigener Hand.

Als ich bey dem Obriſt von Riedeſel, der ein Regiment Reuterey in dieſer Stadt kommandirt, zu Mittag geſpeiſt hatte, kehrete ich über Salzdahlen zurück. Dieß iſt der einzige Pallaſt, den ich jemals faſt ganz aus Holz erbauet geſehen habe; und doch enthält er viele ſehr prächtige Zimmer, und eine große Gallerie von Gemälden, worunter einige, dem Urtheile der Kenner nach, vortrefflich ſind. Ich will keinen Einfall ins Gebieth dieſer Herren wagen, und meine Meynung über die Verdienſte oder Mängel der Gemälde nicht äußern; ſo oft ich auch Leute, die davon eben ſo wenig als ich verſtunden, über die intereſſanten Kunſtwerke der Malerey aufs zuverſichtlichſte entſcheiden gehört habe. Die Kunſtwörter: **Contour, Stellung, Wurf der Gewänder, Chargiren, Coſtüme, Paſſion, Manier, Gruppe, Umriß, Helldunkel, Harmonie und Ruhe,** floſſen ihnen ſo ſchnell vom Munde, daß jeder darüber erſtaunte, der nicht wußte, daß eben der häufige Gebrauch dieſer Kunſtwörter den ganzen Geſchmack und alle Kenntniß dieſer Herren in den ſchönen Künſten ausmachte.

Da ich mir meiner Unwiſſenheit in den Geheimniſſen der Kennerſchaft bewußt bin, ſo will ich von den Gemälden nichts, und von der Gallerie, die ſie enthält, nur ſo viel ſagen, daß ſie ein ſehr prächtiger Saal, und zweyhundert Fuß lang, funfzig breit, und vierzig hoch iſt.

In dieſem Pallaſte iſt auch eine Sammlung von Porcellain, die, wie man uns ſagte, ſieben oder acht tauſend Stücke enthält; und in einem andern kleinen Kabinette zeigte man uns eine Sammlung gemeiner Teller, die mir wegen der darauf befindlichen Gemälde nach Raphaels Zeichnungen ſchätzbar ſind.

Die Gegend um Braunſchweig iſt angenehm. Beſonders bemerkte ich mit Vergnügen einige adeliche

Sitze

Sitze in der Nähe dieſer Stadt; einen in Deutſchland ziemlich ſeltenen Anblick, wo, wenn man Städte und Reſidenzen vermeidet, man einen großen Strich Landes durchreiſen kann, ohne einige Häuſer für irgend einen Mittelſtand zwiſchen dem Fürſten und dem Bauern zu bemerken.

Den geſtrigen Tag brachte ich ſehr vergnügt im Hauſe des Herrn von **Weſtphalen** zu, das vierzehn engliſche Meilen weit von Braunſchweig liegt. Dieſer Herr begleitete Prinz **Ferdinanden**, als ſein Privat-Sekretär, während des vorigen Krieges, und verſahe ſein Amt zur vollkommnen Zufriedenheit dieſes Prinzen, deſſen Freundſchaft und Vertrauen er noch genießt.

Der Herr **von Weſtphalen** hat eine Geſchichte jener denkwürdigen Feldzüge geſchrieben, worinn ſein Gönner das alliirte Heer kommandirete, und alle Beſtrebungen der Franzoſen in Weſtphalen vereitelte. Ohnerachtet dieſes Werk ſchon lange vollendet iſt, hat man doch deſſelben Ausgabe, politiſcher Gründe wegen, bisher verzögert. Doch ſoll es mit der Zeit herauskommen; und man ſagt, es ſey ein Meiſterſtück. In der That läßt ſich dieſes aus der auffallenden Scharfſichtigkeit und Beurtheilungskraft des Verfaſſers vermuthen, der den von ihm beſchriebenen Auftritten ſelber bewohnete, die geheimen Abſichten des Feldherrn wußte, und vermuthlich deſſelben Beyſtand bey der Ausarbeitung des Werks genoſſen hat.

58. Brief.

Braunſchweig.

Seit kurzem haben wir einige maskirte Bälle hier gehabt. — Der hieſige Hof gehet nicht wie der zu Caſſel in Proceſſion dahin. — Wer ſie beſuchen will, gehet wie und wenn es ihm ſelber beliebt.

Im Maskeradenſaale iſt ſeine Gallerie für die Herzogliche Familie, wo ſie bisweilen unmaskirt ſitzen, und zum Zeitvertreibe den Tänzern zuſehen. Insgemein aber gehen ſie maskirt, und mengen ſich ungezwungen und vertraulich unter die Geſellſchaft.

Ich wundere mich gar nicht, daß die Deutſchen, insbeſondere die von hohem Stande, Liebhaber von Maskeraden ſind, da ſie ſo ſehr durch Ceremonien und Formalitäten geplagt, und durch jenen Abſtand eingeſchränkt werden, den die Geburt zwiſchen Perſonen verurſacht, die einander hochachten mögen. Vermuthlich ergreifen ſie gerne bey jeder Gelegenheit die Maſke und den Domino, unter welchen ſie das Vergnügen vertraulicher Geſpräche und geſelliger Luſt genießen können. In Geſellſchaft mit dem Herzog von Hamilton hatte ich einmal das Vergnügen im Hauſe eines Generals zu Mittag zu ſpeiſen. Seine Schweſter machte die Honneurs der Tafel, und als der Herzog ſeine Verwunderung darüber äußerte, daß er ſie niemals bey Hofe geſehen hätte, ſagte man, ſie könne unmöglich bey Hofe erſcheinen, weil ſie nicht von Adel ſey. Und doch wurde dies Frauenzimmer zu Hauſe vom Herzog ſelber, und von jeder Familie von Stande beſucht, die insgeſammt bedaureten, daß das in ihrem Vaterlande eingeführte Herkommen den Hof einer Perſon beraubte, deren Character ſie ſo hoch ſchätzten.

Der Rang des Generals unter dem Heere war ein hinreichender Paß für ihn: half aber ſeiner Schweſter nichts: denn dieſe Etiquette wird in Anſehung geborner Deutſchen ſehr ſtrenge beobachtet; wiewohl man es mit Ausländern bey weitem nicht ſo genau nimmt, insbeſondere mit den Engländern, die, dem Wahne der Deutſchen nach, ſich aus Stand und Rang weniger machen, als irgend eine andere Nation.

Oeffent-

Oeffentliche Luſtbarkeiten ſind nun auf einige Zeit lang vorüber, und der Hof iſt jetzt ſehr dünne. — Prinz **Ferdinand** wohnt auf dem Lande. Der Erbprinz reiſete vor wenig Tagen nach Halberſtadt ab, wo er ſich wenigſtens einen Monat aufhalten wird, um die Beſatzung, und insbeſondere ſein eigenes Regiment, auf die großen Muſterungen, welche bald gehalten werden ſollen, vorzubereiten. Fleiß im Dienſte, und eifrige Aufmerkſamkeit aufs Ueben der Truppen, ſind in jenem Dienſte ſchlechterdings nothwendig. Ohne dieſe würden, weder alle Liebe des Königs zu dieſem Prinzen, noch ſeine nahe Blutsverwandſchaft, ihm die Gunſt ſeines Oheims auch nur Einen Tag ſichern können; da perſönliche Verdienſte und eifriges Beſtreben die einzigen Mittel ſind, die Gewogenheit dieſes weiſen und ſtandhaften Monarchen zu erlangen und beyzubehalten.

Die Erbprinzeßin iſt von Braunſchweig hinweg und nach Zelle gereiſt, und wird während der Abweſenheit ihres Gemahls bey ihrer Schweſter, der Königin von Dännemark, bleiben.

Der junge Prinz **Leopold** hat ebenfalls den Hof verlaſſen. Er reiſet geraden Weges nach Wien, und man glaubt, er wolle ſeine Dienſte dem Kaiſer anbiethen. Erhält er eine anſtändige Ermunterung, ſo wird er ganz in Oeſterreichiſche Dienſte treten. In dieſem Falle wird er vermuthlich, wenn ein Krieg ausbricht, ſich ſeinen eigenen zween Brüdern entgegen geſetzt ſehen: ein Umſtand, um welchen man ſich in Deutſchland wenig bekümmert, wo Brüder mit eben ſo wenig Bedenken unter verſchiedenen Herren, als bey uns, unter verſchiedenen Regimentern, Dienſte nehmen.

Zwiſchen dieſem jungen Prinzen und ſeiner Schweſter hat allezeit die vollkommenſte Freundſchaft geherrſcht. Seit ſeiner Abreiſe hat ſie faſt unaufhörlich geweint.

Seine

Seine Mutter trägt ſeine Abreiſe mit mehr Gelaſſenheit; doch kann man auch ihren Kummer deutlich genug merken. Er entſtehet nicht nur aus der Abweſenheit ihres Sohnes, ſondern auch aus dem Gedanken, daß derſelbe in einen Dienſt gehet, der ihn vielleicht nöthigen kann, gegen ihren Bruder zu fechten, für welchen ſie, wie ich finde, nicht nur die zärtlichſte Liebe, ſondern auch die größte Bewunderung hegt.

Daß ich ſie von ihm als dem größten unter den itzt lebenden Menſchen reden hörete, wunderte mich nicht: allein ihre Lobſprüche erſtrecken ſich auch auf die Eigenſchaften ſeines Herzens: worinn nicht jedermann mit ihr übereinſtimmt. — Sie aber hält ſich beſonders bey dieſen auf; nennt ihn den rechtſchaffenſten Mann, den zuverläſſigſten Freund, und den zärtlichſten Bruder: — und da ſie ihre Meynung nur auf ihre eigene Erfahrung allein gründet, ſo hat ſie vollkommen Recht, ſo, wie ſie denkt, zu denken: denn allen Berichten nach iſt ihr der König allezeit mit ungemeiner Hochachtung und unveränderlicher Zärtlichkeit begegnet.

Prinz Leopolds Abreiſe hat die Betrübniß dieſer Fürſtin über die frühzeitigen Todesfälle zweyer von ihren Söhnen erneuert. Der eine ſtarb im Ruſſiſchen Lager, zu Ende des Feldzuges von 1769, worinn er als Freywilliger mit großem Ruhme gedient hatte. Der andere war gegen das Ende des vorigen Krieges in einem Scharmützel in die Kehle geſchoſſen worden, und ſtarb funfzehn Tage nachher an dieſer Wunde, zum größten Bedauren des Heers, das ſich von den aufblühenden Verdienſten dieſes hoffnungsvollen Jünglings ſehr viel verſprach.

Am Morgen des Tages, woran er ſtarb, ſchrieb er noch einen Brief an ſeine Mutter. In dieſem Briefe bedauert er, daß er auf der Laufbahn der Ehre ſo bald aufgehalten würde, und daß er nicht in irgend einer

Helden-

Heldenthat gefallen ſey, die des Kriegesgeiſtes ſeiner Familie würdig geweſen wäre. Doch beruhigt er ſich noch damit, daß ſein Andenken, wenigſtens einigen Freunden werth ſeyn, und daß er gewiß im Herzen ſeiner Mutter leben würde, ſo lange ſie exiſtirte. Sodann dankt er ihr für alle ihre Fürſorge und Zärtlichkeit; und ſchließt mit folgenden Ausdrücken, die ich ſo genau, als ich mich auf ſie beſinnen kann, überſetze. — Ich hätte gewünſcht, daß die Herzogin ſie wiederholt hätte: ſie konnte ſie aber mit überfließenden Augen kaum Einmal ausſprechen: — „Meine Augen werden dunkel; — ich kann nicht mehr ſehen. — Glücklich, daß ich ihr letztes Licht angewendet, meiner Mutter noch meine kindliche Liebe zu bezeugen.“

59. Brief.

Hannover.

Da der Herzog von Hamilton entſchloſſen war, vor ſeiner Abreiſe aus dieſem Lande der Königin von Dännemark ſeine Aufwartung zu machen; ſo wollte er ſeinen Beſuch zu der Zeit abſtatten, da die Erbprinzeßin ſich bey ihrer Schweſter befand.

Ich begleitete ihn nach Zelle, und machte den nächſten Tag dem Grafen und der Gräfin Dean meine Aufwartung, um ihnen des Herzogs Ankunft zu melden, und mich zu erkundigen, wenn wir die Ehre haben könnten, der Königin vorgeſtellt zu werden. Sie beyde gehören der Familie der Erbprinzeßin von Braunſchweig an; und indem ich mit ihnen frühſtückte, kam Ihre Königliche Hoheit ins Zimmer, und gab mir die verlangte Nachricht.

Vor dem Mittageſſen kehrete ich mit dem Herzog nach dem Schloſſe zurück, wo wir bis ſpät am

Abend blieben. Zwiſchen der Mittags- und Nacht-Mahlzeit wurde ein Concert aufgeführt, und die Königin ſchien beſſern Muths zu ſeyn, als man hätte hoffen dürfen.

Zelle iſt eine kleine Stadt, ohne Handlung und ohne Manufakturen; die Häuſer ſind alt, und ſehen ſchlecht aus: doch wird das Oberappellationsgericht für die geſamten Lande des Churhauſes Braunſchweig und Lüneburg hier gehalten, und gewährt den Einwohnern einen Hauptzweig ihrer Nahrung.

Dieſe Stadt wurde zu Anfang des verwichenen Krieges vom franzöſiſchen Heere ſehr hart bedrückt, und nachher, zur Rache für den vermeinten Bruch des Vergleichs von Kloſter-Seven, geplündert. Der Herzog von Richelieu hatte ſein Hauptquartier hier, als Prinz Ferdinand die ſogleich nach jener Convention entwaffnete und zerſtreuete Truppen plötzlich wieder verſammelte.

Das Schloß iſt ein prächtiges Gebäude, mit einem breiten Graben umgeben, und ſtark befeſtigt. Es war ehemals der Wohnſitz der Herzoge von Zelle, und iſt vor kurzem auf Befehl des Königs von Grosbritannien ausgebeſſert, und zum Wohnſitze ſeiner unglücklichen Schweſter eingerichtet worden. Die Zimmer ſind groß und bequem, und nun auch ſchön möblirt.

Die Hofbeamten, die Kammerfräulein, und der übrige Hofſtaat der Königin haben ein ſehr zierliches Anſehen, und beharren in der ehrerbietigſten Ergebenheit für ihre unglückliche Gebietherin. Die wenigen Tage, ſo wir zu Zelle blieben, brachten wir ganz bey Hofe zu, wo alles nach der Art anderer kleiner deutſchen Höfe eingerichtet zu ſeyn, und nichts zu mangeln ſchien, das der Königin ihre Lage ſo bequem und vergnügt machen konnte, als es die Umſtände erlaubten. Allein bey weitem ihr größter Troſt iſt die Geſellſchaft und der

Umgang

Umgang ihrer Schweſter. So lange die Erbprinzeßin zu Zelle bleibt, leuchtet aus ihrem Geſichte einiges Vergnügen hervor; ſobald ſie abreiſt, verſinkt die Königin, wie man uns geſagt hat, in Kummer und Traurigkeit. Die Prinzeßin beſtrebt ſich dieſem vorzubeugen, und widmet ihrer Schweſter alle die Zeit, die ſie von den Pflichten, die ſie ihrer eigenen Familie ſchuldig iſt, erübrigen kann. Weit vom Charakter derjenigen entfernt, die den nächſten beſten Vorwand ergreifen, Verbindungen, die weiter keinen Vortheil verſchaffen können, abzubrechen, hat dieſe menſchenfreundliche Prinzeßin ihrer Schweſter ſeit ihren Unglücksfällen ſogar noch mehrere zärtliche Liebe erwieſen, als ſie jemals vorher that, da die Königin noch am glücklichſten war.

Die Jugend, die Schönheit und das verbindliche Betragen der Königin haben ihr in dieſem Lande alle Herzen gewonnen. Ohnerachtet ſie ganz geſund war, und heiter zu ſeyn ſchien; fühlte ich dort, in der Ueberzeugung, daß ihre Munterkeit nur verſtellt, und durch ein ſtarkes Beſtreben bewirkt war, einen Eindruck von Schwermuth, den ich, ſo lange wir zu Zelle blieben, unmöglich dämpfen konnte.

Von Zelle reiſeten wir nach Hannover, und hatten am Abend unſerer Ankunft das Vergnügen, Händels Meſſias aufführen zu hören. Hier hatten ſich einige von der beſten Geſellſchaft dieſer Stadt verſammelt: und hier wurden wir mit dem alten Feldmarſchall Spörken und andern Standesperſonen bekannt. Hannover iſt eine ſchöne, blühende und angenehme Stadt. Sie ſieht einer Engliſchen Stadt ähnlicher, als irgend eine andere, die ich in Deutſchland geſehen habe, und die Engliſchen Sitten und Gebräuche verbreiten ſich täglich je länger je mehr unter den Einwohnern. Der belebende Einfluß der Freiheit hat ſich aus England auch hieher verbreitet. Man fühlt

hier keine Bedrückung, und aus den Geſichtern der Bürger leuchten Zufriedenheit und Vergnügen hervor. (*)

Dieſe Stadt iſt regelmäßig befeſtigt, und die ſämtlichen Feſtungswerke ſind im beſten Zuſtande unterhalten. Die Truppen ſind nüchterne und ordentliche Leute, und verſehen jeden weſentlichen Theil des Dienſtes wohl, ohnerachtet ihre Kriegszucht nicht ſo ausſchweifend ſtreng iſt, als die in einigen andern Ländern Deutſchlands. Feldmarſchall Spörken, der Oberbefehlshaber des Heeres, iſt ein Menſchenfreund: und obgleich die Soldaten für wirkliche Verbrechen, auf das Urtheil eines Kriegsrechts, ſcharf beſtraft werden, ſo erlaubt er doch den Officiers nicht, ſie für Kleinigkeiten zu prügeln. Eigenſinn miſcht ſich nur gar zu leicht in dieſe Züchtigungsart, und grauſam geſinnte Leute pflegen ſich ihrem teufliſchen Hange zur Grauſamkeit, unter dem Vorwande eines Eifers für den Dienſt, zu überlaſſen.

Die Hannöveriſchen Fußvölker ſind nicht ſo lang wie einige andere deutſche Truppen; welches daher rührt, daß niemand mit Gewalt zum Kriegsdienſte weggenommen wird, und die Soldaten lauter freywillige ſind: dahingegen in andern deutſchen Ländern der Landesherr die längſten und ſtärkſten unter den Bauern ausſucht, und zum Kriegsſtande zwingt. Man geſtehet zu, daß keine Truppen ſich im Gefechte tapferer halten, als die Hanno-

(*) Dazu bedurften die Hannoveraner keinen belebenden Einfluß der Freiheit aus England. Die ſämtlichen Hannöveriſchen und Braunſchweigiſchen Länder haben ſchon lange vor den meiſten andern Ländern das unſchätzbare und ſehr ſeltene Glück gehabt, von einer ununterbrochenen Reihe guter Haushälter und Landesväter regieret zu werden. Ueberſ.

Hannoveraner; und es iſt gewiß, daß das Deſertiren unter ihnen nicht ſo häufig iſt, als unter andern deutſchen Truppen: welches nur von dem doppelten Umſtande herrühren kann, daß ſie nicht mit Gewalt zum Dienſte gezwungen, und daß ſie während des Dienſtes leutſeliger behandelt werden.

Hier iſts jetzt nicht Mode, über alle Kleinigkeiten beym Paradiren ſo ſtrenge wie vormals zu halten. Die Officiers ſcheinen überhaupt viele Kleinigkeiten zu verachten, die man in einigen andern Dienſten für äußerſt wichtig hält. Unglaublich iſts, auf welchen lächerlichen Grad ſoldatiſcher Pedanterey dieſe Kleinigkeiten von gewiſſen Leuten getrieben werden.

Auf einer gewiſſen Parade, da der Landesherr ſelber zugegen, und eine Menge Officiers verſammelt waren, ſah ich einmal einen feiſten General plötzlich auffahren, als ob er irgend ein ungeheures Wunderzeichen erblickt hätte. Mit all der Eilfertigkeit eines erſchreckten Ganters watſchelte er ſogleich an die Reihen hin. Ich konnte ſchlechterdings nicht begreifen, was Seine Excellenz in eine ſeinem Alter und Wanſte ſo wenig anſtändige haſtige Bewegung geſetzt hatte. Dieweil aber alle Zuſchauer auf den Zähen ſtanden, um zu ſehen, worauf dieſe ſonderbare Erſcheinung hinauslaufen würde, langte er am Reihen an, zog mit großem Zorne, der vermuthlich durch ſeinen Lauf noch hitziger geworden war, — einem von den Soldaten den — Hut ab, der, wie es ſcheint, nicht ganz nach ſeinem Sinne und Geſchmacke aufgeſchlagen war. — Als er nun die Kriegszucht in einem ſo wichtigen Hauptartikel berichtigt hatte, kehrte er mit ſtolzirendem Gang und Geſichte, die das höchſte Wohlgefallen an ſeiner Heldenthat ausdrückten, zur Rechten des Fürſten zurück.

Zween Tage nach unſerer Ankunft allhier ſpatzirte ich nach Herrenhauſen durch eine herrliche Allee, die

eben ſo breit und ungefähr zweymal ſo lang iſt, als die Allee in St. James Park. Der Pallaſt ſelber hat eben kein auſſerordentlich prächtiges Anſehen: allein die Gärten ſind ſo ſchön als Gärten, die im Holländiſchen Geſchmacke und auf einem ganz flachen Boden angelegt ſind, ſeyn können. Die Orangerie ſoll keiner in Europa etwas nachgeben. Hier iſt eine Art ländlichen Theaters, worauf man bey ſchönem Wetter Schauſpiele aufführen kann. Ein geräumiges Amphitheater iſt in grünen Sitzen für die Zuſchauer ausgehauen; die Schaubühne iſt im nämlichen Geſchmacke angelegt, und hat Reihen von Bäumen zu Seiten-Scenen, und eine Menge Lauben und Sommerzimmer von hohen Hecken umringt, wohin die Schauſpieler abtreten und ſich umkleiden können.

Wenn das Theater erleuchtet wird, welches bey Maskeraden allezeit geſchiehet, muß es ſehr ſchön ausſehen. Die Hayne, Lauben und Irrgänge ſcheinen für alle Abſichten dieſes Zeitvertreibs vortrefflich eingerichtet und bequem zu ſeyn.

In dieſen Gärten giebts verſchiedene große Waſſerbehältniſſe und Waſſerkünſte, und auf der einen Seite einen Kanal, der über eine Engliſche Viertelmeile lang iſt. Die berühmten Waſſerkünſte ſind ſeit meiner Ankunft zu Hannover nicht geſpielt, und alſo auch ihre Wirkung von mir nicht geſehen worden. Ueberhaupt bringen wir unſere Zeit hier ſehr angenehm zu. Wir haben zweymal beym Freyherrn von Lenthe geſpeiſt, der die Oberaufſicht über die Angelegenheiten des Churfürſtenthums führet, und in ſeinem Hauſe haben wir die vornehmſten Einwohner angetroffen. Jede Nacht ſpiele ich in Marſchall Spörkens Geſellſchaft Whiſt, und bringe meine mehreſte Zeit in der Geſellſchaft in ſeinem Hauſe zu.

Da

Da der Herzog von Hamilton verſprochen hat an einem gewiſſen Tage ſich bey einer Geſellſchaft zu Braunſchweig einzufinden, ſo werden wir Morgen dahin abreiſen; — haben aber verſprochen, vor unſerer Abreiſe nach Berlin, Hannover noch einmal zu beſuchen. — Mein nächſter Brief wird alſo vermuthlich aus Braunſchweig, oder vielleicht aus dieſer Stadt, nach unſerer Rückkunft, datirt werden.

60. Brief.

Hannover.

Wir blieben eine Woche lang zu Braunſchweig, und kehreten vor ungefähr zehn Tagen hieher zurück. Dort befindet ſich dermalen niemand von der Braunſchweigiſchen Familie, als der Herzog und die Herzogin, und ihre junge Prinzeßin Tochter.

Der Charakter des Landesherrn trägt an jedem Hofe ſehr viel zur Bildung des Geſchmacks und der Sitten der Hofleute bey. An den kleinen Deutſchen Höfen muß dieſer Umſtand deſto ſtärker wirken, da die Partheyen dort näher um einander ſind und den größten Theil ihrer Zeit beyſammen zubringen. Das Vergnügen, das die Herzogin von Braunſchweig am Leſen findet, hat das Leſen unter ihren Hofdamen ſehr zur Mode gemacht. Ihre Königliche Hoheit erzählte mir, als ich letzthin die Ehre hatte ſie zu ſprechen, ein ſonderbares Beyſpiel hievon.

Ein Fräulein, deſſen Erziehung in ihrer Jugend ſehr vernachläſſigt worden war, und das ein ſehr reifes Alter erreicht hatte, ohne irgend eine Beſchwerlichkeit wegen dieſes Zufalls zu fühlen, hatte durch den Credit einiger von ihren Anverwandten eine Stelle am Braun-

ſchweigiſchen Hofe erhalten. Sie war aber noch nicht lange dort geweſen, da ſie bemerkte, daß das Geſpräch in den Zimmern der Herzogin oft von Dingen handelte, wovon ſie ganz und gar nichts wußte, und daß die beleſenſten Frauenzimmer bey Ihrer Königlichen Hoheit am meiſten Gehör hatten. Nun bedauerte ſie erſt die Vernachläſſigung ihrer Erziehung: und ohnerachtet ſie bisher jene Art Kenntniſſe, die man durchs Bücherleſen erlangt, für etwas zu niedriges für ein Frauenzimmer von Stande gehalten hatte, beſchloß ſie doch, da es einmal jetzt bey Hofe Mode war, ſehr eifrig zu ſtudiren, damit ſie ſo geſchwind als möglich ſo gut als irgend eine andere modiſch werden möchte.

Dieſen Entſchluß meldete ſie der Herzogin, und bat zugleich Ihre Königliche Hoheit, ihr ein Buch zu leihen, mit dem ſie den Anfang machen möchte. Die Herzogin lobte ihren Vorſatz, und verſprach, ihr eines von den nützlichſten Büchern in ihrer Bibliothek zu ſenden; — und das war ein franzöſiſch und deutſch Wörterbuch. Einige Tage nachher fragte Ihre Hoheit ſie, wie ihr das Buch gefiele? — Unendlich wohl, verſetzte das ſtudirende Fräulein. — Es iſt das anmuthigſte Buch, das ich jemals geſehen habe. — Alle die Sprüche darin ſind kurz, und leicht zu verſtehen, und die Buchſtaben ſcharmant an einander gereihet, wie Soldaten auf dem Paradeplatz: dahingegen ſie in einigen andern Büchern, die ich geſehen habe, auf eine verwirrte Art, wie ein gemeiner Haufen Pöbels unter einander ſtehen, ſo daß es gar kein Vergnügen iſt ſie anzuſehen und ſehr ſchwer, ihre Meynung zu verſtehen. Itzt aber wundere ich mich gar nicht mehr über das Vergnügen, das Eure Königliche Hoheit am Studiren finden.

Seit unſerer Rückkunft nach Hannover haben wir zweymal im Schloſſe zu Mittag geſpeiſt. Hier wird ein ganz vollſtändiger Hofſtaat unterhalten; und

die Wachen ziehen hier eben ſo richtig und ordentlich auf, als da die Churfürſten beſtändig hier reſidirten. Die Livreen der Pagen und Bedienten ſind eben dieſelben, wie die Hofbedienten des Königs zu St. James tragen. Fremde Standesperſonen werden im Schloſſe ſehr prächtig bewirthet. Das erſte von Traktamenten, die ich hier ſahe, wurde dem Herzog von Hamilton gegeben; und das andere, dem jungen Prinzen Georg von Heſſen-Darmſtadt, der vor wenig Tagen mit Prinz Ernſt und Prinz Karln von Mecklenburg, Brüdern der Königin von England, welche beyde in Hannöveriſchen Dienſten ſtehen, hier eingetroffen iſt.

Meine mehreſte Zeit bringe ich noch, wie vorher, in Marſchall Spörkens Hauſe zu. Sie können verſichert ſeyn, daß das Geſpräch eines verſtändigen Mannes, der funfzig Jahre lang gedient, und einen beträchtlichen Theil dieſer Zeit über hohe Poſten bekleidet hat, die ihm einen vertrauten Umgang mit einigen von den berühmteſten Charaktern dieſer Zeit zuzogen, ſehr intereſſant iſt. Ein Vergnügen iſts für mich, von einem ſo zuverläſſigen Gewährsmanne viele Verhandlungen während des letztern Krieges zu erfahren, von denen man insgemein oft verſchiedene, und bisweilen einander widerſprechende Berichte hat. Die Bemerkungen des Feldmarſchalls ſind verſtändig und unpartheyiſch, und ſein Geſpräch offenherzig. Er hat mit dem verſtorbenen Feldmarſchall Daun unter der alliirten Armee, die im Kriege von 1741 dem Marſchall von Sachſen entgegengeſetzt war, gedient, und weis viele merkwürdige Anekdoten zur Erläuterung der Charaktere einiger von den Feldherren zu erzählen, welche die Heere während jenes denkwürdigen Krieges kommandirten. Von Prinz Ferdinands kriegeriſchem Charakter hegt er eine ſehr hohe Meynung, und erkläret ſich, daß unter allen Feldherren, unter welchen er jemals gedient hat, dieſer

Fürſt ſeines Erachtens der fähigſte Feldherr ſey. Er ſagt, da Prinz **Ferdinand** ſelten Kriegsrath gehalten, oder den Generalen ſeines Heeres irgend was mehreres von ſeinem Plane, als ſie ausführen ſollten, mitgetheilt habe, ſo ſey es dieſen ſchwer geweſen, ſich einen richtigen Begriff von deſſelben Fähigkeit zu machen, ſo lange ſie mit dem Heere unmittelbar unter ſeinem Kommando ſtunden: er, (Marſchall **Spörken**) hingegen habe bisweilen ein beſonderes Heer kommandirt: welches den Prinzen genöthigt habe, ſich gegen ihn mehr herauszulaſſen; und dieß habe ihm die ſtärkſten Beweiſe vom tiefen Verſtande des Prinzen verſchafft. Vor allen Dingen aber bewunderte er die Deutlichkeit ſeiner ſchriftlichen Verhaltungsbefehle. — Dieſe, ſagte er, waren allezeit von der richtigſten und umſtändlichſten Beſchreibung der Gegend, durch die er marſchiren ſollte, begleitet, und jedes Dorf, Bächlein, Hohlweg, Gehölz oder Anhöhe auf dem Wege, beſonders und umſtändlich erwähnt, und dieſen die ſcharfſichtigſten Muthmaßungen in Anſehung der Abſichten des Feindes, und die Anweiſungen, wie er in mancherley wahrſcheinlichen Vorfällen zu verfahren habe, beygefügt.

Ueberhaupt ſchien Marſchall **Spörken** überzeugt zu ſeyn, daß man einen großen Theil des Glücks der Alliirten, während des verwichenen Krieges in Weſtphalen, der Vorherſehung, Klugheit und Scharfſichtigkeit ihres Feldherrn zu verdanken gehabt habe. Doch glaubte er, Eine denkwürdige Begebenheit, die man zum auffallendſten Beweiſe aller dieſer Eigenſchaften angeführt, habe nicht ſowohl von irgend einer derſelben, als von der perſönlichen Tapferkeit einiger wenigen Regimenter, und dem guten Verhalten einiger niedrigern Officiers hergerührt. Der Marſchall ſetzte hinzu, ſeine Lobſprüche auf Prinz **Ferdinands** kriegeriſche Fähigkeiten entſprängen aus keiner perſönlichen Ergebenheit;

benheit: denn er könne ſich keines Antheils an deſſelben Freundſchaft rühmen; es habe ſich vielmehr, eines Vorfalls bey der Belagerung von Caſſel wegen, ein Misverſtändniß zwiſchen ihnen ereignet, deſſen Umſtände er erzählte, und das ſo beſchaffen war, daß es nicht mehr beygelegt werden könnte.

Die edlen, billigen Gedanken dieſes verehrungswürdigen Greiſen führen Ueberzeugungen mit ſich, und flößen Hochachtung für ihn ein. Er wird von jedermann verehrt, und wie ein Orakel angehört. Unter der Geſellſchaft, die man insgemein in des Marſchalls Hauſe findet, trift man einige ungefähr eben ſo bejahrte Perſonen an, die die Privatgeſellſchaften Georgs des Zweyten ausmachten, ſo oft er ſein Vaterland beſuchte. Das Andenken dieſes Monarchen wird hier ſehr verehrt. Ich habe ſeine Zeitgenoſſen unter dieſer Geſellſchaft tauſend kleine Anekdoten erzählen hören, die zugleich die gutherzige Leutſeligkeit des Königs und ihre eigene Dankbarkeit bewieſen. Aus dieſen Erzählungen erhellete, daß er von Natur ſehr geſellig war, jene Hoheit und ernſte Zurückhaltung, die er in England beybehielt, zu Hannover ganz ablegte, und dort auf jene familiäre und vertrauliche Art lebte, welche Fürſten ſowohl als die gemeinſten Leute in der Geſellſchaft derer, die ſie lieben und von denen ſie wieder geliebt werden, natürlicherweiſe annehmen.

Allein nicht nur die perſönlichen Freunde jenes Monarchen ſprechen mit Hochachtung von ihm: die nämlichen Geſinnungen in Anſehung ſeiner, herrſchen durchgehends unter allen Ständen und Einwohnern im Churfürſtenthum. Nichts macht ſeinem Charakter mehr Ehre, oder beweiſt ſeine Billigkeit ſo zuverläſſig, als dieß, daß er dieſe Unterthanen, über welche er eine unumſchränkte Gewalt hatte, mit eben der Gerechtig-

keit und Mäßigung regierte, als diejenigen, deren Rechte durch Geſetze und eine ſehr eiferſüchtige Staatsverfaſſung geſichert wurden.

Mein zweymaliger Beſuch von Hannover hat mich noch in den günſtigen Gedanken beſtärkt, die ich vorher ſchon vom Charakter der Deutſchen gefaßt hatte. Einer der verdrüßlichſten Umſtände auf Reiſen iſt, daß man Bekanntſchaften verlaſſen muß, nachdem man ihren Werth entdeckt und ſich einigen Antheil an ihrer Freundſchaft erworben hat. Da die Zeit der Preußiſchen Muſterungen nun herannaht, ſo haben wir ſchon von unſern Freunden Abſchied genommen, und werden Morgen früh nach Braunſchweig zurückkehren, damit wir uns dort noch einige wenige Tage aufhalten, und ſodann noch zu rechter Zeit nach Potsdam gelangen können.

Doch werde ich nicht jede ſchäzbare Bekanntſchaft, die ich ſeit meiner Ankunft zu Hannover gemacht habe, hier zurücklaſſen. — Bey unſerer leztern Ankunft allhier trafen wir Herrn F — Lord F —'s Sohn an. Er hat uns ſeither beſtändig Geſellſchaft geleiſtet, und wird uns nach Braunſchweig und Potsdam begleiten.

---

61. Brief.

Potsdam.

Bey unſerer Rückkunft nach Braunſchweig fanden wir, daß die Erbprinzeßin wenige Tage zuvor von Zelle zurückgekommen war, und die Königin von Dännemark vollkommen geſund verlaſſen hatte. Die Prinzeßin reſidirte mit ihren Kindern zu Antoinettenruhe, einem nicht weit von Braunſchweig gelegenen Luſtſchloſſe. — Sie lud den Herzog von Hamilton, Herrn F — und mich ein, den Tag vor unſerer Abreiſe

reiſe nach Potsdam, bey ihr zu Mittag zu ſpeiſen. Denſelben Morgen gieng ich von ungefähr ſehr frühe in den Schloßgärten ſpazieren. — Der Herzog von Braunſchweig befand ſich dort. — Er meldete mir die Ankunft einer Staffette, mit der Nachricht vom Tode der Königin von Dännemark. — Wenige Tage vorher hatten ſie Nachricht erhalten, daß ſie mit einem faulen Fieber befallen worden ſey. — Er ſagte, dieß wiſſe noch niemand, weder am Hofe noch in der Stadt, ausgenommen ſeine eigene Familie; und verlangte, daß ich es der Prinzeßin nicht melden möchte, die, wie er wußte, dadurch ſehr gerührt werden würde: denn er ſey Willens, wenn ihr Beſuch fort ſeyn würde, jemanden an ſie zu ſenden, der ihr dieſen Todesfall mit allen ſeinen Umſtänden hinterbringen ſolle.

Als wir hinkamen, fanden wir die Prinzeßin, ihrer Schweſter wegen, einigermaßen in Sorgen. — Doch noch vielmehr getroſt über die Berichte, die ſie an eben demſelben Tage noch durch die Poſt erhalten hatte. Sie zeigte uns ihre Briefe. — Dieſe enthielten eine allgemeine Nachricht von den Symptomen; und flößten einige Hoffnung ein, daß die Königin wieder geneſen möchte. Der Gedanke von ihrer Schweſter Tode war der Prinzeßin unerträglich; ſie verdrehete jedes Wort auf den günſtigſten Sinn; und die Geſellſchaft war gegen ſie ſo gefällig, und ſtimmte mit ihren Wünſchen überein, und bekräftigte ihre Auslegungen des Berichts. Mir, der ich die Wahrheit wußte, war dieß ein rührender und ſchmerzlicher Auftritt.

Auf unſerm Rückwege nach Braunſchweig, am Abend, begegneten wir dem Herrn, der vom Herzoge den Auftrag erhalten hatte, die Nachricht vom Tode der Königin ihrer Schweſter zu hinterbringen. — Wir ſpeiſten dieſelbe Nacht bey Hofe, und beurlaubten uns von dieſer hohen Familie. — Die Herzogin gab mir

einen

einen Brief an ihren Sohn, Prinz Friedrich, zu Berlin, mit, und ſagte, dieſer würde mir in jener Hauptſtadt eine günſtige Aufnahme ſichern.

Als wir nach dem Gaſthofe zurückkamen, fanden wir eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft, und das ganze Haus erſchallete von Muſik und Tanzen. In ganz Deutſchland pflegt man bey einer bürgerlichen Heyrath den Hochzeitſchmaus in einem Gaſthofe zu halten. Da wir nun wenig Hoffnung eines erfriſchenden Schlafs während dieſer Nacht vor uns ſahen, ſo giengen wir nicht mehr zu Bette, ſondern ließen Poſtpferde anſpannen, und reiſeten ungefähr um drey Uhr des Morgens von Braunſchweig ab.

Denſelben Nachmittag noch trafen wir zu Magdeburg ein. Den ganzen Weg über iſt das Land ganz flach. Das Herzogthum Magdeburg erzieht ſchönes Vieh und eine beträchtliche Menge Getraides, indem die weder ſumpfigten noch waldigten Gegenden ſehr fruchtbar ſind. In dieſer wie in jeder andern Gegend Deutſchlands habe ich wenig oder keine eingezäunte Ländereyen geſehen, ausgenommen fürſtliche Gärten und Thiergärten.

Der König von Preußen hat, auch als Herzog von Magdeburg, Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Die Hauptſtadt heißt wie das Herzogthum, Magdeburg, und iſt eine ſehr anſehnliche, wohlgebauete Stadt und ſtarke Feſtung. Hier giebts Cattun- und Leinewand- Strumpf- Handſchuh- und Tabacks-Fabriken: allein die Hauptfabriken ſind die von wollenen Tüchern und von Seide.

Die deutſchen wollenen Tücher kommen überhaupt den Engliſchen und Franzöſiſchen noch nicht bey. Doch verſichern die Preußiſchen Officiers, daß das hier und in andern Gegenden der Preußiſchen Staaten fabricirte dunkelblaue Tuch zwar gröber, aber dauerhafter ſey,

und

und wenn man es lange getragen habe, beſſer ausſehe, als die feinſten Engliſchen oder Franzöſiſchen Tücher. — So viel iſt gewiß, daß das Preußiſche blaue, jedes andere in Deutſchland verfertigte Tuch übertrifft. — Die Stadt Magdeburg hat eine vortheilhafte Lage zur Handlung; vermittelſt der Elbe einen leichten Verkehr mit Hamburg, und liegt auf der Straße zwiſchen Ober- und Nieder-Deutſchland. Auch iſt ſie die ſtärkſte Feſtung, die Seine Preußiſche Majeſtät hat, und enthält ſeine wichtigſten Arſenale, Magazine und Stückgießereyen. In Kriegeszeiten verwahrt er hier alles, was man vor einem plötzlich ins Land ſtreifenden Feinde in Sicherheit bringen muß.

Plätze, wo ſich irgend ein außerordentlicher Vorfall ereignet hat, geſetzt auch ſie zeichneten ſich durch ſonſt gar nichts aus, intereſſiren mich mehr als die blühendſte Gegend oder die ſchönſte Stadt, die niemals die Scene irgend einer denkwürdigen Thatſache geweſen iſt. Vom Anblicke jener erſtern erweckt, giebt die Einbildungskraft Männern, die man niemals geſehen hat, Geſtalt und Geſichtszüge. — Wir hören ſie ſprechen, und ſehen ſie handeln; die Leidenſchaften werden rege, der Verſtand unterhält ſich; die Häuſer, die Ströme, die Gefilde rings herum, vertreten die Stellen abweſender Dichter und Geſchichtſchreiber, und ſtellen die ganze Scene dem Gemüthe mit einer Lebhaftigkeit dar.

Als ich mit dem Herzog von Hamilton bey dieſer Stadt über die Elbe ſetzte, erinnerte ich ihn an das grauenvolle Trauerſpiel, das der Oeſterreichiſche General Tilli hier aufführete, da er dieſe Stadt mit Sturm erobert hatte und alle ihre Einwohner ohne einiges Anſehen des Standes, Alters oder Geſchlechts, der unmenſchlichen Wuth und den Lüſten ſeiner Soldaten Preis gab. Außer dem allgemeinen Gemetzel verübten ſie hier Thaten muthwilliger Grauſamkeit, die die menſchliche Natur entehreten. Mit innigſt lebhafter

Sympathie

Sympathie betrachteten wir den Theil des Stromes, wo drey bis vier hundert von den Einwohnern, — der einzige Ueberreſt von zwanzig tauſenden! — noch herüber kam, und entwiſchte.

Dieſer traurige Fall gab uns Stoff zu Geſprächen während eines großen Theils dieſer Tagreiſe. Unnöthig wäre es, einen ſolchen Vorfall für eine Perſon von ſo lebhaftem Gefühle, als der Herzog hat, noch mit Anmerkungen zu begleiten. — Die bloße Erzählung der Thatſache flößt einem wohlgebildeten Gemüthe von ſelbſt ſchon die gehörigen Betrachtungen ein.

Das Land iſt wohl angebauet, und ein Paar Meilen jenſeits Magdeburg noch fruchtbar. Aber weiter hin wird es unfruchtbarer, und einige wenige Meilen weit von der Stadt Brandenburg iſts ſo öde und ſandigt, als die Arabiſchen Wüſten.

Brandenburg, das dem ganzen Churfürſtenthume ſeinen Namen giebt, iſt nur eine kleine Stadt, die in eine alte und neue Stadt durch einen Strom abgetheilet wird, der die Burg von beyden Städten trennt. Das vornehmſte hieſige Gewerbe treiben einige franzöſiſche Wollentuchmacher, die der König hieher gezogen hat. Die ganze Zahl der Bürger mag ſich nicht über funfzehn hundert belaufen.

Wenn man in Städte kömmt, worinn Preußiſche Beſatzungen liegen, wird man am Thore angehalten. Der Officier, der die Wache hat, fragt, wie man heiße, woher man komme, wohin man wolle? und ſchreibt die Antworten auf. In den franzöſiſchen Feſtungen geſchieht dieß auch, aber nicht ſo pünktlich und mit ſo vielen Umſtänden.

Giebt man den Herzogstitel an, ſo pflegt die Wache insgemein herauszukommen, und ins Gewehr zu treten. Der Milordstitel hingegen wird weder in Frankreich noch in Deutſchland ſonderlich geachtet. Er wird in

fremden Ländern oft von Leuten angenommen, die kein Recht dazu haben, und einem jeden Engländer, der einige Figur macht, gegeben. Herzog hingegen bedeutet in Deutſchland einen unabhängigen Fürſten, und ſagt mehr als Prinz. Jeder Sohn eines Herzogs, geſetzt auch, dieſer hätte ihrer eben ſo viele, als der alte König Priam, heißt in dieſem Lande ein Prinz.

Wir trafen verwichene Nacht zu Potsdam ein; und Sie belieben alſo zu bemerken, daß ich die erſte Gelegenheit ergriffen habe, Ihnen dieſe wichtige Neuigkeit zu berichten.

---

62. Brief.

Potsdam.

Den Tag nach unſerer Ankunft allhier, machte ich dem Grafen von Finkenſtein meine Aufwartung, erkundigte mich, wenn der Herzog von Hamilton und ich die Ehre haben könnten dem Könige vorgeſtellt zu werden, und bat zugleich um die Erlaubniß die Muſterungen mit anzuſehen. Ich wunderte mich nicht wenig, als dieſer Miniſter mir ſagte, ich müſſe einen Brief an Seine Majeſtät ſchreiben, und ihm dieſes Anſuchen melden, und am nächſten Tage würde ich gewiß eine Antwort erhalten. Mir ſchien es ſehr ſonderbar, einer ſolchen Kleinigkeit wegen an einen ſo groſſen König zu ſchreiben. Allein, der Graf ſagte mir, es ſey einmal ſo eingeführt. Ich that daher ſogleich, was man verlangte.

Am nächſten Morgen kam einer von den Hofbedienten zu mir in den Gaſthof, und übergab mir einen verſiegelten, an mich addreſſirten, und vom König unterzeichneten Brief, des Inhalts: da der Hof bald nach Berlin kommen würde, ſo würde der Miniſter, der

dort die Aufwartung hätte, dem Herzog von Hamilton und Herrn — melden, wenn ſie könnten vorgeſtellt werden; und ſie ſeyen ſehr willkommen, allen Muſterungen mit beyzuwohnen.

Am Abend wurden wir dem Prinzen und der Prinzeßin von Preußen vorgeſtellt, welche faſt beſtändig zu Potsdam reſidiren. Er iſt ein langer, ſtarker, hübſcher Mann, von ungefähr fünf und dreyßig Jahren ſeines Alters. Die Prinzeßin iſt aus dem Hauſe Heſſen-Darmſtadt, und ihrer Tante, die wir zu Karlsruhe geſehen hatten, ziemlich ähnlich. Während der wenigen Tage, die wir uns zu Potsdam aufhielten, hatten wir zweymal die Ehre bey ihnen zu Nacht zu ſpeiſen.

Der Prinz und die ſämtlichen Officiers haben ſich jeden Morgen ſehr emßig auf die Muſterungen vorbereitet. Geſtern wurden zum zweytenmale ſiebentauſend Mann vom Könige gemuſtert. Des Kronprinzen Sohn, ein Kind von ungefähr ſechs oder ſieben Jahren, war mit ſeinem Hofmeiſter zu Fuß dabey, und von keinem Officier oder Bedienten begleitet. Sie miſchten ſich ohne den geringſten Unterſchied unter die andern Zuſchauer. Ich äußerte meine Verwunderung hierüber gegen den Hofmeiſter. In Frankreich, ſagte er, würde man anders handeln. Ein Dauphin vom Alter dieſes Kindes würde in einer Karoſſe zu einer Muſterung geführt und von einem Trupp Musketairs (*) begleitet werden. Hier aber verlangen ſowohl der König als der Kronprinz, daß man ihren künftigen Thronfolger auf eine rauhe, männliche Art erziehen, und ihn ſeine eigene Wichtigkeit wenig ſolle merken laſſen: weil doch dergleichen Gefühle, aller Beſtrebungen ſie zu hindern

(*) Eine Art adelicher Leibgarde zu Pferde.

dern oder zu dämpfen ohnerachtet, ohnehin ſchon frühe genug ſich regen werden.

Die Truppen waren auf den Gipfeln einiger Hügel in eine Linie geſtellt. Von dieſer Lage ſtiegen ſie über einen ſehr unebenen und rauhen Grund herab, und feuerten den ganzen Weg über in großen Diviſionen, bis ſie an die Ebene kamen, wo ſie mancherley Evolutionen durchgiengen. — Doch da wir bald nach Berlin abreiſen, wo die großen Muſterungen der dortigen Beſatzung gehalten werden ſollen, ſo will ich meine Nachrichten von Muſterungen bis dahin verſparen.

Seit unſerer Ankunft allhier haben wir unſere Morgenſtunden allezeit bey den Truppen im Felde zugebracht. Während der übrigen Vormittagsſtunden beſahen wir alles Sehenswürdige in dieſer Stadt. Die Häuſer ſind aus ſchönen weißen Bauſteinen erbauet, faſt insgeſamt neu, und von ungefähr einerley Höhe. Die Straßen ſind regelmäßig und gut gepflaſtert; und die Stadt enthält verſchiedene ſehr prächtige öffentliche Gebäude: daß alſo Potsdam alles beſitzt, was eine anmuthige Stadt ausmachen kann, wenn man unter dieſem Worte nur die Straßen, ſteinerne Mauern, und äußerliches Anſehen verſteht. Wenn man aber einen mehrbedeutenden Begriff mit dem Worte verbindet, und die Auszierungen, Möbeln und Bequemlichkeiten innerhalb der Häuſer mit einſchließt; ſo iſt Potsdam in der That eine ſehr arme Stadt.

Da der König eine große Begierde äußerte dieſe Stadt anwachſen zu ſehen, ſo baueten manche Kapitaliſten Häuſer; theils dem Könige zu Gefallen, und theils, weil ſie glaubten, wenn ſie die Häuſer vermietheten, würden ſie ſehr gute Zinſen für ihr Geld bekommen. Weil aber die Stadt nicht ſo geſchwind anwuchs, als der König wünſchte, befahl Seine Majeſtät mit einemmal verſchiedene Straßen auf ſeine eigene Koſten zu

 bauen.

bauen. Dieß verminderte ſogleich den Werth der Häuſer, und die erſten Erbauer fanden, daß ſie ihre Kapitalien ſehr unvorſichtig angelegt hatten.

Städte pflegen insgemein nach und nach zu entſtehen, in der Maaße, wie die Anzahl der Einwohner zunimmt; und ſo wie dieſe an Vermögen zunehmen, bauet man die Häuſer größer und bequemer. Hier aber iſts umgekehrt. Man führet die Häuſer zuerſt auf, in der Hoffnung, ihr ſchönes äußerliches Anſehen werde, wie Circe's Nymphen, Reiſende anlocken, und Einwohner hinziehen. Bisher haben aber ihre Reize noch wenig vermocht: denn wenige Städte ſind ſchlechter bewohnt, als Potsdam, ſo wohlfeil auch die Häuſer an Kauf- und Handwerksleute vermiethet werden.

Als ich durch die Stadt ſpazirte, wunderte ich mich nicht wenig, vor den anſehnlichſten Häuſern Wehrgehänge, Hoſen und Weſten hangen zu ſehen zum trocknen: bis ich erfuhr, daß jeder Hausbewohner zween oder drey Soldaten in ſeinem Hauſe im Quartier hat, und ihre Zimmer meiſtens auf dem erſten Stockwerke mit den Fenſtern auf die Straße liegen. Dieß ſoll auch, wie man mir ſagte, zu Berlin der Fall ſeyn. Der König will ſeine Soldaten lieber in Bürgerhäuſern als in Caſernen einquartirt wiſſen. Dieß ſollte eine hinlängliche Antwort für jene Herren Officiers ſeyn, welche behaupten, man müſte für die Truppen in Grosbritannien Caſernen bauen, und meynen, ohne dieſe würde unſer Heer nicht gut diſciplinirt werden können, denn man kann doch wohl ſchwerlich erwarten oder wünſchen, daß das Brittiſche Heer unter einer ſtrengern Kriegszucht als das Preußiſche ſollte gehalten werden.

Ich bilde mir ein, die Preußiſchen Soldaten werden, aus Gründen, die denen, welche in England das nämliche bewirken, gerade entgegenſtehen, lieber in Bürgerhäuſer als in Caſernen einquartirt. —

Das

Das Brittiſche Parlament iſt immer abgeneigt geweſen, die Truppen in Caſernen einzuquartiren, und hat ſie lieber in Bürgerhäuſer legen wollen, damit die Soldaten und ihre Mitbürger einen Verkehr und einige Freundſchaft für einander unterhalten, und die Truppen ſich nicht für einen beſondern Stand des Volks halten möchten, deſſen Vortheile von denen der übrigen Nation verſchieden wären, und der verbunden wäre den Befehlen der Krone allezeit und bey allen Gelegenheiten ohne Unterſchied blindlings zu gehorchen.

Hier hingegen mag man es nicht für rathſam halten ſtarke Korps bewaffneter Mannſchaft in Caſernen zu legen, aus Furcht, ſie möchten während der Nacht ſich in Zuſammenrottirungen einlaſſen, die die Kriegszucht zu Grunde richten und der Regierung gefährlich werden könnten. Bey Tage kann dieß nicht geſchehen, weil alsdann die Officiers zugegen ſind, und die Soldaten, ſo lange ſie unter dem Gewehr ſind, nicht einmal mit einander ſprechen dürfen; und ſo lange ſie nicht wirklich unterm Gewehr ſind, ihre ganze Zeit mit dem Putzen ihrer Gewehre und Montirung und mit Vorbereitung auf die nächſte Wache zubringen müſſen. Mich dünkt, das mögen wenigſtens einige von den Gründen ſeyn, die den König von Preußen bewegen ſeine Truppen lieber in Bürgerhäuſer, als in Caſernen zu legen: denn in allen andern Hinſichten würde es bequemer, und dem Geiſte ſeiner Regierung gemäßer ſeyn, ſie zuſammen in Caſernen einzuquartiren.

Der Pallaſt, oder das ſogenannte Schloß zu Potsdam, iſt ein ſehr herrliches Gebäude, mit prächtigen Gärten an demſelben. Ich will Ihnen mit keiner Beſchreibung, weder des Pallaſts noch der Gärten, beſchwerlich fallen; nur fiel mirs, als etwas in Palläſten ziemlich ſeltenes, auf, daß die Bibliothek bey weitem das ſchönſte Zimmer darinn iſt. Ihre Ver-

zierungen ſind gediegenes Silber. Das Schreibepult, die Zierrathen der Tafel und die Bücherſchränke ſind alle in feinem Geſchmacke.

Unſer Begleiter fragte uns, ob wir etwan auch Seiner Majeſtät Garderobe gerne ſehen möchten? — Wir antworteten mit Ja: und er führte uns darauf in dieſes Monarchen Kleiderkammer. Sie ſahe ganz anders aus als ſeine Bibliothek. Die ganze Garderobe beſtand aus zwey blauen Röcken mit rothen Aufſchlägen, das Futter des einen ein wenig zerriſſen; — zwo gelben Weſten, ziemlich dicht mit ſpaniſchem Schnupftaback bepudert; — drey Paar gelben Hoſen, und einem blauen ſammetnen, mit Silber geſtickten Kleide, für wichtige Gelegenheiten.

Anfangs bildete ich mir ein, der Mann habe einige wenige von des Königs abgelegten Kleidern bekommen, und verwahre ſie hier, um Reiſenden nur etwas vorzuzeigen. Als ich aber weiter nachfragte, verſicherte man mir, das erwähnte, nebſt zwo Uniformen, die er zu Sans-Souci habe, mache die ganze Garderobe des Königs von Preußen aus. Unſer Begleiter ſagte, er habe ſie niemals zahlreicher geſehen. Das ſammetne Kleid mochte ungefähr zehn Jahr alt ſeyn, und hatte noch alle Kräfte der Jugend. In der That, würde es von den Motten eben ſo ſehr als von Seiner Majeſtät geſchont: ſo könnte es das Alter eines Methuſalems ausdauern. — Im nämlichen Zimmer findet man einige der Reuterey zugehörige Standarten. Zwo oder drey darunter waren, anſtatt der gewöhnlichen viereckigten Fahnen, ausgeſchnitzte ſilberne Adler, am Ende einer Stange befeſtigt.

Im Schlafzimmer, worin der vorige König ſtarb, ſind am untern Theile des Fenſters, das auf den Garten ſiehet, vier Scheiben herausgenommen, und an ihrer Statt ein Stück Glaſes, ſo groß als ſie alle viere,

hineingeſetzt worden. Man berichtete uns, Seiner vorigen Majeſtät höchſtes Vergnügen zeitlebens, ſey geweſen ſeine Truppen exerciren zu ſehen: und dieſe Leidenſchaft habe er bis an ſeinen letzten Athem beybehalten. Als er während ſeiner letzten Krankheit das Zimmer hüten mußte, pflegte er am Fenſter zu ſitzen und ihnen noch zuzuſehen. Das Fenſter hatte man ausdrücklich ſo eingerichtet, damit er dieſen ſeinen Todesbetrachtungen deſto bequemer nachhängen konnte. Als die überhandnehmende Krankheit ihn je länger je mehr ſchwächte, konnte er nicht mehr aufrecht ſitzen, ſondern mußte den Tag über auf einem Ruhebette liegen. Wurde er auſſerordentlich ſchwach, ſo hob man ihm den Kopf ans Fenſter empor, und bemerkte, daß ein Blick auf die Mannſchaft unter dem Gewehre wie eine Herzſtärkung wirkte, und ſeine Lebensgeiſter wieder erquickte. — Allein, auch dieſe Herzſtärkung verlor endlich ihre Kraft. — Seine Augen wurden dunkel, — da man ihm den Kopf aufhob, konnte er die Soldaten nicht mehr ſehen, — und ſtarb.

Dieß hieß, die herrſchende Leidenſchaft im Tode noch ſo ſtark fühlen, als irgend ein Menſch ſie jemals gefühlt hat!

63. Brief.

Potsdam.

Ich bin zwey oder dreymal zu Sans-Souci geweſen, welches nicht weit von Potsdam liegt. Der König wohnt beſtändig im alten Pallaſte, ausgenommen wenn ſehr hohe Standesperſonen kommen und ſich einige Tage lang bey ihm aufhalten; alsdann empfängt er ſie im neuen Pallaſte, und bleibt ſelber, ſo lange ſie ſich aufhalten, daſelbſt.

Die Gallerie enthält eine groſſe Sammlung von Gemälden, worunter einige Originale ſind, die ſehr hoch geſchätzt werden. — Die koſtbarſten darunter ſind von der Niederländiſchen Schule. — Einige Leute, die man für Kenner hält, und die, ſo viel ich weiß, es wohl auch ſeyn mögen, behaupten, der König habe in Anſehung der Malerey keinen richtigen Geſchmack, welches daraus erhelle, daß er ſehr viele ſehr ſchlechte Gemälde kaufe. Dem ſey wie ihm wolle; ſo viel iſt gewiß, daß Seine Majeſtät ſich an die Meynungen dieſer Kenner im geringſten nicht kehret, ſondern nur ſolche Stücke, die ſeinen eigenen Augen vortrefflich dünken, kauft, bewundert, und öffentlich lobt; ohne ſich zu bekümmern, was dieſe Kenner oder andere Leute davon denken mögen. Ihm liegt nichts daran, daß man ſagt, ein Stück ſey von Raphael, Guido oder Corregio. Sieht Er ſelber keine Schönheit daran, ſo ſagt ers frey heraus, und zieht ihm ohne Umſtände das Werk eines neuern oder unberühmten Malers vor.

Dieß halten nun viele kunſtrichternde Kenner von Gemälden für eine Art Gotteslästerung, und ärgern ſich darüber mehr, als über irgend eine andere Art Ruchloſigkeit. Ein Maler und groſſer Kenner, den der König durch Verwerfung einiger von ihm angerühmten, und durch das Kaufen anderer von ihm getadelten Gemälde geärgert hatte, ſagte (vom König): „Der Mann bildet ſich ein, weil er die Queerflöte ſpielen kann, und von einem Schwarme von Dichtern und Weltweiſen gelobt worden iſt, und zehen oder ein Dutzend Schlachten gewonnen hat, ſo verſtehe er ſich auch auf Gemälde: aber Schlachten liefern, und ſich wirklich gut auf Gemälde verſtehen, ſind zwey ganz verſchiedene Dinge; und dieß wird er auf ſeine Koſten erfahren.„

Wenige Jahre nach dem vorigen Kriege fieng der König von Preuſſen an das neue Schloß zu Sans-

Souci

Souci zu bauen, das nun ganz vollendet und gewiß ein ſehr herrliches und prächtiges Gebäude iſt. Die Nebengebäude ſtehen ziemlich weit davon, und ſind mit dem Hauptgebäude des Pallaſtes durch einen gedoppelten Säulengang, der eine ſehr herrliche Wirkung thut, verbunden. Das Vordertheil des Pallaſtes ſcheint durch die große Menge Bildſäulen, womit man es verzieren wollte, etwas überladen zu ſeyn. Dieſe beſtehen meiſtens aus Gruppen, und ſtellen Hiſtorien aus dem Ovidius vor. Dieß Gebäude hat eine Kuppel, die ſich in eine große Krone endigt, welche von den drey Huldgöttinnen geſtützt wird. Der Herzog von Hamilton merkte an, drey Preußiſche Grenadiers würden beſſer dorthin gepaßt haben. Auf der Grundflur, in der Mitten, iſt ein großer Saal, deſſen Fußboden, Wände und Decke ganz marmorn ſind. Man nennt dieſen Saal die Grotte, und ſeine Verzierung paßt zum Namen. Dieſer Saal kann nur bey ſehr heißem Wetter angenehm ſeyn. In Italien würde er höchſt anmuthig ſeyn. Die Decke deſſelben iſt niedrig und gewölbt, und trägt einen andern Saal, der in aller andern Hinſicht eben ſo groß, nur höher iſt. Dieſer zweyte Saal iſt ebenfalls mit ſchönem Marmor bekleidet. Die andern Zimmer ſind mit koſtbaren Möbeln und Gemälden verzieret, die alle ſehr ins Auge fallen. Viele Leute halten ſie für gar zu prächtig. — Man muß geſtehen, die Vergoldung iſt ſehr verſchwenderiſch angebracht.

Dem alten Schloſſe zu Sans-Souci gegenüber, und hart an den Gärten deſſelben, hat Lord Marechal ein Haus erbauet, worinn er beſtändig wohnt. Der liebenswürdige Charakter dieſes Lords iſt Ihnen wohl bekannt. Bald nach unſerer Ankunft machten wir ihm unſere Aufwartung, und ſeither haben wir verſchiedene-

 male

male bey ihm zu Mittag geſpeiſt. An der Fronte ſeines Hauſes ſtehet die Aufſchrift: FRIDERICUS II. NOBIS HÆC OTIA FECIT.

An dieſes Haus ſtößt ein kleiner Garten, mit einer Thüre in des Königs Gärten zu Sans-Souci; daß alſo Mylord dieſe Gärten ganz mitgenießt. Der König hat auch einen Schlüſſel zu Mylords kleinem Garten, und ſpatzirt oft durch dieſen Gang, ihn zu beſuchen.

Morgen reiſen wir nach Berlin ab. Adieu.

64. Brief.

Berlin.

Wir langten hier mitten unter den größten Zurüſtungen zu den Muſterungen an. In den Straßen ſahe man nichts als paradirende Soldaten, und hin und her eilende Officiers. Die Stadt ſah eher dem Kantonirungsquartiere eines Heeres, als der Hauptſtadt eines Königreichs zur Zeit eines tiefen Friedens ähnlich. Der Hof ſelber glich dem Levé eines Feldherrn im Lager: — denn außer den fremden Geſandten und einigen wenigen Fremden, trug Jedermann (und Frauenzimmer waren gar nicht da) eine Soldaten-Uniform.

Herr Harris, der Brittiſche Geſandte, begleitete den Herzog von Hamilton am Tage, da wir dem Könige vorgeſtellt wurden. Ein Sohn des Fürſten von Kaunitz und einige andere Fremden wurden zu gleicher Zeit vorgeſtellt. Graf Reuß, der Oberhofmarſchall, nannte Seiner Majeſtät, da er ſich näherte, einen jeden. Der König ſprach ziemlich lange mit dem Herzog von Hamilton, und ſagte zu einem jeden, der ihm vorgeſtellet wurde, einige Worte. — Seine

Mienen

Mienen und Manieren ſind ungemein lebhaft. — Er ſchien denſelben Tag ſehr gut aufgeräumt zu ſeyn, und redete zu allen ſeinen Officiers auf eine ungezwungene Art und mit einer muntern, leutſeligen Geſprächigkeit. Sie, ihres Theils, erſchienen vor ihrem Herrn mit einer aufrechten ſoldatiſchen Dreiſtigkeit, die nichts von jenen, an vielen Höfen herrſchenden, kriechenden Komplimenten, die hier gar nicht gelingen würden, an ſich hatte.

Der König war drey Tage lang zu Berlin, ehe die Muſterungen ihren Anfang nahmen, und brachte jeden Morgen einige Stunden im Park zu, wohin täglich vier bis fünf tauſend Mann beordert wurden, nicht um exerciert zu werden, ſondern blos, damit der König den Zuſtand eines jeden beſondern Korps ſelber in Augenſchein nehmen konnte: und unglaublich iſts, mit welcher Genauigkeit und Aufmerkſamkeit auf alle, auch die geringſten Umſtände, er ſie betrachtet: indem der Obriſt des Regiments, das er eben prüft, neben ihm her gehet, um auf irgend eine Frage zu antworten, und die Bemerkungen und Anweiſungen des Königs anzuhören. Durch dieſe Genauigkeit erfährt er nicht nur den Zuſtand des Heeres überhaupt, ſondern auch die Figur, den Grad der Diſciplin, und die Stärke eines jeden Regiments.

Die ganze Anzahl der Truppen, die zu Berlin gemuſtert wurden, belief ſich auf ſechs bis acht und dreißig tauſend Mann; und dieſe beſtunden aus der Beſatzung von Berlin, und aus Truppen aus einigen benachbarten Städten und Dörfern. Dieß Heer war drey Vormittage nach einander im Felde; und jeden Tag waren die Operationen verſchieden. Ich will mich bemühen, Ihnen einigen Begriff vom Plane der Muſterung am letztern Tage zu geben, als die mir noch am friſcheſten im Gedächtniß ſchwebet.

Beym

Beym Anbruche des Tages marſchirten ungefähr achttauſend Mann aus Berlin, unter dem Kommando eines Generals, und beſetzten ein Dorf, das auf einer Anhöhe, ungefähr zwo bis drey Engliſche Meilen weit von Berlin liegt. Ungefähr eine Stunde nachher ſtieß der König ſelber zum Heere, das ſich auſſerhalb der Thore verſammelt hatte. Er theilete es in drey Colonnen ab. Zwey Generale übernahmen das Kommando zwoer von dieſen Colonnen; die dritte führte der König ſelber an. Das ganze Heer marſchirte auf drey verſchiedenen Straßen dem Dorfe zu, wo das erſtere Detaſchement nun Poſten gefaßt hatte. Im Angriffe und in der Vertheidigung dieſes Dorfes beſtand die Muſterung.

Während ſeines Anmarſches wurde das Heer vom Dorfe aus kanonirt; konnte aber, allem Vermuthen nach, dadurch nicht viel leiden, weil der Anführer einer jeden Colonne ſehr vorſichtig und durch Umwege anrückte, auf welchen die Truppen dem Feuer ſehr wenig ausgeſetzt waren.

Endlich vereinigten ſich die drey Colonnen auf einer großen Ebene nahe am Dorfe, die aber durch eine Anhöhe vor den Batterien geſchützt wurde. Hier formirte der König das Heer in zwo Linien. Während dieſem war es ganz ſicher: allein gegen das Dorf konnte es nicht anders als über die Anhöhe anrücken, wo es dem ganzen feindlichen Geſchütze ausgeſetzt war. Es muſte daher mit aller der Geſchwindigkeit anrücken, die nur immer mit einer guten Ordnung beſtehen konnte. Der rechte Flügel des Heeres that den Angriff. Sobald das Zeichen gegeben wurde, fiengen alle Trommeln und Pfeifen auf einmal an. Die Soldaten drangen mit ſchnellen Schritten vor. Eine Menge großer Feldſtücke, die in ſchicklichen Zwiſchenräumen geſtellt waren, drangen mit der nämlichen Geſchwindigkeit vor,

und

und blieben in einer Linie mit der vordern Reihe. Die Geſchwindigkeit, womit dieſe Stücke während des Vordringens geladen und abgefeuert wurden, war etwas ganz erſtaunliches. Als die Linie nahe genug ans Dorf kam, fingen die Truppen an aus ihren Musketen zu feuern. Mitlerweile ward ein entſetzliches Feuer aus dem groben und kleinen Geſchütze aus dem Dorfe unterhalten. Der König befand ſich während des Angriffes zwiſchen der andringenden Linie und dem Dorfe. Als ſie ſehr nahe an die Hekken gekommen waren, öffnete ſich eine neue Batterie aus dem Dorfe. Der König gab ein Zeichen, und die erſte Linie brach ſich, und fiel in eine verſtellte Unordnung, und auf die zwote Linie zurück, die ſich an verſchiedenen Stellen öffnete, und den Augenblick, da die zurückweichende Linie hindurch gedrungen war, ſich wieder anſchloß. Die zwote Linie rückte ſodann zum Angriffe an, wie die erſte gethan hatte. Auch dieſe zwote ſchien zurückgetrieben zu werden. Man bließ zum Rückzuge: und der ganze Flügel fing an ſich zurückzuziehen. Ein Korps Reuterey kam hierauf aus dem Dorfe, und drang heran, das Heer auf ſeinem Rückzuge anzufallen; wurde aber ſelber von der Reuterey des rechten Flügels angegriffen und zurückgetrieben.

Ein Korps Huſaren verfolgte aus dem Dorfe das Heer auf ſeinem Rückzuge und zwackte es an. Dieſes wurde bald von der Infanterie, die ſich umwendete und auf daſſelbe feuerte, und bald von detaſchirten Korps Reuterey zurückgetrieben und in die Flucht geſchlagen.

Dieſe verſchiedenen Operationen dauerten von fünf Uhr des Morgens bis an den Mittag, da die Truppen nach Berlin zurückkehrten. — Schwerlich würde ich Ihnen mit irgend einigen eigenen Worten einen hinlänglichen Begriff von der ganz vollkommenen Art beybringen können, womit dieſe Evolutionen ausgeführt wurden. Die Angriffe, ſo die Reuterey that, wurden vom

vom Könige ſelber gelobt. Noch niemals hatte ich ein ſo ſtarkes Korps Reuterey beyſammen geſehen; auch hätte ich mir nimmermehr vorgeſtellt, daß es möglich wäre, in vollem Galoppe anzugreifen und doch dabey ſich in ihren jederſeitigen Gliedern und Entfernungen von einander ſo vollkommen genau, als ſie es thaten, zu erhalten.

Dem Grundſatze nach, daß die Schnelligkeit dem Gewichte gleicht, beſtreben ſie ſich, die Leichtigkeit der Pferde durch die Geſchwindigkeit ihrer Bewegung zu vergüten. Man lehret die Huſaren unter dem Preuſ-ſiſchen Heere nicht nur ein Heer auf ſeinem Rückzuge in einzelnen Partheyen anzuzwacken, ſondern auch wie ſchwere Reuterey in ſtarken Korps anzugreifen. Der verſtorbene General **Seidlitz**, den man für den beſten Reuterey-Officier in Europa hielt, brachte die Preuſ-ſiſchen Dragoner zu einem erſtaunlichen Grade von Vollkommenheit, und ſoll die Schlacht bey **Roßbach** durch einen muthigen Angriff gewonnen haben. Seither hat der König von Preußen immer große Aufmerkſamkeit auf ſeine Reuterey gewendet. Sie iſt nun gewöhnt, in großen Korps und in vollem Galoppe einzuhauen.

Die Cuiraſſiers ſind der Kern des Preußiſchen Heeres. Sie tragen lederne Köller und ſchwere eiſerne Cuiraſſe, die den ganzen vordern Theil des Leibes bedecken, und, ehe man ſie an die Mannſchaft ausliefert, durch Musketenſchüſſe geprüft werden.

Ich vergaß zu erwähnen, daß die Fußvölker während des Andringens zum Angriffe des Dorfes ein Geſchrey erheben mußten, und daß die Preußen dieſen Gebrauch in wirklichen Dienſten eingeführt haben. Man ſagte mir, der König ſey der Meynung, dieß Schreyen unterhalte den Muth der Mannſchaft, und halte ſie vom Gedanken der Gefahr ihrer Lage ab. Unter den Preußiſchen Heeren giebts auch eine größere

Menge

Menge Trommelſchläger, als unter den meiſten andern Heeren: eine Einrichtung, die ſich vermuthlich auf den nämlichen Grundſatz gründet.

Den Abend nach den Muſterungen ward ein Concert und ein Nachteſſen in Prinz **Heinrichs** Pallaſte gegeben. Dieſen wohneten die Königin und des Königs Brüder, **Heinrich** ſelber, und **Ferdinand**, mit ihren Gemahlinnen, imgleichen der Prinz und die Prinzeßin von Preußen, Prinz **Friedrich** von Braunſchweig und ſeine Prinzeßin, und eine zahlreiche Geſellſchaft bey. Hier überreichte ich dem Prinz **Friedrich** den Brief, den ſeine Mutter mir an ihn mitgegeben hatte, die, wie ich fand, ihm meinen Vorſatz, nach Berlin zu reiſen, ſchon vorher gemeldet hatte.

Der König ſelber war nicht zugegen. Er erſcheint ſelten bey Feſtins. Alle ſeine Stunden, die er nicht auf Geſchäfte wendet, bringt er mit Leſen, oder in der Geſellſchaft einiger wenigen Leute zu, die er hochſchätzt. Der Erbprinz von Braunſchweig iſt jetzt des Königs beſtändigſter Geſellſchafter: eine Wahl, die der Beurtheilungskraft des Königs eben ſo viel Ehre macht, als dem Prinzen.

Prinz **Heinrichs** Pallaſt iſt eines der prächtigſten Gebäude zu Berlin. Kein Unterthan des Königs von Preußen lebt herrlicher als dieſer Prinz, der einen zahlreichen Hofſtaat von Bedienten unterhält, die meiſtens ſchöne junge, ſehr koſtbar gekleidete Leute ſind. Das Traktement bey dieſer Gelegenheit war ungemein prächtig.

65. Brief.

Berlin.

Den Tag nach den Muſterungen reiſete der König in Begleitung ſeines Neffen, des Prinzen von Preußen, und des Erbprinzen von Braunſchweig, nach Magdeburg ab, wo ein Lager von funfzehntauſend Mann ſtehet. Von dannen wird er nach Schleſien und ſeinen neu erlangten Staaten in Polen abreiſen, und wenigſtens vor ſechs Wochen nicht wieder nach Potsdam zurück kommen.

Die nämlichen Reiſen thut Seine Majeſtät jedes Jahr zweymal. — Gewiß, kein König in Europa kann ſeine Staaten und Unterthanen ſo ganz und zuverläſſig kennen, als dieſer Monarch. — Seine Abweſenheit von Berlin hat im Dienſte der Truppen ſehr wenige Muße, und in ihrer Kriegszucht nicht die geringſte Nachlaſſung verurſacht. Kaum waren die Muſterungen vorüber, als die Feldtage anfiengen. Faſt jeden Morgen wurden funfzehnhundert bis zweytauſend Mann von den Truppen der hieſigen Beſatzung im Park exercirt, außer denjenigen, die zu den täglichen Wachen auf der Parade aufziehen.

Eine ſolche Muſterung, wie diejenige, die ich mich bemüht habe Ihnen zu beſchreiben, iſt ohne Zweifel eines von den ſchönſten Schauſpielen, die man aufführen kann: ſobald aber ein Zuſchauer, der Gefühl hat, ſich auf die Mittel beſinnt, wodurch dieſe armen Leute in dieſem erſtaunlichen Grade von pünktlicher Fertigkeit gebracht werden, wird ihm dieß prächtige Schauſpiel ſehr verleidet. — Bey einer allgemeinen Ueberſicht ſcheint die Preußiſche Kriegszucht herrlich; allein, in ihren einzelnen Theilen umſtändlich betrachtet, erweckt ſie Grauen.

Wenn

Wenn der junge Bauerkerl zum Regimente gebracht wird, begegnet man ihm anfangs noch ziemlich ſanftmüthig. Man unterrichtet ihn nur mit Worten, wie er gehen, den Kopf aufrecht halten, und das Gewehr tragen ſoll, und ſtraft ihn nicht, wenn ihm auch gleich ſeine erſten Verſuche nicht gelingen: — man läßt ſeine ihm angeborne Schüchternheit und Ungeſchicklichkeit ſich nach und nach verlieren: — man ſcheint ſich zu hüten, daß man ihn nicht gleich im Anfange beſtürzt mache, oder zur Verzweiflung treibe; und nimmt ſich in Acht, nicht alle die Schrecken der Kriegszucht auf einmal auf ſeine beſtürzten Sinne auszugießen. Iſt er ſeinen neuen Zuſtand ein wenig gewohnt, ſo lehrt man ihn die Uebung mit der Muskete, anfangs einzeln, und hernach mit zweyen oder dreyen von ſeinen Mitſoldaten. Dieſer Unterricht wird nicht etwan einem Corporal oder Sergeanten anvertrauet; er liegt den Lieutenants ob. Im Park bey Berlin kann man jeden Morgen die Lieutenants der verſchiedenen Regimenter mit der größten Emßigkeit bald einen einzigen Mann, bald drey bis vier zuſammen üben ſehen: und nun, wenn der junge Rekrute einige Unachtſamkeit oder Nachläſſigkeit blicken läßt, wird ſeine Aufmerkſamkeit durch das ſpaniſche Rohr des Officiers erweckt, das je länger je nachdrücklicher gebraucht wird, bis er ſein Exercitium ganz und vollkommen gelernt hat. — Man lehret ihn Stätigkeit unter dem Gewehre, und die Unbeweglichkeit einer Bildſäule; — man lehrt ihn, daß alle ſeine Glieder ſich nun nicht mehr nach ſeinem eigenen Belieben, ſondern blos aufs Kommandowort bewegen müſſen; — daß Sprechen, Huſten, Nießen — lauter unverzeihliche Verbrechen ſind: — und iſt der arme Kerl einmal ganz nach ihrem Sinne abgerichtet, ſo giebt man ihm zu verſtehen, man wiſſe nun ganz wohl, was er thun könne, und der allergeringſte Fehler werde alſo

 ſcharf

ſcharf beſtraft werden. Wenn er auch jeden Augenblick ſeiner Zeit und alle ſeine Aufmerkſamkeit aufs Putzen ſeiner Gewehre und ſeiner Montur und aufs Exerciren wendet, ſo iſts ihm doch kaum möglich der Strafe zu entgehen; und ſollte etwan ſein Hauptmann eigenſinnig oder grauſam ſeyn, ſo büßt der unglückliche Soldat auch noch die wenige Hoffnung dieſer Möglichkeit ein.

Was die Officiers betrift, ſo ſind ſie zwar keiner körperlichen Strafe ausgeſetzt, müſſen aber nichtsdeſtoweniger eine eben ſo unermüdete Aufmerkſamkeit auf den Dienſt wenden, als die gemeinen Soldaten. Die Fähnriche und Lieutenants ſind faſt beſtändig auf der Wache oder mit dem Exerciren der Rekruten beſchäftigt: der Hauptmann weis, daß ſein Obriſt ihm Verweiſe geben wird, und daß er keine Beförderung erwarten darf, wenn ſeine Kompagnie nicht eben ſo vollkommen als die andern iſt: der Obriſt büßt die Gunſt des Königs ein, wenn ſein Regiment es in irgend einem Stücke verſiehet: der General muß für die Kriegszucht und Uebung der ſeinem Befehle unmittelbar anvertrauten Brigade oder Beſatzung ſtehen. Der König begnügt ſich nicht mit dem Berichte des Generals davon, ſondern will ſchlechterdings alles ſelber unterſuchen; daß alſo von Seiner Majeſtät an, bis auf die gemeine Schildwache herab, jedermann aufmerkſam iſt: und da der König, der die erſte und Haupttriebfeder des Ganzen iſt, niemals nachläßt, ſo bleiben alle Kräfte einer jeden untergeordneten Perſon beſtändig geſpannt und angeſtrengt. Die Folge davon iſt, daß das Preußiſche Heer das beſt diſciplinirte und fertigſte iſt, jeden Augenblick zu Felde zu ziehen, unter allen Heeren, die es nun in der Welt giebt, oder vielleicht jemals darin gegeben hat. Andere Monarchen haben es verſucht die Kriegszucht und Uebung auf den nämlichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, und haben dieſen Plan

mit erſtaunlicher Begierde angefangen; allein ein wenig Zeit und neue Gegenſtände haben ihre Begierde gedämpft, und ihre Aufmerkſamkeit zertheilt. Sie übertrugen ſodann die Ausführung ihres Plans einem Oberfeldherrn, und dieſer übertrug ſie einem Generale von niedrigerm Range; und das ſolchergeſtalt einmal verſtattete Nachlaſſen verbreitete ſich bald durchs ganze Syſtem. Die anhaltende ſtrenge Aufmerkſamkeit des Königs von Preußen hingegen, hat ihres Gleichen nirgends, und iſt vielleicht der merkwürdigſte Zug in ſeinem außerordentlichen Charakter.

Jenen Grad von Anſtrengung, den ein Mann von einer ſtarken Geiſteskraft bey irgend einer wichtigen Gelegenheit anwenden kann, hat der König von Preußen, ganze dreyßig Jahre lang in einem fort, angewendet, ohne ſeinen Plan durch Vergnügen, Trägheit, Ueberdruß oder Mislingen auch nur einen einzigen Tag unterbrechen zu laſſen. — Und er hat eine jede Perſon in allen den verſchiedenen Theilen ſeiner Regierung genöthigt, ſo weit es ihr Charakter und Kräfte vermochten, das nämliche Beſtreben anzuwenden. — Auf welche Art ein ſolcher Mann bedient werden muß, und was er ausrichten kann, — das können Sie ſich ſelber leicht vorſtellen.

66. Brief.

Berlin.

Keine Profeſſion im menſchlichen Leben kann thätiger und dabey zugleich einförmiger ſeyn, als die eines Preußiſchen Officiers in Friedenszeiten. Er beſchäftigt ſich beſtändig mit dem nämlichen Geſchäfte, und am nämlichen Orte. Die Truppen werden nicht, wie in brittiſchen Dienſten, von Zeit zu Zeit von einem Platze nach dem andern verlegt. Die Regimenter, welche zu

Ende des vorigen Krieges in Berlin, Magdeburg, Schweidnitz und die andern Feſtungen gelegt wurden, liegen noch dort. Man befürchtet, wenn man ſie bey Gelegenheit aus einer Feſtung oder Beſatzung nach der andern verlegte, ſo möchten die Ausländer in Preußiſchen Dienſten, die ſehr zum Deſertiren geneigt ſind, Gelegenheiten dazu finden, die ſie bey der itzigen Einrichtung nicht finden können; denn ſo begierig auch ein Preußiſcher Soldat ſeyn mag zu deſertiren, ſo iſts ihm doch beynahe unmöglich. Den Augenblick, da ein Mann vermißt wird, feuert man eine gewiſſe Anzahl Kanonenſchüſſe, die die Deſertion dem ganzen Lande anzeigen. Für das Auffangen eines jeden Deſerteurs bekommen die Bauern eine beträchtliche Belohnung; auch ſind ſie ſchweren Strafen ausgeſetzt, wenn ſie ihn verhehlen oder ihm durchhelfen: und auf allen Seiten ſchickt man ihm Partheyen von den Beſatzungen nach.

Da keiner von den Soldaten jemals aus der Stadt gehen darf, ſo erfordert es ſchon große Geſchicklichkeit dieſe erſte Schwierigkeit zu überſteigen: und wenns ihnen ſo weit gelungen iſt, ſo iſts doch immer noch ſehr unwahrſcheinlich, daß ſie aus den Preußiſchen Staaten entwiſchen werden: und wenn ſie auch glücklich irgend eins von den angränzenden Gebiethen erreichen:

> Nunc eadem fortuna viros tot caſibus actos
> Inſequitur,

denn vermuthlich werden ſie dort doch wieder genöthigt Kriegsdienſte zu nehmen: daß es alſo überhaupt, ſo unglücklich ſie auch ſeyn mögen, doch etwas ungereimtes iſt, das Deſertiren auf irgend eine andere Art — als durch den Selbſtmord — zu wagen; — ein Mittel, das, wie man mir ſagt, nun anfängt einzureißen.

Da die Preußiſchen Officiers beſtändig am nämlichen Orte bleiben, immer mit einerley Leuten umgeben, und ſich unaufhörlich und einförmig mit der näm-

lichen

lichen Arbeit beſchäftigen; ſo nehmen ſie ein gewiſſes geſetztes, ernſtes Weſen an, das von der muntern, unbedachtſamen, ſorgloſen Miene Brittiſcher oder Franzöſiſcher Officiers ſehr weit verſchieden iſt. Ihr einziger Zeitvertreib oder die einzige Erholung von ihren Berufsgeſchäften ſcheinen ein Spazirgang auf dem Paradeplatz, und ihre Geſpräche mit einander zu ſeyn. Da die niedrigern Officiers alſo weder Gelegenheit ſich in große Geſellſchaften zu miſchen, noch Zeit zum Studiren haben, ſo kann ſich ihr Gedankenkreis wohl eben nicht ſehr weit erſtrecken. (*) Man muß geſtehen, daß ihre Kenntniſſe ſich großentheils auf jenen Zweig der Tactik, womit ſie ſo unaufhörlich beſchäftigt ſind, einſchränken: und viele unter ihnen ſcheinen endlich zu glauben, feſt und ſtät zu ſtehen, gerade und aufrecht zu marſchiren, ſich rechts oder links zu ſchwenken, und eine Muskete zu laden und abzufeuren, mache, wo nicht das einzige, wozu menſchliche Geſchöpfe nützlich ſind, doch wenigſtens den Hauptzweck ihrer Schöpfung aus.

Man hat mir geſagt, der König verlange eben nicht ſehr, daß ſie ſich in einen weitern Gedankenkreis einlaſſen möchten, der ſie vielleicht dahin bringen würde, daß ſie ihr tägliches Geſchäft, Soldaten abzurichten, die Knöpfe an ihren Röcken zu zählen, und den Zuſtand ihrer Gamaſchen und Hoſen zu unterſuchen, — endlich wohl gar verachten lernten. Denn ſobald die Gemüther

 der

(*) Der Verfaſſer geht hierin offenbar zu weit. Man räumt unter uns den Preußiſchen Officiers, auch den Subalternen, vorzüglich den Ruhm einer feinen Lebensart, welche eine Folge des Umgangs mit der großen Welt iſt, ein. Und da Einſichten in dieſem Staate beſonders hervorgezogen werden, ſo iſt leicht zu vermuthen, daß jeder ſich dort beeifern werde dieſelben, um ſeines eignen Vortheils willen, im höchſtmöglichen Grade zu erlangen: wovon es auch in dieſem Stande an Beyſpielen nicht fehlet.

der Menſchen ſich über ihre Geſchäfte erheben, werden ihre Geſchäfte nicht mehr ſo gut verrichtet. Einiger Fleiß in andern Studien und Gelegenheiten ſich in große Geſellſchaften zu miſchen, könnten ſie zu angenehmern Männern im Umgange, aber nicht zu beſſern Hauptmännern, Lieutenants und Adjutanten machen.

Seine Majeſtät glaubt, er werde immer Männer genug von einer edelmüthigern Denkungsart und von weitläufigern Kenntniſſen für ſehr wichtige Aemter und beſondere Kommandos finden, worin der Feldherr den jedesmaligen Vorfällen, und dem Lichte ſeines eigenen Verſtandes gemäß handeln muß. Auch glaubt er, dieß allgemeine Syſtem werde ihm den Vortheil beſonderer Ausnahmen nicht rauben, noch ihn hindern, Genie, wenn's auch in den niedrigſten Sphären in ſeinen Dienſten ſteckte, zu entdecken und hervorzuziehen. So oft er alſo einige Funken von Genie bemerkt, ſo oft irgend ein Officier oder auch ein gemeiner Soldat ungemeine Talente oder große Fähigkeiten äußert, ſo oft wird dieſer gewiß befördert, und zu einem Poſten erhoben, worin alle ſeine Fähigkeiten wirken können; dahingegen diejenigen, die kein anderes Verdienſt als bloßen Fleiß zur Empfehlung haben, entweder ſtille ſtehen oder ſehr langſam befördert werden: indem der Fleiß allein in Preußiſchen Dienſten niemals zu jenem Range unter dem Heere führen kann, zu welchem auch andere Fähigkeiten und Eigenſchaften erfordert werden.

Was die gemeinen Soldaten betrifft, ſo ſcheint die Preußiſche Kriegszucht dahin abzuzielen, daß ſie dieſelben in mancherley Hinſichten zu bloßen Maſchinen macht; daß ſie gar keinen eigenen Willen haben, ſondern blos vom Willen ihrer Officiers in Bewegung geſetzt werden ſollen; daß ſie vor dieſen Officiers eine ſo überſchwengliche Furcht hegen, die jede Furcht vor Feinden vernichte, und daß ſie, ſo oft es ihnen be-

fohlen

fohlen wird, ohne mehr Nachdenken oder Gefühl als die Musketen haben, die ſie tragen, vorrücken ſollen.

Betrachtet man, wie weit dieß Syſtem getrieben wird, ſo möchte man wünſchen, daß es noch weiter getrieben werden könnte, und daß dieſe unglücklichen Leute, dieweil ſie das Vermögen, Befehle zu hören und zu befolgen, behielten, eine jede andere Art von Gefühl oder Empfindung verlieren möchten.

Der gewöhnliche Zuſtand der Sklaven in Afrika, oder der Zuſtand, worin ſich Bürgersleute in den deſpotiſchen Ländern befinden, iſt, gegen dieſe Art ſoldatiſcher Sklaverey gerechnet, noch ein Stand der Freyheit. Jene ſtehen doch nicht unaufhörlich unter der Aufſicht ihrer Tyrannen, ſondern können während langer Zwiſchenzeiten des Lebens ohne Zwang und nach ihrem eigenen Geſchmacke genießen: aber alle die ausländiſchen Soldaten in dieſen Dienſten, und diejenigen unter den Eingebornen, an denen man einige Neigung zum Deſertiren argwohnt, und die daher niemals Urlaub bekommen, ſtehen beſtändig unter der Aufſicht irgend eines Mannes, der die Gewalt, und nur gar zu oft auch die Neigung hat, jede Bewegung ihrer Leiber und jedes Verlangen ihrer Herzen unter dem Zwange zu halten.

Da doch einmal eine ſo große Anzahl Menſchen in ganz Europa zu dieſem Stande des Zwanges verdammt iſt, ſo iſts ſehr zu bedauren, daß der Natur des Dienſtes wegen dieß Loos gerade auf das nützliche arbeitſame Landvolk fallen muß, das, wenn es durch keine grauſame und abgeſchmackte Politik bedrückt wird, ſeine Tage in heiterer Zufriedenheit zubringt, jedes wahre Vergnügen, von keinem Ueberdruſſe verekelt, und von keinen Gewiſſensbiſſen vergället, koſtet, und vielleicht unter dem ganzen Menſchengeſchlechte am meiſten vom Leben genießt. Die ganze Quantität Glück-

 ſeligkeit,

ſeligkeit, welche man dadurch zerſtöhrt, daß man Menſchen aus dieſem glücklichen in einen ſehr unglücklichen Stand verſetzt, muß unendlich größer ſeyn, als wenn man viele von den unnützen, reichen und üppigen Müſſiggängern in den nämlichen Zuſtand verpflanzen könnte. Denn dieß hieße nicht ſowohl Glückſeligkeit zerſtöhren, als nur die Scene der Unglücklichen vertauſchen. Dergleichen Rekruten würden nur durch den Eigenſinn anderer, anſtatt ihres eigenen, geplagt; — mit dem Exerciren, anſtatt des Verdruſſes und der Langenweile, gequält; — an den Folgen des Spitzruthenlaufens, ſtatt des Podagra's, darnieder gelegt; — und endlich durch eine Kanonenkugel, ſtatt einer Unverdaulichkeit oder eines Schlagfluſſes, aus der Welt fortgerafft werden.

67. Brief.

Berlin.

Anſtatt Ihnen mit mehrern eigenen Anmerkungen über die Beſchaffenheit der Preußiſchen Kriegszucht, oder die Grundſätze, worauf ſie gegründet iſt, beſchwerlich zu fallen, will ich Ihnen den Inhalt einiger Unterredungen, die ich über dieſen Gegenſtand mit einem angeſehenen Preußiſchen Officier hielt, mittheilen.

Als wir eines Morgens im Park ſpatzirten, ſahen wir einen armen Kerl derb abprügeln, und zwar blos, weil er den Ladeſtock nicht ſo geſchwind als das übrige Peloton in ſein Gewehr ſtieß. Ich kehrte mich vor Unmuth vom Anblicke weg. — Der Officier bemerkte dieß, und ſagte: Nicht wahr, Sie halten die Strafe für zu groß für das Verbrechen? — Da war ja kein Verbrechen, ſagte ich: — Der Ladeſtock ſchlüpfte ihm zufälligerweiſe durch die Finger, und man kann ſich unmöglich einbilden, daß der Mann den geringſten Vorſatz gehabt, dieſe wichtige Bewegung weniger geſchwind

ſchwind als ſeine Mitſoldaten zu verrichten. Ein Soldat, verſetzte mein Preußiſcher Bekannter, muß alles, was ſein Officier ihm befiehlt, für wichtig halten. Allem Vermuthen nach war ſein Verſehen unvorſetzlich: man kann aber unmöglich unvorſetzliche Fehler allezeit von Fehlern der Unachtſamkeit unterſcheiden. Um jedem die Hoffnung, daß ihm ſein Verſehen als unvorſetzlich möchte verziehen werden, zu benehmen, werden alle Fehler, von welcher Urſache ſie auch herrühren mögen, beſtraft. Die Folge davon iſt, jeder Mann iſt eben deswegen aufmerkſamer und flinker als er ſonſt ſeyn würde. Ich erinnere mich, ſetzte er hinzu, daß es an Feldtagen etwas ſehr gewöhnliches war, daß der Wind den Dragonern ihre Hüte wegwehete. Niemand hatte ſie im Verdacht, als ob ſie den Wind beſtochen hätten, ihnen dieſen Streich zu ſpielen: und doch, da ein General ſich über dieſe häufigen Zufälle ärgerte, und Befehl gab, einen jeden, dem er begegnen würde, dafür abzuſtrafen, und dieſer Befehl ſtrenge vollzogen wurde, ſind die Hüte ſeit derſelben Zeit viel ſeltener vom Winde weggewehet worden.

Ich erwähnte ſodann einer Thatſache, die mir noch viel ſonderbarer däuchte. Ein Huſar war bey der letztern Muſterung im vollen Galopp vom Pferde geſtürzt, und ſo ſehr gequätſcht worden, daß man ihn nach dem Hoſpitale hatte tragen müſſen; und man hatte mich verſichert, daß der Mann, ſobald er daran wieder ganz geneſen ſeyn würde, gewiß für ſein Stürzen geſtraft werden würde. Nun, fuhr ich fort, wiewohl jemand in Anſehung ſeines Huts ein wenig unachtſam ſeyn könnte, ſo iſt doch nimmermehr zu vermuthen, daß dieſer Huſar nicht in allem Ernſte Willens geweſen ſeyn ſollte, ſich in ſeinem Sitze zu erhalten, denn durch den Sturz hätte er ſeinen Hals brechen, oder zu Tode getreten werden können; oder wenn Sie auch ja ſetzen

 wollten,

wollten, er ſey nicht mit aller der gehörigen Aufmerkſamkeit geritten, ſo iſt er durch den Sturz ſelber ſchon ſcharf genug dafür geſtraft, und folglich wär's was grauſames, ihn noch einmal dafür zu ſtrafen. — Ihren gründlichen Vorſtellungen habe ich weiter nichts entgegenzuſetzen, erwiederte der Preuße, als daß General Seidlitz, der der beſte Reuterey-Officier in der Welt war, dieſe Art Grauſamkeit zuerſt eingeführt hat, und daß ſeitdem die Kerls gewiß nicht mehr ſo oft geſtürzt ſind. Der König glaubt, fuhr der Preuße fort, die Kriegszucht ſey die Seele eines Heeres: die Leute unter den verſchiedenen europäiſchen Nationen ſeyen in denenjenigen Eigenſchaften, die zu einem guten Soldaten erfordert würden, einander meiſtens gleich, und unter zwey gleich ſtarken Heeren ſey es bloß der Grad der Kriegszucht und Uebung, welcher die Ueberlegenheit eines Heeres über das andere entſcheide. Seine Hauptabſicht iſt alſo, ſein eigenes Heer in dieſem weſentlichen Hauptſtücke im möglichſt höchſten Grade der Vollkommenheit zu erhalten. Könnte dies durch gelinde Mittel geſchehen, ſo würde er ohne Zweifel lieber gelinde Mittel gebrauchen, — denn er iſt von Natur ganz und gar nicht zur Grauſamkeit geneigt. — Sein gewöhnliches Betragen gegen hohe Officiers beweiſt dies zur Genüge. — Da er findet, daß die Hoffnung befördert zu werden, und das Gefühl der Ehre hinreichen, ſie zur Leiſtung ihrer Schuldigkeit anzuſpornen; ſo ſchreitet er niemals, ausgenommen in Fällen einer Verrätherey, zu irgend einer höhern Strafe, als daß er ihnen ihren Abſchied giebt. In einigen denkwürdigen Fällen hat er eine größere Gelindigkeit geäußert, als in irgend einem andern Dienſte üblich iſt. Einige ſeiner Generale haben ſich höchſtwichtige Städte durch Ueberrumpelung wegnehmen laſſen, andere haben ganze Heere eingebüßt: und dennoch hat er ſich niemals, weder

weder durchs Geſchrey des Volks, noch durch den elenden Zuſtand ſeiner eigenen Sachen, wegen dieſer Einbußen bewegen laſſen, irgend einen von den unglücklichen Generalen hinrichten zu laſſen. Und wenn irgend einer von ihnen auf eine gewiſſe Zeit ſuſpendirt, oder durch den Spruch eines Kriegsrechts für untüchtig erklärt worden iſt, irgend ein Kriegskommando ferner unter ihm zu führen; ſo hat er doch das Urtheil niemals durch irgend einen beſchimpfenden Anhang noch ſchwerer gemacht, ſondern es lieber durch irgend einen Zuſatz oder eine Bothſchaft, wodurch die Ehre des verurtheilten Feldherrn noch gerettet wurde, gelindert.

Gemeine Soldaten hingegen können durch gelinde Behandlung nicht zur Leiſtung ihrer Schuldigkeit angehalten werden. Dazu findet man ſtrenge und augenblickliche körperliche Strafen ſchlechterdings nothwendig. — Gar keine Strafe gebrauchen, oder Strafen nur in einem zur Erreichung des Zwecks unzureichenden Grade gebrauchen, wäre eine Schwachheit. Soldaten werden bisweilen für Verſehen beſtraft, die ſie vielleicht mit all ihrer Aufmerkſamkeit nicht verhüten können: weil, ob man gleich unmöglich gewiß überzeugt ſeyn kann, daß irgend ein einzelner Mann ſie hätte verhüten können, doch die Erfahrung gelehrt hat, daß wenn man jedes Verſehen beſtraft, überhaupt wenigere Verſehen begangen werden. Und dieß rechtfertigt den Gebrauch der von Ihnen ſogenannten Grauſamkeit, die aber wirklich nur eine heilſame Zucht iſt, hinlänglich; denn wenn irgend ein Mann unſchuldig leidet, ſo iſt dieß für ein Heer kein ſo großes Uebel, als wenn man Nachläſſigkeit und Unachtſamkeit unbeſtraft läßt. Lieber zehen Schuldige entwiſchen zu laſſen, als es zu wagen, auch nur Einen Unſchuldigen zu ſtrafen, mag ein ganz guter Grundſatz in der Sittenlehre oder in der bürgerlichen

lichen Regierungskunſt ſeyn: allein bey der Kriegszucht wird man das Gegentheil dieſer Regel vorziehen müſſen.

Als der Preuße ſeine Rede geendigt hatte, ſagte ich, Sie ſcheinen alle jene Antriebe, die vermuthlich auch auf das Gemüth eines Soldaten wirken, zu vergeſſen, und die Ehrbegierde und Vaterlandsliebe für nichts zu achten. Ihr Preußen wendet euch nur an eine Leidenſchaft. — Furcht iſt das einzige Werkzeug, womit ihr eure gemeinen Soldaten zu unerſchrocknen Thaten anſpornet. — Bekümmern Sie ſich nichts um das Werkzeug, verſetzte der Preuße, ſondern ſehen Sie nur auf ſeine Wirkungen.

Ich bin überzeugt, antwortete ich, daß brittiſche Soldaten, mit jenem Grade von Kriegszucht der unter unſerm Heere herrſcht, und bey weitem nicht ſo ſtreng als die Eurige iſt, von ihrem angebornen Muthe und von dem Antheil angeſpornt, den auch die gemeinen Soldaten an den Händeln ihres Vaterlandes nehmen, wenigſtens ſo gut als einige andere Truppen ſind.

Ich hoffe, ſagte er, es werde nicht ſobald zu einer Probe kommen; denn ich ſchätze Ihre Nation hoch, und es ſollte mir leid ſeyn, Ihre Truppen den unſrigen im Felde entgegen geſtellt zu ſehen: allein bis dahin können Sie von der Richtigkeit ihrer Behauptung nicht überzeugt ſeyn. Die Vortheile, die Ihr Engländer während des letztern Krieges über die Franzoſen erfochten habt, beſtärken vielleicht meine Gründe, weil das franzöſiſche Heer in Anſehung der Kriegszucht noch nachläſſiger iſt als das engliſche.

Ich kam ſodann auf meine alten Gründe zurück; auf die Vorſtellung, wie grauſam es ſey, Männer unaufhörlich zu plagen und zu quälen; und behauptete, die Vortheile, die man aus einer ſo übermäßigen Strenge zöge, geſetzt auch, ſie wären wirklich ſo groß, als er ſie vorſtellte, könnten unmöglich einen hinreichen-

den

den Grund abgeben, das Leben ſo vieler tauſend Menſchen ſo unglücklich zu machen.

Ob ſie wirklich ſo unglücklich ſind, verſetzte er, weis ich nicht. — Wenn aber Leute bey einer ſchlechten Koſt ſehr harte Dienſte thun, und dabey gewiß überzeugt ſeyn müſſen, daß ſie für das geringſte Verſehen, und bisweilen ſogar für ihr Unglück, ſcharf beſtraft werden, ſagte ich, können Sie dann noch zweifeln, ob ſolche Leute unglücklich ſind? — Sie ſcheinen nicht unglücklich zu ſeyn, verſetzte er, ſie ertragen es ſehr wohl. — Und wollten Sie denn, ſetzte ich hinzu, ſich darum weniger ein Gewiſſen daraus machen, Menſchen zu quälen, weil ſie ſo ſtarkmüthig ſind, es wohl zu ertragen.

Sodann erzählte ich ihm eine Geſchichte von einem engliſchen Matroſen, dem man wegen eines von ihm begangenen Straßenraubes den Proceß machte. Dieweil man ihm ſein Schickſal ankündigte, nahm er ein Stück aufgerollten Taback in den Mund, und hielts zwiſchen den Zähnen, bis er das Todesurtheil über ſich fällen hörte. Dann biß er ein Stück vom Taback ab, und fieng an es ſehr unbekümmert zu kauen. Kerl, ſagte der Richter, der ſich über des Mannes Gleichgültigkeit ärgerte, wißt ihr denn, daß ihr ſehr bald werdet gehangen werden? — So höre ich, ſagte der Matroſe, und ſprühte ein wenig Tabacksſaft aus dem Munde. — Wißt ihr auch, fuhr der Richter fort, wo ihr nach dem Tode hinkommt? — Das kann ich in der That nicht ſagen, Eure Hochedel Geſtrengen, antwortete der Matroſe. — Wohlan denn, ſchrie der Richter mit einer fürchterlichen Stimme, ſo will ichs euch ſagen: In die Hölle werdet ihr fahren, ihr Böſewicht, und dort immer und ewiglich brennen! — In dem Fall, erwiederte der Matroſe ganz ruhig, hoffe ich, Mylord, ich werd es aushalten können.

68. Brief.

Berlin.

Berlin iſt gewiß eine der ſchönſten Städte in Europa. Die Straßen ſind ſehr regelmäßig gebaut und von bequemer Breite. In der Neuen Stadt ſind ſie ſchnurgerade. Die Friedrichs-Straße ſchätzt man drittehalb engliſche Meilen, oder Eine franzöſiſche Meile lang. Andere, die von dieſer Straße in rechten Winkeln auslaufen, ſind Eine engliſche Meile bis anderthalb lang.

Einige Leute behaupten, Berlin nehme eben ſo viel Platz ein, als Paris. Dies ſind keine Franzoſen, wie ſie ſich leicht vorſtellen können; auch bin ich dieſer Meynung nicht: gewiß aber nähert ſich Berlin der Stadt Paris vielmehr an Größe, als an der Zahl ſeiner Einwohner. Berlin iſt unſtreitig mehr als halb ſo groß als Paris; ich bin aber überzeugt, daß es nicht über Ein Fünftheil von der Zahl der Einwohner enthält.

In dieſer Stadt giebts einige wenige ſehr prächtige Gebäude. Die übrigen ſind hübſche, aus ſchönen weiſſen Bruchſteinen erbauete, insgemein Einen, und höchſtens Zwey Stockwerke hohe Häuſer. Hier, wie zu Potsdam, entſpricht die innere Vollkommenheit dem äußern zierlichen Anſehen nicht; und die Soldaten ſind auf die Grundflur in Zimmer, die auf die Straßen herausſehen, einquartirt. Die Hauptgebäude ſind das Königliche Schloß und Prinz Heinrichs Pallaſt. Dieſe beyde ſind ſehr prächtig. Das Zeughaus, ein herrliches Gebäude, iſt in Geſtalt eines Vierecks erbauet. Man ſagte uns, es enthalte itzt wirklich Gewehre für zweymal hundert tauſend Mann. Und ich bin überzeugt, daß dieſer Bericht nicht übertrieben iſt.

Die neue römiſchkatholiſche Kirche iſt die zierlichſte Kirche in der Stadt. Der König geſtattet allen Reli-

gionen in ſeinen Staaten vollkommene Freyheit. Er hält den geringſten Gewiſſenszwang für etwas höchſt ungerechtes. Er hat ſogar die Delikateſſe, keine Religionsparthey durch ſein Beyſpiel zu begünſtigen; und um keine durch Partheylichkeit zu beleidigen, giebt er keiner den geringſten Vorzug vor der andern.

Am Vordertheile des Opernhauſes, welches ein ſehr ſchönes Gebäude iſt, ſtehet die Aufſchrift:

FRIDERICUS REX, APOLLINI ET MUSIS.

Wenn ein Ausländer die Inſchriften und Verzierungen der Palläſte und der andern öffentlichen Gebäuden, die neue Art die Kirchen auszuzieren, die Menge Merkur's, Apollo's, Minerven und Liebesgötter, die man hier zu Lande antrifft, betrachtet; ſo ſollte er auf den Wahn gerathen, als ob die chriſtliche Religion in den Preußiſchen Staaten abgeſchaft, und der alte Jupiter mit ſeiner Familie wieder in ſein voriges Anſehen eingeſetzt worden wäre.

Auf der neuen Brücke über die Spree ſtehet eine Bildſäule des großen Churfürſten **Wilhelms**, zu Pferde, die man für ein herrliches Kunſtwerk hält. — Auf einem von den viereckigten Plätzen ſtehet eine Bildſäule des Marſchalls **Schwerin**. Er iſt mit der Fahne in der Hand vorgeſtellt, mit welcher er in der berühmten Schlacht bey Prag vordrang. — Als er ſah, daß ſeine Truppen auf dem Punkte waren zurück zu weichen, riß er die Fahne dem Officier, der ſie tragen ſollte, aus den Händen, drang damit auf den Feind ein, und rief: „Mir nach, wer kein Feiger iſt!„ Die Truppen ſchämten ſich ihren Feldherrn im Stiche zu laſſen, thaten noch einen Angriff, und erkämpften den Sieg. — Allein der tapfere alte Feldmarſchall fiel im vier und achtzigſten Jahre ſeines Alters. — Däucht

Ihnen

Ihnen die Mühe eines ſo langen Lebens durch einen ſo glorreichen Tod nicht reichlich vergütet?

Anſtatt der Heiligen oder Crucifixe, nimmt ſich der König vor, die Kirchen zu Berlin mit den Bildniſſen von Männern, die dem Staate Nutzen geſchafft haben, auszieren zu laſſen. Die Bildniſſe der Marſchälle Schwerin, Keith, Winterfeld und einiger andern, ſind bereits in der großen Lutheriſchen Hauptkirche zu ſehen.

Die Geſellſchaft, zu welcher Fremde in dieſer Hauptſtadt Zutritt finden können, iſt weder weitläufig noch mannigfaltig. Die Preußiſchen Officiers von höherm Range, die ihre Zeit nicht wie ihre Untergebenen ganz auf ihre Berufsgeſchäfte wenden müſſen, leben größtentheils unter ihren eigenen Familien, oder unter einander ſelber, in Geſellſchaft. Außer andern Gründen, die ſie hierzu bewegen könnten, glaubt man auch, der König ſähe es nicht gerne, wenn ſie ſich in vertrauliche Bekanntſchaften mit Fremden oder mit ausländiſchen Miniſtern einließen.

Der Herzog von Hamilton folgte dem König nach Magdeburg, um die Muſterungen dort mit anzuſehen; und hat ſeitdem mit zween Engliſchen Herren eine Luſtreiſe nach Leipzig gethan. Meine Verbindung mit ihm, und der Brief, den ich von der Herzogin von Braunſchweig mitbrachte, haben mir Einladungen verſchafft, die ich außerdem wohl ſchwerlich würde erhalten haben. Vor kurzem brachte ich einen Tag auf einem ungefähr ſechs Engliſche Meilen weit von Berlin gelegenen, ſehr angenehmen Landhauſe zu, das des Königs Bruder, Prinz Ferdinanden, zugehört. Er iſt mit einer Schweſter der Landgräfin von Heſſen-Caſſel vermählt. Die Prinzeßin von Preußen befand ſich zugleich dort, und Prinz Friedrich von Braunſchweig mit ſeiner ungemein ſchönen Gemahlin. Ich habe

habe die Ehre, bisweilen bey Prinz **Friedrich**, der beſtändig zu Berlin wohnet, zu Nacht zu ſpeiſen. Mit dem ſeiner Familie eigenthümlichen Muth und muntern Weſen verbindet er Luſt zur Dichtkunſt, und er hat verſchiedene franzöſiſche Schauſpiele geſchrieben, die man auf einem kleinen Theater in ſeinem eigenen Hauſe, und in Privatgeſellſchaften zu Berlin aufgeführt hat. — Die ganze vorige Woche hindurch war eine beſtändige Folge von Traktamenten.

Die Prinzeßin von Preußen gab ein Frühſtück in einem Garten im Park, wozu eine ſehr große Geſellſchaft eingeladen wurde. Man tanzte hernach, den ganzen Vormittag über. Bey allen dieſen Gelegenheiten ſah ich nichts von jenem ſteifen Gepränge und Staate, den man den Deutſchen Schuld giebt. Perſonen vom höchſten Stande begegneten allen und jeden Anweſenden mit der natürlichſten und leutſeligſten Höflichkeit, und mengten ſich, ohne die geringſten Umſtände und ohne Etiquette, mit in die Contretänze.

Der Staatsminiſter, Graf **von Finkenſtein**, gab bey Gelegenheit der Vermählung eines ſeiner Söhne ein herrliches Mittagsmahl und einen Ball; Graf **Reuß** und einige andere haben ebenfalls Traktamente gegeben. Allein die beſtändigſte und Hauptgeſellſchaft findet man in den Häuſern der hier reſidirenden ausländiſchen Geſandten. In alle dieſe bin ich vom Herrn **Harris**, Seiner Majeſtät außerordentlichen Envoye allhier, eingeführt worden, der hier auf eine Art lebt, die ſeinem Vaterlande und ihm ſelber Ehre macht.

Sehr große Höflichkeiten haben wir auch vom Baron **van Swieten**, dem Geſandten vom Wieneriſchen Hofe, einem ſcharfſinnigen und gelehrten Manne, genoſſen. Er iſt ein Sohn des berühmten kaiſerlichen Leibarztes, deſſen Werke in ganz Europa ſo hochgeſchätzt werden. Auch giebt es hier zwey oder drey Generale,

die ziemlich oft die Häuſer dieſer Geſandten beſuchen, und bey Gelegenheit auch Fremde zu Hauſe bewirthen. — Außer den hier erwähnten giebt es ſehr wenige unter denen, die in des Königs von Preußen Dienſten ſtehen, die irgend einigen Verkehr und Umgang mit den nach Berlin kommenden Fremden pflegen. Ich bin ſo glücklich geweſen, hier mit zwey ſehr angenehmen franzöſiſchen Herren Bekanntſchaft zu machen, mit dem Marquis **de Laval**, Sohne des Herzogs **de Laval**, und dem Grafen **von Clermont**, Enkel jenes Herrn **von Saint-Hilaire**, dem ſein Arm durch die nämliche Kugel, die den Marſchall **Türenne** tödtete, weggeriſſen wurde. Sie erinnern ſich jener Empfindung die St. Hilaire gegen ſeinen Sohn äußerte, der ſeines Vaters Wunde bejammerte. — (*) Eine Empfindung, welche bewies, daß er eben ſo edelmüthig war, als der Held, den er ſich ſelber ſo weit vorzog. Adieu!

69. Brief.

(*) Gerne werden unſere Leſer hier dieſen Zug von der Frau von Sevigne geſchildert finden. „Hören Sie doch, ich bitte, etwas das mir ſchön dünkt: mir däucht, ich leſe die Römiſche Geſchichte. Saint Hilaire, der General-Lieutenant der Artillerie, ließ den Herrn von Türenne, der bis dahin immer galoppirt hatte, halten, um ihm eine Batterie zu zeigen, als wolle er zu ihm ſagen: Mein Herr, bleiben Sie ein wenig hier, denn hier ſollen Sie umkommen. Die Kanonenkugel kömmt alſo angeflogen, reißt St. Hilairen, der auf dieſe Batterie wieß, den Arm weg, und tödtet den Herrn von Türenne. St. Hilairen's Sohn wirft ſich auf ſeinen Vater, und hebt ein Jammern und Wehklagen an. „Schweig, mein Kind! ſagte dieſer; ſiehe da! und wies ihm den Herrn von Türenne todt hingeſtreckt; ſiehe da, was man ewiglich beweinen muß, was unerſetzlich iſt!

Und

69. Brief.

Berlin.

Als wir hier zuerſt anlangten, reſidirte die Königin zu Monbijou, einem kleinen Pallaſte, hart auſſerhalb der Thore. Ihre Majeſtät hatte während ihres dortigen Aufenthalts wöchentlich zween öffentliche Courtage. Vor kurzem iſt ſie aber nach Schönhauſen, einem andern Pallaſte gezogen, der zwo Meilen weit von Berlin liegt, und wo ſie den Sommer zubringt. Hier hat ſie wöchentlich nur einen öffentlichen Courtag. Die Prinzen, der Adel, die fremden Geſandten und Ausländer, machen ihr bey dieſer Gelegenheit um fünf Uhr des Abends ihre Aufwartung. Wenn Ihre Majeſtät den Kreis herum ſpatzirt iſt, und einem jeden ein paar Worte geſagt hat, ſetzt ſie ſich zum Kartenſpiele nieder. Die Königin hat ihren eigenen Spieltiſch, und jede von den Prinzeßinnen hat einen. Jede unter ihnen wählt ſich ihre eigene Geſellſchaft. Die übrige Geſellſchaft zeigt ſich ein paar Minuten lang an jeder von dieſen Spieltafeln; ſodann iſt die Aufwartung für denſelben Tag vorüber, und ſie ſpatziren darauf im Garten, oder formiren Spielgeſellſchaften in den andern Zimmern, wie ihnen beliebt, und kehren in der Abenddämmerung nach Berlin zurück. An gewiſſen beſondern Abenden ladet Ihre Majeſtät eine anſehnliche Zahl von der Geſellſchaft zum Nachteſſen ein, und dieſe bleiben ſodann bis um Mitternacht dort.

Und ſomit fängt er an, dieſen großen Verluſt zu bejammern, ohne ſich im geringſten um ſich ſelber zu kümmern. — Der Herr von Rochefoucault weint ſelber mit, und bewundert den Edelmuth dieſer Empfindung.„)

Der Hof der Königin gleicht den andern Europäiſchen Höfen; der zu Sans-Souci hingegen iſt nach einem ganz neuen Plane eingerichtet. Dort werden keine Fremde, und auch ſonſt keine Perſonen aufgenommen, als nur diejenigen allein, die wirkliche Geſchäfte beym Könige haben. Dort beſchäftigt ſich Seine Majeſtät vom Morgen an bis auf den Abend mit ſeinen Angelegenheiten, und bringt ſeine Erholungsſtunden in der Geſellſchaft von zwey oder drey Gelehrten und einigen wenigen Officiers zu, die täglich mit ihm zu Mittag ſpeiſen. — Hat er mit irgend einem von ſeinen Miniſtern oder Beamten, oder mit den ausländiſchen Miniſtern Geſchäfte, die ſich nicht durch Briefe verrichten laſſen, ſo machen ſie ihm zu Sans-Souci ihre Aufwartung, und ſobald ihr Geſchäft berichtigt iſt, gehen ſie von dannen wieder hinweg.

Die Aſſembleen zu Schönhauſen ſind die einzigen eingeführten öffentlichen Verſammlungen der Berlinſchen Frauenzimmer von Stande, während des Sommers: man bekömmt aber die Hofdamen oft in den Häuſern der fremden Geſandten zu ſehen.

Die franzöſiſchen Sitten und Denkungsarten herſchen gewiß ſehr wenig unter den Preußiſchen Officiers; die Berlinſchen Hofdamen hingegen, haben mehr als die von irgend einem andern Hofe, den ich kenne, die Mienen von Franzöſinnen. Das Fräulein **von Hartfeld**, erſtes Kammerfräulein der Königin, verbindet mit unendlich vielem Witze alle die natürliche, unaffektirte Anmuth, wodurch ſich die Hofdamen von Verſailles auszeichnen.

Seine Majeſtät erſcheint ſehr ſelten am Hofe der Königin, oder an irgend einem Orte, wo Frauenzimmer einen Theil der Verſammlung ausmachen. Hat er eine Neigung ſich zu ergötzen, ſo ſind ſeine Zeitvertreibe ſo beſchaffen, daß Frauenzimmer keinen Theil

daran

daran nehmen können. Ich ſagte einmal zu einem Frauenzimmer an dieſem Hofe, es ſey Schade, daß Seine Majeſtät keine Frauenzimmer liebe. — In Betracht ſeines Alters, antwortete ſie, könnten wir allenfalls ſeiner Liebe entbehren; aber das iſt hart, daß er uns nicht leiden kann.

Dieſer Laune des Königs ohneracht̄et wird doch das Frauenzimmer hier keinesweges von den Männern überhaupt vernachläſſigt. Insbeſondere haben viele unter den vermählten Damen öffentliche Verehrer, die ſie bey jeder Gelegenheit begleiten, mit ihnen zu allen Traktamenten eingeladen werden, bey Tiſche neben ihnen ſitzen, und vom Hausherrn oder der Hausfrau gefliſſentlich in die nämliche Spielgeſellſchaft mit ihnen geſetzt werden. Iſt eine Frau nicht mit einem ſolchen Geſellſchafter verſehen, ſo iſt ihr Ehemann ſowohl als ſie ſelber darüber etwas verlegen, und beyde ſcheinen ſo lange betreten zu ſeyn, bis ſie einen ſo nöthigen Geſellſchafter ausfinden.

Vor kurzem begegnete einem gewiſſen hieſigen Herrn ein ſehr empfindliches Unglück; anſtatt aber ihm oder ſeiner Ehegattin, (denn er war verehelicht) deshalb zu condoliren, bedauerte jederman ein anderes Frauenzimmer, zwiſchen welchem und dieſem unglücklichen Herrn, wie man vermuthete, der vertraulichſte Umgang obwaltete, aufs zärtlichſte. Man ſagte, ſie ſey eines von den würdigſten Frauenzimmern in der Welt, und ſo empfindlich, daß der Eindruck, den das Unglück des Herrn auf ihr Gemüth machen würde, ihrer Geſundheit ſchaden dürfte. — Ich wunderte mich, daß man dieſe ganze Zeit über ſeiner Frau gar nicht erwähnte, und fragte, ob ihres Ehemannes Unglück nicht auch ihr gewiſſermaßen nahe gehen würde? — Man ſagte mir, ſie ſey anderswo beſchäftigt, und alles,

was ihrem Manne begegnen könnte, gehe ſie wenig oder nichts an. Ich erkundigte mich ſodann, ob ſie und ihr Mann mit einander unzufrieden lebten? Man meldete mir, im Gegentheil ſtünden ſie mit einander im beſten Vernehmen von der Welt: denn er ſey einem andern Frauenzimmer, (dem nämlichen, das ſie ſo ſehr bedauerten) ſehr ergeben, und ſeine Frau ſey ganz einem andern Manne zugethan: ihre beyderſeitige Rechnung ſey alſo vollkommen bilanzirt, ſie hätten niemals den geringſten häuslichen Wortwechſel mit einander, bekümmerten ſich um einander nichts, und wären jedes nur mit ſeiner eigenen Leidenſchaft beſchäftigt.

Hier zu Lande kann man, wenn beyde Partheyen einwilligen, und keine Kinder vorhanden ſind, mit ſehr wenig Mühe und Koſten eine Eheſcheidung auswirken. Wir ſind oft in Geſellſchaften, worin eine Frau und ihr jeziger und ihr vormaliger Ehemann an einer Tafel beyſammen ſitzen, und alle Partheyen einander aufs höflichſte und freundlichſte begegnen.

Ich habe mir ſagen laſſen, ein Herr, der zu Hauſe im Unfrieden mit ſeiner Frau gelebt, habe ſie bereden laſſen, mit ihm einſtimmig um eine Eheſcheidung anzuſuchen. — Sie wurde bald erlangt. — Er ehelichte ſodann ein anderes Frauenzimmer, in welches er ſterblich verliebt war, und hoffte, wie gewöhnlich, eine unaufhörliche Glückſeligkeit. Allein nach der Heyrath erkaltete ſeine Liebe früher als gewöhnlich; und in wenig Monaten wurde er ein öffentlicher Verehrer ſeiner erſten Frau. Er ſah nun tauſend Reize an ihrer Perſon und in ihrem Umgange, die er vorher, da er noch durch das Joch der Ehe mit ihr verbunden war, niemals bemerkt hatte. Auch entdeckte er, daß gewiſſe Beſonderheiten in ihren Manieren, die er zuvor für äußerſt albern gehalten hatte, in der That reizend wären. Er bezeugte ſeine Reue über ſeine vorige Blindheit in

den rührendſten Ausdrücken: die Dame ließ ſich erweichen, und gab ihm endlich die vollſtändigſten Beweiſe ihrer Verzeihung: und jedermann glaubte, er habe ſolchergeſtalt Mittel gefunden, mit der nämlichen Frau, mit welcher er rechtmäßig verheyrathet gewesen war, die Ehe zu brechen.

Hier wird die Eiferſucht eben ſo ſehr verachtet als verabſcheuet: und von Läſterungen weiß man ſehr wenig. Die Leute ſcheinen mit ihren eigenen Angelegenheiten ſo ſehr beſchäftigt zu ſeyn, daß ſie ſich um ihrer Nachbarn ihre ſehr wenig bekümmern. Erwähnt man ja in einem Geſpräche einer gewiſſen beſondern Vertraulichkeit zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, ſo thut mans nur zufälligerweiſe, als einer unbedeutenden Kleinigkeit, und ohne den geringſten Tadel oder boshafte Anmerkung über irgend eine von den Partheyen. Dieß mag vermuthlich unter andern auch daher rühren, daß es (wie man mich verſichert hat) in Seiner Preußiſchen Majeſtät Ländern ſchwerlich eine alte Jungfer giebt.

Der häufigſt beſuchte Spaʒirort zu Berlin, iſt die Mitte einer von den Hauptſtraßen. — Vor den Häuſern auf jeder Seite iſt ein gepflaſterter Gang, und zwiſchen den beyden Gängen ſind ſchöne mit Kies beſchüttete und mit Linden bepflanzte Spaʒirgänge. — Unter dieſen Linden ſind Gezelte aufgeſchlagen, und werden Eis, Limonade und andere Erfriſchungen verkauft. Die Hautboiſtenchöre der Regimenter üben ſich hier den Sommer über. — Die Geſellſchaft iſt insgemein des Abends am zahlreichſten, und ſpaʒirt oft bis ſpät in die Nacht.

— Nunc & campus, & areæ,
Leneſque ſub noctem ſuſurri,
Compoſita repetantur hora.

70. Brief.

Berlin.

Nichts befremdete mich Anfangs, da ich nach Berlin kam, ſo ſehr, als die Freymüthigkeit, womit viele Leute von den Maasregeln der Regierung und dem Betragen des Königs ſprechen. Ich habe politiſche Sachen, und andere, die ich für noch kützlicher gehalten hätte, hier eben ſo frey und ungeſcheut als in einem Londner Caffeehauſe behandeln hören. Die nämliche Freiheit findet man auch in den Buchläden, wo Schriften aller Arten öffentlich verkauft werden. Die neulich herausgekommene Schrift über die Theilung Polens, worin der König gar nicht geſchont wird, iſt hier ohne Schwierigkeit zu haben; ſowohl als andere Schriften, worin einige der vornehmſten Perſonen mit aller Bitterkeit der Satire angegriffen werden.

Eine Regierung, die von einem Heere von Einhundert und achtzigtauſend Mann unterſtützt wird, braucht ſich um die Tadeleyen einiger wenigen politiſchen Kannengießer und die Feder des Satirikers nicht zu bekümmern. Seine Majeſtät behält die Macht über das Leben und Eigenthum ſeiner Unterthanen, ſo wie es ſeiner Weisheit gut dünkt, zu verfügen: und verſtattet ihnen dafür die vollkommenſte Freiheit, ſich mit ſo viel Gloſſen oder Späßen über ſein Betragen, als es ihnen ſelber beliebt, die Zeit zu vertreiben.

Der Geiſt dieſes Monarchen iſt unendlich weit über jene Neigung zu Klätſchereyen erhaben, wodurch das verächtliche Geſchlecht der Ohrenbläſer und Ausbreiter der Aergerniſſe an gewiſſen Höfen ſo gut gedeihet. Er iſt überzeugt, daß eben die Treuloſigkeit, die ein wirkliches Geſpräch verrathen kann, auch ein falſches erdichten kann; und giebt alſo niederträchtigen und boshaften Erzählungen von dem, was in Privatgeſellſchaf-

ſellſchaften oder in Stunden fröhlicher Schmauſereyen vorgefallen iſt, kein Gehör. Jeder, der es verſuchen wollte, dergleichen Anekdötgen ihm zu erzählen, würde ſchimpflich von ihm weggejagt werden. Eben ſo ſehr verachtet er auch alle anonymiſche Briefe und jede Art boshafter Nachrichten, wenn der Urheber derſelben ſeine Behauptungen nicht öffentlich und perſönlich beweiſen will.

Dieſer große König iſt ſo vollkommen frey von Argwohn und perſönlicher Furcht, daß er zu Sans-Souci ohne einige Leibwache oder Bedeckung wohnt. Ein Sergeant, oder auch nur ein Korporal auf der Ordonanz, hält ſich dort bey Tage auf, um gelegentliche Befehle an die Beſatzung zu Potsdam zu überbringen, wohin er allemal des Abends zurückkehrt. In dieſem Schloſſe, wo der König jede Nacht ſchläft, befinden ſich nicht über zehen bis zwölf Perſonen, die Bedienten mit eingerechnet. Bedenkt man nun, daß Sans-Souci eine einſame Wohnung iſt, die ungefähr eine halbe Meile weit von Potsdam liegt, wo die ganze Beſatzung eingeſchloſſen iſt, und folglich im geringſten nichts helfen könnte, falls des Nachts irgend ein Verſuch auf die Perſon des Königs geſchähe; erwägt man, daß derjenige, der ſo unbewacht und hülflos ſchläft, ein deſpotiſcher Monarch iſt, der den Eingebungen ſeines eigenen Verſtandes und Willens zufolge regiert, ohne ſich um den Haß oder das Misvergnügen irgend jemands, oder irgend einer Klaſſe von Leuten zu bekümmern, und der ohne Zweifel manche bittere Feinde hat; ſo muß man geſtehen, daß alle dieſe Umſtände eine ſehr große Seele beweiſen.

Berlin iſt zwar keine Feſtung, aber doch eine ſehr kriegeriſche Stadt. Wenn die ſämmtlichen Soldaten der Beſatzung zugegen ſind, ſo beläuft ſich ihre Anzahl auf dreyßigtauſend Mann. Ueberhaupt führen ſie ſich

 ruhig

ruhig auf: und die Polizey der Stadt iſt ziemlich gut eingerichtet. Doch giebts gewiſſe Arten von Unordnungen, die hier im höchſten Grade herrſchen. Der öffentlichen Buhlerinnen giebts hier eine größere Menge, als in irgend einer andern Stadt in Europa nach Maßgabe der Zahl ihrer Einwohner. Sie zeigen ſich bey hellem Tage öffentlich an den Fenſtern, winken den Vorübergehenden auf den Straßen, und bewerben ſich auf jede ihnen beliebige Art, ohne von der Obrigkeit im geringſten geſtöhrt zu werden, um Kunden.

Man ſcheint hier durchgehends zu glauben, daß dieſe Art Freiheit die Ruhe und Glückſeligkeit der Geſellſchaft nicht ſtöhre; oder vielleicht, daß ein Verſuch ſie zu dämpfen, ſchlimmere Folgen, als dieſe Unordnung ſelber iſt, nach ſich ziehen würde. Es darf alſo niemand diejenigen, die dieſes Gewerbe erwählt haben, ſtöhren oder mishandeln; und auf die Kunden, die die Zimmer dieſer Nymphen zu beſuchen pflegen, ſiehet man eben ſo wenig, als ob ſie in irgend ein anderes Haus oder in einen Kramladen giengen, ſich eine andere Waare zu kaufen.

Eine andere Art von liederlicher Ueppigkeit ſoll in dieſer Hauptſtadt einreißen; — doch bilde ich mir ein, was man von jenem ekelhaften Gegenſtande erzählt, ſey ſehr übertrieben.

Die angeſehenern Bürger und Handwerksleute leben ganz unter ihres gleichen, und beharren, ohne die Sitten der Hofleute nachzuäffen, oder ſich zu den liederlichen Lüſten des Pöbels zu erniedrigen, in der Sittſamkeit, Einfalt und Ehrlichkeit des Deutſchen Nationalcharakters.

Auf nichts hat Seine Preußiſche Majeſtät ſich ſo aufmerkſam und doch mit ſo wenigem Erfolge befliſſen, als auf die Einführung einer blühenden Handlung in ſeine

Staaten. Alle ſeine Beſtrebungen zu dieſem Ende ſind durch unüberlegte Taxen, Monopolien und andere Einſchränkungen vereitelt worden. Die Handlung gleicht den ſcheuen Bewohnern der Luft und der Wälder. Sobald ſie eingeſchränkt oder gefeſſelt wird, nimmt ſie ab und ſchwindet; oder ſie ſchwingt, wie abgeſchreckte Liebe, — „beym Anblicke menſchlicher Feſſeln, ihr leichtes Gefieder, und fliegt augenblicklich davon.„

71. Brief.

Berlin.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Gedicht und die kleinen Schriften, die Sie mir durch —— überſandten. Ich geſtehe es, ich halte jenes beyweitem für kein Meiſterſtück, wundere mich aber doch nicht über den großen Abſatz, den es gefunden hat. Denn hätte es auch noch weniger Witz enthalten, ſo würde es doch immer noch wegen der darinn herrſchenden Bosheit und perſönlichen Schmähungen ſehr gefallen haben.

Die Engliſche Nation hat von jeher einen gewaltigen Appetit zu politiſchen Schriften gehabt. Allein diejenigen, die ſie damit bedienen, haben ihr einige Zeit her ſolche ganz politiſche Gerichte aufgetiſcht, daß ihr endlich davor zu ekeln ſcheint. Man findet nun ein wenig Witz oder perſönliche Satire nöthig, um auch nur eine Zeitung an den Mann zu bringen. Witz ſtehet nicht allezeit dem Verleger zu Gebote; er erſetzt daher deſſen Mangel durch Satire, wodurch er ſeine Abſicht eben ſo wohl erreicht.

Ich habe niemals ein Vergnügen daran gefunden, die düſtere Seite der menſchlichen Natur zu betrachten oder zu entblößen: es giebt aber einige ſo ſehr auffallende Schatten darinn, daß man die Augen nicht auf-

thun kann, ohne ſie zu ſehen. Unter dieſe gehöret das Vergnügen, womit ſo viele Leute Paſquille leſen, worin Privatcharactere geſchmähet werden. Wenn es ein Unglück iſt, in Zeitungen und kleinen Schriften geläſtert zu werden; ſo iſt Rochefoucaults Maxime unſtreitig wahr: — Dans l'adverſité de nos meilleurs amis nous trouvons toujours quelque choſe qui ne nous déplait pas.

Dieſe boshafte Neigung, die man unter den Menſchen ſo häufig bemerkt, haben die gemeinen Schmierer unſerer Zeiten ſich zu Nuße gemacht. — Wie jene Leute, die Ochſen und andere Thiere anſchaffen, um ſie zum Zeitvertreibe der Zuſchauer mit Hunden heßen zu laſſen, laſſen dieſe Herren jede Woche einige Charaktere los, die ſie in den öffentlichen Zeitungen aufs grauſamſte heßen und zerfleiſchen.

Der grauſame Geſchmack dererjenigen, die dergleichen Zeitvertreibe bezahlen, iſts, der ſie im Schwange erhält. Die Verfaſſer der Schmähſchriften zu London hegen oft eben ſo wenig Haß gegen die Perſonen, die ſie ſchmähen, als die Leute zu Paris und Wien, die die andern Beluſtigungen anſtellen, den Schweinen, Ochſen und andern Thieren gehäſſig ſind, die ſie der Wuth der Hunde Preis geben.

Die Schmierer ſelber kennen diejenigen, deren Charakter ſie angreifen, ſelten auch nur von Perſon. Es iſt gar nicht unmöglich, daß der Verfaſſer der bittern Verſe, die Sie mir geſendet haben, die Lords und Herren, wider die er ſo bitter ſchmähet, eben ſo wenig kennt, als der Weber, der ihre Schnupftücher webete. Allem Vermuthen nach wollte der Fabrikant der Verſe, wie der Fabrikant der Schnupftücher, ſich damit nur ſein täglich Brod erwerben; und dieſer Reimſchmied zog die Satire dem Lobgedichte nur darum vor, weil er wuſte, daß jene ſich mehrern Abſaß verſprechen konnte.

Ich

Ich erinnere mich, daß ich einmal in einem Buchladen war, als dem Buchhändler ein Brief gebracht wurde, der einen Aufſatz enthielt, den er einen Augenblick überſah, ihn ſodann mir zu leſen gab, und ſagte, es ſey ein Charakter des Lords Sandwich, den er in ein gewiſſes Werk einrücken wolle, das damals heraus kam. — Mich dünkt, ſetzte er hinzu, er werde ziemlich gut abgehen: der Verfaſſer iſt eine ſcharfe Klinge, ich verſichere Sie: — keiner von meinen Jungen iſt ſo ſcharf, oder ſchneidet ſo tief, als dieſer kleine Preisfechter.

Ich fand, daß dies eine höchſt bittere Schmähſchrift wider den eben erwähnten Lord, und daß ſie mit der gehäſſigſten Bosheit und perſönlichen Feindſchaft geſchrieben war, worin der Lord als ein Ungeheuer von Ueppigkeit gebrandmarkt, und jeder niederträchtigen Neigung und aller Laſter, die jemals das verderbteſte Herz befleckt haben, beſchuldigt wurde.

Dies, ſagte ich, iſt ein viel harmloſerer Aufſatz, als der Verfaſſer machen wollte. Die Heftigkeit des Gifts wird ſein eigenes Gegengift ſeyn. Der nach Läſterungen und Paſquillen heishungrigſte Magen wird eine ſolche Doſin nicht ertragen können, ſondern ſie mit Ekel wieder von ſich brechen müſſen. Jeder Leſer, der auch nur den gemeinſten Menſchenverſtand hat, wird deutlich ſehen, daß alle dieſe Schmähungen von Bosheit und perſönlichem Haſſe eingegeben ſind.

Dann (verſetzte der Buchhändler) wird jeder Leſer, der auch nur den gemeinſten Menſchenverſtand hat, deutlich etwas ſehen, das nicht exiſtirt: denn der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat, wie ich gewiß weiß, niemals den geringſten Verkehr oder Umgang mit Lord Sandwich gehabt, hat niemals die geringſte Feindſchaft wider ihn gehegt, und wünſcht im geringſten nicht dem Lord zu ſchaden: und zum Beweiſe hiervon, ſetzte er hinzu, und nahm einen andern Aufſatz aus ſeinem Schreibepult,

hier iſt ein Charakter des nämlichen Lords, vom nämlichen Verfaſſer geſchildert, der in ungefähr einer Woche, nach der Ausgabe des vorigen, als eine Antwort auf jenen herauskommen ſoll.

Dieſer zweyte Aufſatz war eine ununterbrochene Lobſchrift auf Lord Sandwich, von Anfang bis zu Ende, worinn der billige Verfaſſer ihn mit einigen der größten und berühmteſten Männer verglich, viele von den glänzendſten Blumen, womit Plutarch ſeine Helden ausgeziert hat, ſammelte, ſie in einen großen Kranz wand, mit dieſem ſehr ernſthaft die Scheitel des engliſchen Lords bekrönte, und mit der Anmerkung beſchloß: wie Mylord jenen griechiſchen und römiſchen Helden an ihren Tugenden gleiche, ſo ſey er auch, wie ſie, durch die bitterſten Angriffe des Neides und der Bosheit ausgezeichnet worden; eine Taxe, welche vorzügliche Talente allezeit hätten bezahlen müſſen.

Wie kömmt aber eben Mylord Sandwich zur Ehre, ſagte ich zum Buchhändler, daß er ſolchergeſtalt unter allen ſeinen Mitbrüdern im Oberhauſe ausgeſucht, und durch die Schmähungen und Lobſprüche eures ſinnreichen Freundes ſo ganz beſonders ausgezeichnet wird?

Weil dieſer Lord, verſetzte er, einem ſehr thätigen Departement (*) vorſtehet, und einer von jenen ſtarken und entſchiedenen Charaktern iſt, welche niemals ermangeln ſich eine Menge Freunde und Feinde zu machen. Seine Feinde ſehen ihn herzlich gerne geläſtert, und ſeine Freunde werden ihn vermuthlich eben ſo gerne gelobt ſehen: und ſomit werden zwiſchen ihnen beyden meines Freundes Aufſätze häufigen Abſatz finden; und ich hoffe an Mylord etwas anſehnliches zu gewinnen; welches, unter uns geſagt, nicht an jeder

Stan-

(*) Dem Departement der Admiralität.

Standesperſon angehet. Beym Himmel, mein Herr, einige unter ihnen ſind ſo geſchmackloſe, zahme Milchſuppen-Charaktere, daß kein lebendiger Menſch ſich das geringſte um ſie bekümmert. Da iſt — — — ein Mann von einem ſo hohen Stande und ſo berühmten Namen, daß ich dachte, es würde ſich etwas aus ihm machen laſſen, — und ſomit meinem kleinen Klopffechter aufgab, für und wider ihn zu ſchreiben; und zwey ſehr hübſche Büchelgen ſchrieb er auf. — Als ich ſie aber eben unter die Preſſe geben wollte, zeigte ich ſie von ungefähr einem von meinen Freunden, der ſich auf dergleichen Sachen vortrefflich verſtehet. — Dieſe Pamphlets, ſagte er, ſind ſehr gut geſchrieben; aber das Druckerlohn werden ſie nimmermehr einbringen. Der Mann, von welchem ſie handeln, iſt eine ſo kalte, zahme, höfliche, behutſame Seele, und hat ſich ſeine ganze Lebenszeit über in einem ſo genauen Gleichgewichte erhalten, daß er niemals irgend jemand verpflichtet oder beleidigt hat. Er hat weder Freunde noch Feinde in der Welt: — Jedermann ſagt ihm nach, der Mann ſey noch gut genug: ſollte er aber heute Nacht ſeinen Hals brechen, ſo würde kein menſchliches Geſchöpf ſich über den Zufall weder freuen noch betrüben; und eine Schmäh- oder Lobſchrift auf ſeine Großmutter würde eben ſo viele Leſer finden, als dieſe auf ihn.

Bey meiner Treue, mein Herr, beſchloß der Buchhändler, ich ließ mir rathen, und unterdrückte die Pamphlets.

So ſehr ich mich auch an meines Freundes, des Buchhändlers, Raiſonnements beluſtigte, ſo konnte ich mich doch des Unwillens über den meuchelmörderiſchen Schmeichler nicht enthalten, der ſich auf eine ſo niedrige Art damit nährte, daß er anderer Leute Ehre verwundete und mordete, oder wenigſtens zu morden verſuchte. Auch ſind diejenigen gewiß nicht ganz tadellos, die den

Schmä-

Schmäher zwar verabſcheuen, ſich aber doch an ſeinem Geſchmiere ergötzen. Allem Vermuthen nach möchte er ſeine Bosheit mit ſeinem Heißhunger entſchuldigen: allein das Vergnügen, das ſeine Leſer daran finden, ſcheint blos von einer uneigennützigen Freude an der Schmähung anderer Leute herzurühren. Viele unter denen, die ſich laut und bitter über die Frechheit der Preſſe beſchweren, und über die Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſchreyen, daß man Privatcharakter in öffentlichen Zeitungen auf eine ſo heilloſe Art mishandle, laſſen ſich die giftigſten von dergleichen Schmierereyen jeden Morgen eben ſo richtig wie ihr Butterbrod auftiſchen. Wollten ſie ſich des Vergnügens, die boshafteſten derſelben zu leſen, enthalten: ſo würde das Uebel, worüber ſie ſich beſchweren, ſogleich von ſelbſt aufhören.

Abgeſchmackt iſts aber, und undankbar ſcheints auch zu ſeyn, wenn Leute ſich ſo ſehr entrüſten über diejenigen Stellen, die ihnen einen von den größten Zeitvertreiben ihres Lebens verſchaffen. Den ganzen Vormittag über mit jedem Merkmale des Vergnügens ſich an Läſterungen weiden, und am Abend ſie mit affektirter Entrüſtung tadeln, heißt eben ſo verkehrt handeln, als wenn ein Richter erſt ein armes Mädgen zur Hurerey verführen, und hernach ſie dafür beſtrafen wollte.

Vielleicht werden Sie mich, zur Antwort hierauf, an die Bewunderung erinnern, die ich über die Schreibart gewiſſer berühmten Briefe (*) geäußert habe, in welchen einige hohe Charaktere mit der gelehrten Kunſt eines Anatomikers zergliedert, und mit der ſinnreichen Grauſamkeit eines Inquiſitors gemartert werden. Ich antworte, ich bewunderte den Witz und das Genie, aber keinesweges die Gemüthsart, die aus dieſen Briefen hervorleuchtet.

Wird

(*) Des berüchtigten Junius, verwerflichen Andenkens.

Wird Bosheit von Genie und Witz begleitet, ſo duldet man ſie oft aus jener Ehrerbietung, die ihren Begleitern gebührt; kömmt aber die Elende allein, oder, wie oft geſchieht, von Dummheit begleitet, ſo wird ſie aus jeder guten Geſellſchaft mit Verachtung verſtoßen.

---

72. Brief.

Berlin.

Das Preußiſche Heer ſoll jetzt, wie man mir verſichert hat, ſich auf einhundert und achtzig tauſend Mann belaufen. Geſetzt auch, man wollte dieſe Zahl für übertrieben halten, und zwanzig oder auch dreyßig tauſend Mann davon abziehen; ſo würde der Ueberreſt doch immer noch ſehr groß bleiben; und die Unterhaltungskoſten eines ſolchen Heeres in Friedenszeiten ſcheinen vielen Leuten für die Einkünfte des Königs von Preußen faſt gar zu groß zu ſeyn. Wiewohl die Einkünfte dieſes Monarchen weit größer ſind, als man ſichs insgemein vorſtellt; ſo ſind doch die Heere, die er bisher unterhalten hat und noch unterhält, die Palläſte, die er gebauet, und andere koſtbare Werke, die er zu Stande gebracht hat, noch keine ſo ſtarke Beweiſe der Größe ſeiner Einkünfte, als der weiſen Haushaltungskunſt, womit er ſie verwaltet und angewendet hat. Viele andere Fürſten haben größere Einkünfte, die, wie Waſſer, das man auf ungebauete Stücke Landes verſchüttet, und damit das Wachsthum des unnützen Unkrauts begünſtigt, ohne Geſchmack oder Pracht auf den Flitterſtaat eines Hofes und ſeines Anhangs verſchwendet werden. Vielleicht hat man noch niemals gewußt, welche Wunderwerke eine weiſe, fleißige und beſtändige Staatswirthſchaft in allen den verſchiedenen Zweigen der Re-

gierung thun kann, bis dieſer Monarch es augenſchein-lich gezeigt hat.

In den Staaten des Königs von Preußen giebts keine Poſten, die einzelne Perſonen auf Koſten des Staats bereichern, keine den Fähigkeiten und der Ueppigkeit der Großen angemeſſene Aemter, die große Einkünfte abwerfen, und wenigen Fleiß und Verſtand erfordern. Wenn diejenigen, die die einträglichſten Aemter an dieſem Hofe bekleiden, von ihren Beſoldungen Standes gemäß leben, und für ihre Familien eine ſehr mäßige Verſorgung erübrigen können, ſo iſts das höchſte, was ſie jemals davon erwarten dürfen.

Alle Güter ſind in den Preußiſchen Staaten mit hohen Auflagen belegt. Ohnerachtet das Geld zu Berlin ungleich ſeltener als zu London oder Paris iſt, wird doch ein Ausländer im gewöhnlichen Aufwande auf den Lebensunterhalt ſehr wenig Unterſchied finden. Es giebt keine Mittel ſeine Einkünfte zu vermehren, die der König nicht verſucht hätte. Er hat ſogar die Eitelkeit ſeiner Unterthanen taxirt, und aus dieſer reichen Quelle beträchtliche Einkünfte gezogen. Die unſinnige Begierde nach Titeln, welche die Deutſchen vor allen andern Menſchen haben, bewegt viele von den vermögenden Bürgern, ſich den Titel irgend eines Amts am Hofe zu kaufen; und ohnerachtet der König keinen Mann ohne wirkliche Fähigkeit in ſeine Dienſte aufnimmt, ſo macht er ſich doch gar kein Bedenken daraus, dieſe Art Handels zu verſtatten. Allein der Titel iſts auch wirklich alles, was verkauft wird; denn mit den wirklichen Geſchäften des Amtes hat der Käufer nach dem Handel eben ſo wenig zu ſchaffen, als vorher. Ohnerachtet Seine Majeſtät ſehr ſelten irgend jemanden zu Rathe zieht, hat er doch mehrere ſogenannte Geheime Räthe, als irgend ein anderer König in der ganzen Chriſtenheit.

Die

Die Auflagen ſind überhaupt unabänderlich beſtimmt und feſtgeſetzt. Man hat aber Mittel gefunden von den Eignern der größten Güter Contributionen zu ziehen, die die kleinere Gutseigner und die übrigen Unterthanen nicht mit treffen. Der Geiſt der Regierung iſt großen und unabhängigen Herren nicht günſtig: er hält ſowohl die großen als die kleinern Gutsherrn vom Bedrücken und Schinden des Landvolks ab. Da die Soldaten aus dem Bauernſtande genommen werden; ſo iſt auch dafür geſorgt worden, daß dem Landvolke die Hauptquelle der Geſundheit und Kräfte nicht geraubt werde: und keine Bauern in Europa leben beſſer als die Preußiſchen. (*)

Das Heer beſtehet hauptſächlich aus Provinzial-Regimentern. Die ſämmtlichen Preußiſchen Staaten ſind in Kreiſe oder Kantone vertheilt, in deren jedem eines oder mehrere Regimenter, nach Maaßgabe der Größe und Volkmenge des Kantons, urſprünglich aufgerichtet worden ſind, und woraus die Rekruten immer noch gezogen werden: und jedes Regiment iſt in Friedenszeiten immer in der Nähe des Kantons einquartirt, aus welchem es ſeine Rekruten ziehet.

So viele Söhne ein Bauer auch haben mag, ſo können ſie doch alle zu Soldaten weggenommen werden, bis auf Einen, den man ihm zum Gehülfen im Feldbaue läßt. Die übrigen tragen von ihrer Kindheit an Binden, zum Zeichen, daß ſie zu Kriegsdienſten beſtimmt und bereit ſind, ſobald der Staat ſie dazu auffordert, als Soldaten zu dienen. Hat ein Bauer nur einen einzigen Sohn, ſo zwingt man dieſen nicht zum Solda-

(*) Das iſt ſehr viel geſagt von einem Reiſenden, der den Zuſtand des Landvolks in der Schweiz und in England kennt.

Soldatenſtande, er müßte denn das Unglück haben, ungemein groß, ſtark und hübſch zu ſeyn. Doch befleißt ſich der König, ſeine eigenen Bauern zu ſchonen, und ſo viele Rekruten als möglich aus fremden Ländern zu ziehen. — Zu dieſem Ende ſind immer Preußiſche Werbofficiere zu Hamburg, Frankfurt am Mayn und in den andern freyen Reichsſtädten. Solche Werbofficiere habe ich auch zu Neufchatel und in Oertern geſehen, die nahe an franzöſiſchen Beſatzungen liegen; wo ſie ſich beſtrebten Leute anzuwerben und Deſerteurs aufzufangen. Die Rekruten, ſo man auf dieſe Art bekömmt, bleiben beſtändig bey den Regimentern, unter welche man ſie ſteckt: die gebornen Preußen hingegen bekommen jedes Jahr acht bis neun Monate lang Urlaub, während deſſen ſie zu ihren Vätern oder Brüdern zurückgehen und die Feldgeſchäfte mit verrichten helfen, oder ſich auf irgend eine andere ihnen ſelber beliebige Art ernähren. Dadurch wird nicht nur an den Unterhaltungskoſten des Heeres unermeßlich viel erſpart, ſondern auch dem Staate durch die Arbeit ſo vieler tauſend Menſchen ein großer Gewinn zugewendet.

Hieraus erhellet, daß das Preußiſche Heer weder mehr noch weniger als eine ſtehende Landmiliz iſt, die jährlich zwey oder drey Monate unter ihren Fahnen beyſammen iſt, und ſodann ſich wieder zu ihren Bauernarbeiten zerſtreuet.

Mich dünkt, dieß entſcheide unſern alten Streit über ſtehende Heere und Landmilizen. Ich erwarte alſo, daß Sie mit umlaufender Poſt aufrichtig und redlich bekennen werden, daß ich Recht gehabt habe, und daß alle Ihre Gründe, womit Sie beweiſen wollten, daß man ſich zur Zeit wirklicher Kriegsdienſte auf eine Landmiliz nicht verlaſſen könne, auf irrigen Grundſätzen gebauet ſind, und daß meine Meynung wahr und gegründet iſt.

Ehe

Ehe ich dieſen Brief ſchließe, will ich Ihnen noch einen ſehr ſonderbaren Vorfall melden, deſſen Umſtände ich nicht ſowohl in der Abſicht berichte, den Charakter oder die Denkungsart des hieſigen gemeinen Volks insbeſondere zu erläutern, als Ihnen eine merkwürdige Thatſache zur Geſchichte der menſchlichen Natur überhaupt zu liefern.

Vor wenig Tagen gieng ich mit Herrn F — hin, einen Mann wegen der Ermordung eines Kindes hinrichten zu ſehen. — Seine Veranlaſſung zu dieſer abſcheulichen That war noch viel ſonderbarer, als die That ſelber. Er hatte mit einigen von ſeinen Kameraden einen Kerl beſucht, der ſich für einen Wahrſager ausgab, und dieſen Kerl durch die Aeußerung ſeiner Verachtung gegen ſeine Kunſt beleidigt. Zur Rache dafür prophezeyhete der Kerl, daß dieſer Mann auf einem Blutgerüſte ſterben würde. — Anfangs ſchien dieſes wenig Eindruck auf ihn zu machen; allein nachher fiel dieſe Wahrſagerey dem unglücklichen Geſchöpfe ſehr oft ein und beängſtigte ſeine Einbildungskraft täglich je länger je mehr. Endlich quälte dieſer Gedanke ſein Gemüth ſo unaufhörlich, daß er ihn ganz unglücklich, und ihm das Leben ſchlechterdings unerträglich machte.

Er würde ſich ſelber entleibt haben, wenn ihn nicht der Gedanke davon abgehalten hätte, daß Gott der Höchſte den Selbſtmord nie vergebe, ohnerachtet Er, wenn man Buße thue, ſehr bereit ſey, jedes andere Verbrechen zu verzeihen. Er beſchloß daher, einen Mord zu begehen, damit er unter den Händen des Scharfrichters ſterben möchte; und weil ſich ein gutherziges Gefühl in ſeinen grauſamen Vorſatz mengte, ſo bedachte er, wenn er eine erwachſene Perſon ermordete, möchte er vielleicht eine Seele in die Hölle ſchicken.

Um nun dieß zu vermeiden, beſchloß er ein Kind zu ermorden, das noch keine Todſünde könnte begangen haben, ſondern noch in ſeiner Unſchuld ſterben und folglich ſogleich in den Himmel kommen würde. Dieſen Gedanken zufolge ermordete er auch wirklich ein kleines Kind ſeines Meiſters, für welches er allezeit eine vorzügliche Liebe geäußert hatte. So war der ſeltſame Bericht beſchaffen, den das verblendete Geſchöpf bey ſeinem Verhöre gab; — und ſo zog die auf Gerathewohl geſchehene Prophezeyhung, wie in vielen andern Fällen, ihre eigene Erfüllung nach ſich.

Er wurde ungefähr zwo engliſche Meilen weit von Berlin hingerichtet. Sobald er das Blutgerüſt beſtieg, nahm er ſeinen Rock und ſeine Weſte ab; — man rollete ſein Hemd über ſeine Schultern herab; — zog ihm ſeine Schlafmütze über die Augen; — ließ ihn niederknien, und mit einem Hiebe eines Schwerdts hieb ihm der Scharfrichter den Kopf vom Leibe. — Es war das erſte mal, das dieſer Scharfrichter jemand hingerichtet hatte. — Zween andere Scharfrichter ſtunden bey ihm auf dem Blutgerüſte und gaben ein Beyſpiel von Gefühlloſigkeit, das abſcheulicher war, als die Hinrichtung ſelber. — Dieweil des Mannes Kopf ſich auf dem Blutgerüſte wälzte, und die Adern des Rumpfes ihr Blut ausſtrömten, drückten dieſe beyden Leute mit der freudigſten Miene, die ſich nur erſinnen läßt, ihrem Amtsbruder die Hand, klopften ihm auf die Schultern, und gratulirten ihm zur meiſterhaften Art, womit er ſein Amt vollzogen hatte.

73. Brief.

Berlin.

Da der Herzog von Hamilton ein Verlangen äuſſerte, den Mecklenburg-Strelitziſchen Hof zu beſuchen, ſo begleitete ich ihn, bald nach ſeiner Rückkunft von Magdeburg und Leipzig, dorthin. Das Wetter war heiß und ſchwül, und der Herzog hielt es alſo fürs beſte des Nachts zu reiſen. Wir reiſeten daher erſt um ſechs oder ſieben Uhr des Abends ab. Das erſte Poſthaus liegt vier deutſche Meilen weit von Berlin; da aber ein großer Theil des Weges durch einen großen Wald gieng, und die Nacht ſehr finſter wurde, ſo verirreten ſich die Poſtknechte von ihrem Wege. In kurzer Zeit hatten wir uns ganz verirret, und wußten im geringſten nicht welchen Weg wir nehmen ſollten. Nach vielen fruchtloſen Verſuchen den Pfad auszuſpüren, hielten wir es fürs rathſamſte, die Pferde abſpannen und ſie da herum weiden zu laſſen, und unſers Theils bis an den Anbruch des Tages in der Chaiſe zu ſchlafen. Wir befolgten dieſen Plan; und ſobald die Poſtknechte beym Lichte der aufgehenden Sonne den Weg entdeckt hatten, ſetzten wir unſere Reiſe über Oranienburg und Seidneck nach Reinsburg fort, welches ein prächtiges Schloß iſt, das dem Prinzen Heinrich von Preußen zugehört.

Die hieſigen Gärten ſind ſehr weitläufig, und von dieſem Prinzen, der einen guten Geſchmack und eine Neigung zur Pracht hat, vortrefflich eingerichtet und ausgeziert worden.

Bey unſerer Ankunft in der Stadt Neu-Strelitz erfuhren wir, daß ſich der Hof zu Neu-Brandenburg befand. Vormals reſidirten die Herzoge zu Alt-Strelitz: allein vor ungefähr funfzig Jahren brannte

der Pallaſt daſelbſt mit allen ſeinen herrlichen Möbeln und Koſtbarkeiten ab. Das Feuer brach des Nachts aus, und die herzogliche Familie ſelber kam mit genauer Noth kaum noch mit dem Leben davon.

Seitdem iſt zwo Engliſche Meilen weit vom Platze des vorigen Pallaſtes, aber in einem weit anmuthigern Orte, auf einer ſanften Anhöhe an einem ſchönen See, ein neuer Pallaſt erbauet worden, und in der Nähe deſſelben die Stadt Neu-Strelitz nach und nach entſtanden.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Strelitz, reiſeten wir weiter nach Neu-Brandenburg, welches einige Meilen weiter nordwärts, und nicht weit vom baltiſchen Meere liegt. Dort langten wir am Morgen des dritten Tages nach unſerer Abreiſe von Berlin an. Als die Ankunft des Herzogs von Hamilton dem Hofmarſchall gemeldet wurde, ladete man uns zum Mittagseſſen ein, und lies den Herzog durch eine Kutſche und Bedienten abholen.

Der regierende Herzog von Mecklenburg-Strelitz iſt, ſo wie die Prinzeßin, ſeine Schweſter, die beſtändig bey ihm lebt, unvermählt. Sie beyde haben eine dunklere Geſichtsfarbe als die Königin von Grosbritannien, und ſind auch beyde kürzerer Statur. Auch haben ſie nicht viele äußerliche Aehnlichkeit mit Ihrer Majeſtät, ausgenommen in der Leutſeligkeit ihres Betragens. Der Herzog wird wegen ſeiner menſchenfreundlichen und gutherzigen Gemüthsart, die das unterſcheidende Merkmal der ganzen Familie iſt, von ſeinen Unterthanen geliebt. — Nach dem Mittagseſſen war ein Concert, und Kartenſpiel bis ans Nachteſſen.

Das ganze Herzogthum Mecklenburg ſtand viele Jahrhunderte lang unter der Regierung Eines Fürſten. Im Jahre 1592, da der Herzog ſtarb, wurde es unter ſeine zween

zween Söhne vertheilt. Der Aelteſte behielt das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, das bey weitem der größere Theil iſt: der jüngere erhielt das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz. Dieſer letztere Zweig erloſch im Jahre 1695, und Herzog **Friedrich Wilhelm**, vom ältern Zweige, maßte ſich die Erbſchaft des Herzogthums Strelitz an. Ihm widerſetzte ſich aber ſeines Vaters jüngerer Bruder, **Adolph Friedrich**, und der Streit wurde im Jahre 1701 durch einen Vergleich zwiſchen beyden Partheyen beygelegt. Das Erſtgeburtsrecht und die lineale Erbfolge wurden ſodann in den beyden Häuſern eingeführt, und dieſer entſcheidende Hauptvergleich vom Kaiſer beſtätigt.

Das hieſige Land iſt keine ſandigte Ebene, wie die Gegend rings um Berlin; ſondern je weiter man ſich von jener Hauptſtadt entfernt, je beſſer wird der Boden, und um Neu-Brandenburg iſt er ungemein fruchtbar. Ohnerachtet die ſüdliche Gränze dieſes Herzogthums flach, ſandigt und unfruchtbar iſt, beſtehet doch der ganze nördliche Theil aus ſehr fetten grünen Triften, die anmuthig mit Hügeln, Auen, Wäldern und verſchiedenen ſchönen, vier bis zehen Engliſche Meilen langen Landſeen untermiſcht ſind. Das Land iſt fruchtbar an Getraide, Hanf, Flachs, hat vortreffliche Weiden für zahlreiche Schafheerden und eine gute Pferdezucht. — Neu-Brandenburg iſt eine hübſche, aufblühende und ſehr anmuthig gelegene Stadt. Die Einwohner treiben einen beträchtlichen Handel mit Hopfen, der rings umher in großer Menge wächſt.

Dieß Land, das der Gemüthsart ſeines Fürſten und anderer Umſtände wegen glücklich iſt, kann die Nachbarſchaft eines ſo mächtigen und kriegeriſchen Monarchen, als der König von Preußen iſt, nicht unter ſeine Glücksgüter rechnen. Während des vorigen Krieges litten die beyden Herzogthümer Mecklenburg

 von

von dieſem Umſtande ſehr viel. Die Ruſſen und Oeſterreicher, die die mittlere Mark Brandenburg plünderten, gaben ſehr wenig Acht, wo die Staaten des Königs von Preußen aufhörten, und die des Herzogs von Strelitz anfiengen; ſondern plünderten, ſo oft irgend etwas ſchätzbares zu holen war beyde, ohne Unterſchied. Und als jener Monarch aufs äußerſte getrieben, und genöthigt war, ſein Heer durch jedes mögliche Mittel zu rekrutiren, wurden die Mecklenburger durch jeden Kunſtgriff in die Preußiſchen Dienſte gelockt und verleitet, und wenn dieſe Mittel mislangen, ſagt man, mit Gewalt weggenommen. Selbſt jetzt noch brauchen die Preußiſchen Werbofficiere, ſo oft ſie von irgend einem ſtarken, groſſen, hübſchen Bauerkerl im Herzogthum Mecklenburg etwas zu wiſſen bekommen, jedes erſinnliche Mittel, ihn in ihres Herrn Dienſte zu locken. — Ueber dieſe Praktiken hat man ſich ſchon ſehr oft bey Seiner Preußiſchen Majeſtät beklagt; wann ihnen aber werde abgeholfen werden, weiß Gott allein.

Am zweyten Tage nach unſerer Ankunft brachten wir den Vormittag mit Beſichtigung aller Merkwürdigkeiten in der Stadt zu, und ſpeiſeten hernach wieder bey Hofe zu Mittag, wo eine zahlreichere Geſellſchaft war, als am erſten Tage. Nach dem Mittagseſſen begleiteten wir Seine Durchlaucht und die Prinzeßin zu einer Aſſemblee in der Stadt, und kehrten zum Nachteſſen ins Schloß zurück. Bey der Nachtmahlzeit war ein Concert von Vocal- und Inſtrumental-Muſik.

Als wir jedes Merkmal verbindlicher Höflichkeit von dieſem Fürſten erhalten hatten, nahmen wir von ihm und der Prinzeßin Abſchied, reiſeten den nächſten Morgen frühe aus der Stadt ab, und kehrten über Alt-Strelitz zurück, welches nicht ſo blühend und in keiner ſo ſchönen Gegend gelegen iſt, als Neu-Brandenburg.

So

So lange Brittiſche Unterthanen dieſes Land durchrei‑ſen, werden ſie natürlicherweiſe mit Dankbarkeit und Ehrerbiethung an den Charakter einer Prinzeßin denken, deren Tugenden eine Zierde des Brittiſchen Thrones ſind, und deren liebenswürdige Sitten und weiſes Betragen ihr die einmüthige Liebe eines über faſt jeden andern Gegenſtand uneinigen und unvereinbaren Volks erworben haben.

Bey unſerer Rückkehr nach Berlin, fand ich einen Brief von Lord **Marechal**, worin er mir meldete, der König würde in ſehr wenig Tagen zu Potsdam erwartet; man mache ſehr große Zurüſtungen zum Empfange der Prinzeßin von Heſſen und der Herzogin von Würtemberg, die ſich damals beyde zu Berlin befanden, und den König zu Sans-Souci beſuchen würden; Prinzeßin **Amalia**, des Königs unvermählte Schweſter, und ſeine beyden Schwägerinnen, würden ſie begleiten: für alle dieſe Prinzeßinnen würden Zimmer im neuen Schloſſe zurechte gemacht, wo auch Seine Majeſtät die ganze Zeit des dortigen Aufenthalts ſeiner Durchlauchtigſten Gäſte verbleiben würde. Mylord ſetzte hinzu, der berühmte **Le Kain** und eine franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft, wie auch eine Geſellſchaft Italiäniſcher Schauſpieler und Sänger für die Oper, wären bereits angelangt, und beyde Geſellſchaften würden auf dem Schloßtheater ſpielen. Bey dieſer Gelegenheit erwarte man zu Potsdam einen großen Zuſammenfluß von Geſellſchaft, die mehreſten Zimmer in der Stadt wären bereits vermiethet; und da er ſich einbilde, wir würden auch gerne dort ſeyn wollen; ſo habe er Zimmer für uns gemiethet.

Der Herzog war über dieß verbindliche Betragen Mylord Marechals höchſt vergnügt. Ich ſprach nachher mit Herrn **Harris** über dieſen Gegenſtand, und

erkundigte mich, ob er bey dieſer Gelegenheit nach Potsdam gehen würde? Er ſagte mir, da die Schauſpiele, Opern und andere Luſtbarkeiten im Schloſſe angeſtellt werden ſollten, ſo könne niemand, als wer ausdrücklich dazu eingeladen wäre, ihnen beywohnen; weder er, noch irgend einer von den fremden Geſandten wären dazu eingeladen worden, oder würden ſeines Wiſſens dazu eingeladen werden; auch höre er nicht, daß man irgend einige Fremden dazu erwarte: — und er glaube, es würde ſich für den Herzog von Hamilton nicht ſchicken, um dieſelbe Zeit zu Potsdam zu ſeyn, wenn er nicht füglich den Traktamenten und Luſtbarkeiten zu Sans-Souci beywohnen könnte.

Als der Herzog dieß vernahm, beſchloß er hier zu bleiben. Allein wenig Tage nachher erhielt ich einen Brief vom Grafen von Finkenſtein, worin er mir meldete, er habe Befehl erhalten, den Herzog von Hamilton und mich zu den Feſtins einzuladen, die zu Sans-Souci ſollten gegeben werden. Dieß gewährte uns ein großes Vergnügen, nicht ſowohl der öffentlichen Luſtbarkeiten wegen, als weil es uns Gelegenheiten geben wird, die wir ſonſt nicht erhalten würden, den König von Preußen, und vermuthlich auf eine leichtere Art als zu Berlin, zu ſehen. Denn gegen die gewöhnlichen Zeitvertreibe und die Pracht der Höfe äußert der Herzog mehr Gleichgültigkeit, als man natürlicherweiſe nach der Art, womit er dabey aufgenommen wird, nach ſeiner Jugend und ſeinem perſönlichen Anſehen, ſich vorſtellen möchte.

— — namque ipſa decoram
Cæſariem nato genitrix, lumenque juventæ
Purpureum, & lætos oculis afflarat honores.

Seit unſerer Rückkunft aus Mecklenburg haben wir unſere Zeit faſt beſtändig bey Herrn Harris zugebracht,

bracht, der den Herzog geſtern auf ſeinem letzten Beſuche nach Schönhauſen begleitete; denn vermuthlich werden wir von Potsdam nicht wieder hieher zurückkommen. Herr F — reiſete vor wenig Tagen nach Frankfurt am Mayn ab. Seine natürliche Laune und originale Denkungsart machen, daß alle, die das Vergnügen ſeines Umgangs gekoſtet haben, ſeine Abweſenheit ſchmerzlich empfinden.

Leben Sie wohl.

74. Brief.

Potsdam.

Hier ſind wir nun ungefähr vierzehen Tage geweſen. Seine Majeſtät traf um die nämliche Zeit zu Sans-Souci ein, da wir zu Potsdam anlangten. Die Prinzeßin Amalia, als Meiſterin der Ceremonien, war dort, ihn zu empfangen. Die vorhin erwähnte Geſellſchaft ſind insgeſammt im Schloſſe logirt. Von den hieſigen Vorfällen will ich Ihnen nun einen kurzen Abriß geben.

Jeden zweyten oder dritten Tag wurde ein Schauſpiel aufgeführt. Nur an dieſen Tagen kommen der Herzog und ich nach Sans-Souci. Um fünf Uhr des Abends fahren wir aus Potsdam weg. Die Geſellſchaft verſammelt ſich in einem von den Zimmern des Schloſſes um dieſelbe Zeit, und ſpatzirt ein wenig vor ſechs Uhr nach dem Theater. Dieß Theater iſt für eine kleine Geſellſchaft beſtimmt, und ſehr bequem eingerichtet. Es enthält weder Logen noch Parterre, ſondern Bänke im halben Zirkel in der Fronte der Schaubühne. Die vorderſte Bank ſtehet auf der Flur; die andern erheben ſich hinter einander ſtufenweiſe, damit die ſämmtlichen Zuſchauer gleich bequem zuſehen können.

Wenige

Wenige Minuten nachdem die Geſellſchaft ihre Stellen eingenommen hat, langt die Königliche Familie an. Die Prinzeßin Amalia wird vom Prinz Friedrich von Braunſchweig, und die Prinzeßin von Heſſen vom König, und ſodann werden die Herzogin von Würtemberg und die andern Prinzeßinnen hereingeführt; dieſe und die Damen von ihrem Gefolge ſitzen in den vorderſten Reihen. Der König ſetzt ſich gemeiniglich im dritten oder vierten. Dann fängt das Schauſpiel an und dauert bis ungefähr um neun Uhr, worauf die ganze Geſellſchaft nach dem großen Zimmer zurückkehrt, wo der König bleibt und ſich vertraulich unterredet, bis das Nachteſſen fertig iſt. Alsdann begiebt er ſich weg, und geht um zehen Uhr zu Bette.

Diejenigen, welche die Prinzeßin Amalia einladen läßt, bleiben beym Nachteſſen; und dieſe machen gemeiniglich eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft aus. — Dieſen Nachteſſen haben wir drey oder vier male beygewohnt; und insgemein kommen wir um Mitternacht nach Potsdam in unſer Logis zurück.

Bisher ſind keine Luſtſpiele aufgeführt worden, und wie ich höre, ſo werden gar keine aufgeführt werden, weil Le Kain keine komiſche Rollen ſpielt; und auch einer andern Urſache wegen, die aber ſo viel gilt, als tauſend. — Seiner Majeſtät gefallen Trauerſpiele beſſer.

Le Kain hat bereits einige von ſeinen Hauptrollen geſpielt. — Sie dürfen nicht zweifeln, daß er vor ſolchen Zuſchauern, — ich hätte eben ſowohl ſagen mögen, vor ſo einem Zuſchauer, alle ſeine Kräfte angeſtrengt. Der König ſchien ſich an ſeinem Spiele zu ergötzen, und folglich waren die Hofleute darüber ganz entzückt, und rühmten es in die Wette.

Das

Das Trauerſpiel Oedipe iſt Seiner Majeſtät Lieblingsſtück. Dies iſt ſchon zweymal aufgeführt worden, und beydemale ſchien er ſich daran ſehr zu ergötzen; insbeſondere, als folgender Ausfall wider Prieſter geſchahe:

Tandis que par vos ſoins vous pouvez tout apprendre,
Quel béſoin que le ciel ici ſe faſſe entendre?
Ces Dieux, dont le pontife a promis le ſecours,
Dans leurs temples, Seigneur, n'habitent pas toujours;
On ne voit point leurs bras ſi prodigue en miracles;
Ces antres, ces trépieds, qui rendent leurs oracles,
Ces organes d'airain que nos mains ont formés,
Toujours d'un ſouffle pur ne ſont point animés.
Ne nous endormons point ſur la foi de leurs prêtres;
Au pied du ſanctuaire il eſt ſouvent des traitres,
Qui nous aſſerviſſant ſous un pouvoir ſacré,
Font parler les deſtins, les font taire à leur gré.
Voyez, examinez, avec un ſoin extrême,
Philoctéte, Phorbas, & Jocaſte elle-même.
Ne nous fions qu'à nous, voyons tout par nos yeux;
Ce ſont là nos trépieds, nos oracles, nos Dieux.

Und nachher da Jocaſte noch einen ſolchen Ausfall von der nämlichen Art thut, der ſich mit folgenden Zeilen ſchließt:

Nos prêtres ne ſont point ce qu'un vain peuple penſe;
Nôtre credulité fait toute leur ſcience.

Ich ſaß eben zunächſt am Abbé Baſtiani; und als die Schauſpielerin dieß ſagte, fuhr der König auf, huſtete, und lachte, mit ſehr bedeutenden Gebehrden, gegen den Geiſtlichen.

Wiewohl aber dieſe Stellen und einige andere beym erſten Anblicke ſehr ſcharf wider Prieſter zu ſeyn ſcheinen,

ſcheinen, ſo gereicht doch das Trauerſpiel Oedipe ih-nen, im Ganzen genommen, zu großer Ehre: denn am Ende zeigt ſichs, daß alles, was wider ſie geſagt wurde, ſehr ungerecht war; daß der Götterſpruch, der ſo ſcharf mishandelt worden, wirklich wahr geweſen, und daß der Hoheprieſter durchgehends wie ein ehrlicher und tugendhafter Mann gehandelt hatte. Mich wunderts alſo, daß Voltaire die Verwickelung ſeines Trauer-ſpiels aus dem griechiſchen Trauerſpiele über dieſen Ge-genſtand genommen hat; welches ihn nöthigte, wie Bileam, den Sohn Beors, diejenigen zu ſegnen, denen er lieber geflucht hätte. — Und der König hätte ſeines Theils, (wenn ich mir die Freiheit nehmen darf es zu ſagen) ſchwerlich ein Trauerſpiel unſchick-licher wählen können, wenn es ſeine Abſicht war, die Kleriſey damit zu verſpotten.

Wegen der der Kleriſey hierin erwieſenen Ehre, habe ich wider dieß Trauerſpiel nichts einzuwenden, weil ich mich nicht enthalten kann von Leuten nach meiner eigenen Erfahrung zu urtheilen; und ich kenne ſo viele rechtſchaffene Männer unter der Geiſtlichkeit, daß ich ihrentwegen ſchon, auch ohne andere Gründe, ihren Stand ehren würde.

Ich geſtehe es aber, ich bin ſo unglücklich, daß ich dieſem großen Monarchen, und vielen andern ver-ehrungswürdigen Kunſtrichtern, in ihrer Bewunderung des Trauerſpiels Oedipe nicht folgen kann. — Die Fabel deſſelben iſt, meines geringen Erachtens, zu ab-ſcheulich. — Der Umſtand, daß Oedipus ſeine Mutter ehelicht und Kinder mit ihr zeugt, iſt höchſt ekelhaft; und der Begriff, den es von der Vorſehung und dem Verfahren der Götter giebt, kann keine gute Wirkung aufs Gemüth thun. Nichts konnte unge-rechter ſeyn, als daß der Himmel die armen Thebaner

mit

mit einer Peſt heimſuchte, und ſich am armen Oedipus und der Jocaſte für Verbrechen, woran ſie, ſeines Wiſſens, unſchuldig waren, ſo entſetzlich rächte. Wir können uns nicht enthalten, die Vorwürfe, die Oedipus den Göttern deshalb macht, für gerecht zu erkennen, wenn er ſagt:

Le voilà donc rempli cet oracle exécrable,
Dont ma crainte a preſſé l'effet inévitable
Et je me vois enfin, par un mélange affreux,
Inceſte, & parricide, & pourtant vertueux.
Miſerable vertu, nom ſtérile & funeſte,
Toi par qui j'ai réglé des jours que je déteſte,
A mon noir aſcendant, tu n'as pû reſiſter:
Je tombais dans le piége, en voulant l'éviter.
Un Dieu plus fort que moi m'entraînait vers le crime;
Sous mes pas fugitifs il creuſait un abîme;
Et j'étais, malgré moi, dans mon aveuglement,
D'un pouvoir inconnu l'éſclave & l'inſtrument.
Voilà tous mes forfaits, je n'en connais point d'autres.
Impitoyables Dieux, mes crimes ſont les vôtres,
Et vous m'en puniſſez.

Doch müſſen wir vermuthen, daß Jocaſte ſich in dem Wahne, den ſie in den letzten Schlußzeilen des Trauerſpiels äußerte, geirret habe.

Prêtres, & vous Thébains, qui futes mes ſujets,
Honorez mon bucher, & ſongez à jamais,
Qu'au milieu des horreurs du deſtin qui m'opprime,
J'ai fait rougir les Dieux, qui m'ont forcée au crime.

Denn Leute, die Unſchuldige zu Freveln zwingen, und ſie alsdann noch dafür ſtrafen konnten, ſolche Leute konnten unmöglich über irgend etwas erröthen.

Auf dieſer Schaubühne werden wechſelsweiſe ein Franzöſiſches Trauerſpiel und eine Italiäniſche Oper aufgeführt. Dieſer wohnt der König eben ſo pünktlich als jenem bey, und äußert auf ſeinem Geſichte jene außerordentliche Empfindſamkeit für die Muſik, die einen Theil ſeines Characters ausmacht. Ich glaube, dieſem Monarchen würde alles beſſer gelingen, als Verſtellung, wenn er es jemals der Mühe werth hielte, dieſe Art Heucheley zu verſuchen. — Seine Geſichtszüge drükken ſeine Gefühle ſo deutlich aus, daß jene beſtändig Gefahr laufen würden dieſe zu verrathen.

Wenn kein Schauſpiel aufgeführt wird, hat Seine Majeſtät ein Privat-Concert in ſeinem eigenen Zimmer, wo er ſelber die Queerflöte ſpielt: ein Inſtrument, auf welchem er den allerhöchſten Grad der Vollkommenheit erreicht hat. — Zu dieſen Concerten wird kein Fremder zugelaſſen.

75. Brief.

Potsdam.

Bey unſerer erſten Ankunft allhier war nichts, das ich ſo begierig geweſen wäre zu ſehen, als die Preußiſchen Truppen bey ihren Kriegsübungen: allein die Muſterungen zu Berlin haben meine Neubegierde nun ganz geſättigt. Und ohnerachtet die Schloßgärten den Fenſtern unſers Gaſthofes gerade gegen über liegen, gehe ich doch kaum jemals mehr hin, der Leibwache zuzuſehen, die jeden Vormittag dort auf die Parade zieht. — Allein vor wenig Tagen ſpatzirte ich zufälligerweiſe ſehr frühe ungefähr eine engliſche Meile weit außerhalb der Stadt; und da ich in einem Felde nicht weit von der Straße einige Soldaten unter dem

Gewehr

Gewehr ſahe, gieng ich zu ihnen hin. Ein Officier zu Pferde, den ich für den Major hielt, denn er kommandirte, war außerordentlich geſchäftig, und ritt oft zwiſchen die Reihen, um die gemeinen Soldaten zu belehren, oder ihnen Verweiſe zu geben. Als ich näher kam, wunderte ich mich ſehr zu ſehen, daß es der König ſelber war. Er hatte ſeinen Degen gezogen, und fuhr noch eine ganze Stunde lang fort das Korps zu üben. Er ließ es ſich ſchwenken, marſchiren, das Viereck formiren und in Diviſionen und in Pelotons feuren; beobachtete alle ihre Bewegungen mit unendlicher Aufmerkſamkeit, und legte, einiger Verſehen wegen, zween Officiers von des Prinzen von Preußen Regiment unter Arreſt. — Kurz, er ſchien ſich mit alle dem Eifer eines jungen Officiers anzuſtrengen, der begierig iſt, ſich die Aufmerkſamkeit ſeines Feldherrn durch auſſerordentliche Emſigkeit zu erwerben.

Ich äußerte meine Verwunderung gegen einen anweſenden Officier darüber, daß der König noch nicht ausruhen wollte, beſonders von derjenigen Art von Geſchäften, womit er ſich vor kurzem noch ſo lange und ſo ſehr beſchäftigt hätte; und daß er ſich mit einer bloßen Handvoll Leute ſo viele Mühe geben könnte, nachdem er ſo eben noch ganze Heere geübt hätte.

Dieſer Herr ſagte mir, an dieſem beſondern Tage habe der König einige neue Evolutionen verſucht. Wenn aber auch dieß nicht der Fall geweſen wäre; ſo hätte er doch ſehr wahrſcheinlicher Weiſe im Felde ſeyn können: — denn ſeine Maxime ſey, ſeine Truppen ſollten an einem gemeinen Feldtage ſich eben ſo eifrig als in einer wirklichen Schlacht beweiſen: und man wiſſe alſo niemals zum voraus, wenn er zugegen ſeyn würde oder nicht. — Was Ruhe beträfe, ſo genöſſe er dieſe zwiſchen zehen Uhr des Nachts und vier Uhr des Mor-

 gens;

gens; alle ſeine übrigen Stunden wären Arbeiten des Leibes, oder des Geiſtes, oder beyder zugleich gewidmet; und die Leibesübung, die er ſich ſo eben gemacht habe, ſey vermuthlich nur eine Art Erholung von einer vorhergegangenen dreyſtündigen Arbeit in ſeinem Kabinette.

Je mehr ich von dieſem außerordentlichen Manne ſehe und höre, je mehr erſtaune ich über ihn. Er vereinigt Eigenſchaften, von denen ich ſonſt zu glauben pflegte, ſie könnten nicht beyſammen beſtehen. Ich war einmal der Meynung, ein Geiſt, der ſich zu ſehr kleinen Gegenſtänden herablaſſe, ſey unfähig, große zu umfaſſen. — Ich bin nun überzeugt, daß Er eine Ausnahme iſt: denn für ſein Genie ſind wenige Gegenſtände zu groß; und für ſeine Aufmerkſamkeit ſcheint keiner zu klein zu ſeyn.

Ich dachte einmal, ein ſehr lebhafter Geiſt könne ſich nicht in die kleinſten Umſtände der Geſchäfte einlaſſen: — nun aber ſehe ich, daß Er, der gewiß ein ſcharfſinniger Kopf iſt, ganz methodiſch im nothwendigen Gleiſe der Geſchäfte, mit alle der ausdaurenden Geduld des größten Dümmlings, der jemals auf einem Comtoir arbeitete, ausharren kann.

Seit meinem letzten Briefe haben wir die Italiäner ſpielen ſehen. Allein weder die Trauerſpiele, noch die Opern, noch irgend ein anderer Theil der Feſtins intereſſiren mich halb ſo ſehr, oder könnten mich ſo fleißig nach Sans-Souci locken, als die Gelegenheit, die ich dadurch erhalte, den König zu ſehen. Andere Monarchen werden durch ihren Poſten wichtig: dieſer macht den ſeinigen wichtiger. Der Reiſende wünſcht in andern Ländern den König zu ſehen, weil er das Königreich bewundert: — hier hingegen iſt der Gegenſtand der Neubegierde umgekehrt: — und laßt uns ſetzen, Preußens Palläſte, und Städte, und Länder, und

Heere,

Heere, wären noch ſo ſchön; ſo wird uns doch immer noch der Umſtand am meiſten intereſſiren, daß ſie Friedrich dem Zweiten zugehören; — dem Manne, der, ohne einigen andern Bundesgenoſſen, als Grosbritannien, die vereinigte Macht Oeſterreichs, Frankreichs, Rußlands und Schwedens, zurückgetrieben hat.

Als Graf Neſſelrode einmal mit mir ſprach, bediente er ſich eines eben ſo lebhaften als richtigen Ausdrucks: „Im Unglücke glänzt er am meiſten: wenn er hart zuſammengepreßt iſt, hat er eine unwiderſtehbare Schnellkraft.“ (*)

Am Abend des Tages, woran ich den König im Felde geſehen hatte, war ich zu Sans-Souci, denn ich wollte keine Gelegenheit verabſäumen um dieſen Monarchen zu ſeyn. Mir iſts ein Vergnügen bey ihm zu ſtehen, ihn reden zu hören und ſeine Bewegungen, Gebehrden und gleichgültigſten Handlungen zu beobachten. Er begegnet dem Herzog von Hamilton allezeit ungemein leutſelig. Eines Abends, ehe das Schauſpiel angieng, ſtanden der Herzog und ich von ungefähr mit dem Grafen von Finkenſtein in einem Zimmer, zunächſt am großen Saale, worinn ſich die Geſellſchaft befand. Der König kam allein herein, da wir es am wenigſten vermutheten, und fieng ſogleich ein Geſpräch mit dem Herzog an.

Er that verſchiedene Fragen über die Brittiſche Staatsverfaſſung an ihn: insbeſondere, in welchem Alter ein Pair ſeinen Sitz im Parlamente nehmen könne? — Der Herzog antwortete, im Alter von ein und zwanzig Jahren. — Daraus erhellt, ſagte der König, daß die Engliſchen Patricier viel früher die zur

(*) C'eſt dans l'adverſité qu'il brille; lorsqu'il eſt bien comprimé, il a un reſſort irreſiſtible.

Geſetzgebung nöthigen Talente erlangen, als die alten Römiſchen, die erſt im Alter von vierzig Jahren in den Senat aufgenommen wurden.

Sodann erkundigte er ſich nach Lord Chatham's Befinden, und äußerte eine große Hochachtung für den Character dieſes Miniſters. — Er fragte mich, ob ich mit der letzten Poſt Briefe erhalten hätte, und ob ſie irgend was von den amerikaniſchen Angelegenheiten meldeten? — Er ſagte, man habe Nachrichten aus Holland, daß die Engliſchen Truppen aus Boſton vertrieben worden, und daß die Amerikaner im Beſitze dieſes Platzes wären. — Ich ſagte ihm, unſere Briefe meldeten uns, das Heer habe Boſton verlaſſen, um irgend anderswo einen nachdrücklichern Angriff zu thun.

Er lächelte, und ſagte: — Wenn Sie nicht geſtehen wollen, daß der Rückzug erzwungen worden iſt, ſo werden Sie wenigſtens bekennen, daß er tout à fait à propos (ganz rathſam) war.

Er ſagte, er habe gehört, einige Brittiſche Officiers wären in Amerikaniſche Dienſte getreten, und erwähnte den Obriſt Lee, den er an ſeinem Hofe geſehen habe. Er merkte an, es ſey was ſchweres, Leute in einer ſolchen Entfernung durch Zwang zu regieren; — wenn die Amerikaner auch geſchlagen würden, (welches doch etwas zweifelhaft ſchiene) ſo würde es doch faſt ganz unmöglich ſeyn in die Länge Einkünfte durch Taxen von ihnen zu ziehen. — Wären wir geſonnen uns mit Amerika wieder auszuſöhnen, ſo ſeyen einige von unſern Maasregeln zu hart: und wollten wir es unterjochen, ſo ſeyen ſie zu gelinde. Er beſchloß mit den Worten: Kurz, meine Herren, ich verſtehe mich auf dieſe Händel nicht: ich habe keine Kolonie: — ich hoffe, ihr werdet euch noch gut herauswickeln; — der

der Handel ſcheint mir aber etwas kitzlich. (*) — Als er dieß geſagt hatte, gieng er in das Zimmer der Prinzeßin, ſie nach dem Schauplatze zu führen: und wir giengen zur Geſellſchaft, die ſich dort bereits verſammelt hatte. — Man führte das Trauerſpiel **Mahomet** auf, das, meines Erachtens, das ſchönſte unter **Voltairens** ſämtlichen Schauſpielen, und dasjenige iſt, worinn **Le Kain** am meiſten glänzt.

---

76. Brief.

Potsdam.

Sie verlangen ſo eifrig, alles was den König von Preußen betrifft, zu erfahren, daß ich Gefahr laufe meine Beſchreibungen durch eine gar zu große Umſtändlichkeit langweilig zu machen. Und doch will ich dieß lieber wagen, als Ihnen Urſache geben ſich zu beſchweren, daß ich Ihre Wißbegierde nicht ſo vollſtändig, als es in meinem Vermögen ſtehe, befriedigt habe.

Glauben Sie aber darum nicht, daß ich es wagen wolle, ein vollſtändiges Portrait von dieſem Monarchen zu zeichnen. Daran müſſen ſich nur weit geſchicktere Maler wagen, die ihn vertraulicher und genauer kennen, und das Original mit würdigen Farben und Zügen abſchildern können. Ich will es nur verſuchen einen getreuen Abriß von denjenigen Zügen zu geben, die ich während der flüchtigen Blicke, die ich ſelber

(*) Enfin, Meſſieurs, je ne comprends pas ces choſes là; je n'ai point de colonie: — j'eſpère que vous vous tirerez bien d'affaire, mais elle me paroît un peu épineuſe.

ſelber thun konnte, gefaſſet, oder die ich von Perſonen erfahren habe, welche viele von den Stunden, die er freymüthigen Unterredungen und den Vergnügungen der Tafel widmet, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht haben.

Der König von Preußen iſt unter der mittlern Statur, wohl gebildet und für ſein Alter ungemein thätig. Er hat ſich durch Leibesübungen und ein arbeitſames Leben abgehärtet und geſtärkt; denn ſeine Conſtitution ſcheint von Natur keine der ſtärkſten geweſen zu ſeyn. Sein Blick verräth Muth und einen durchdringenden Geiſt. Er hat ſchöne blaue Augen, und, meines Erachtens, iſt ſeine Geſichtsbildung und Miene, im Ganzen betrachtet, angenehm. Einige, die ihn geſehen haben, ſind einer andern Meynung. Und alle diejenigen, die bloß aus Portraiten von ihm urtheilen, müſſen einer andern Meynung ſeyn; denn wiewohl ich viele Portraits geſehen habe, die ihm ein wenig glichen, und einige die ihm ziemlich ähnlich waren, ſo iſt er doch in keinem vollkommen getroffen. Wenn er ſich unterredet, werden ſeine Geſichtszüge bis zum Erſtaunen beſeelt — und dieſer Geiſt verfliegt auf dem Tuche ganz.

Er iſt ziemlich gebückt und hängt den Kopf faſt immer auf eine Seite.

Der Ton ſeiner Stimme iſt im Geſpräche der reinſte und angenehmſte, den ich jemals gehört habe.

Er ſpricht viel, und doch bedaurens die, die ihn hören, daß er nicht noch viel mehr ſpricht. Seine Anmerkungen ſind allezeit lebhaft, ſehr oft richtig, und wenige Menſchen beſitzen das Talent der Repartie in größerer Vollkommenheit.

In ſeiner Kleidung wechſelt er faſt niemals ab. Sie beſteht aus einem blauen Rocke mit rothen Aufſchlägen und Futter, und einer gelben Weſte und gel-

ben

ben Hoſen. Er trägt beſtändig Stiefeln, mit Huſaren-kappen an denſelben, die in Runzeln um ſeine Knöchel fallen, und öfter dunkelbraun als ſchwarz ſind.

Seinen Hut würde man in England für ausſchweifend groß halten; er iſt aber nicht größer als die, ſo die Preußiſchen Reuterey-Officiers zu tragen pflegen. Gemeiniglich trägt er die eine große Seitenkrempe über ſeine Stirne und Augen, und die vordere Stülpe auf einer Seite.

Sein Haar trägt er im Zopfe hinten, und auf jeder Seite in eine Locke friſirt. Da dieſe Locken ſehr nachläßig aufgerollt und ſehr ungleich gepudert ſind, ſo können wir natürlicherweiſe ſchließen, daß der Friſeur in ſeinem Geſchäfte ſehr übereilt worden iſt.

Er bedient ſich einer ſehr großen goldenen Schnupftabaksdoſe, deren Deckel mit Diamanten beſetzt iſt, und ſchnupft übermäßig viel ſpaniſchen Tabak, deſſen Spuren ſehr oft auf ſeiner Weſte und ſeinen Hoſen erſcheinen. Dieſe werden auch manchmal von den Pfoten zweyer oder dreyer Italiäniſchen Windhunde befleckt, die er oft koſet.

Sobald er des Morgens aufſteht, kleidet er ſich an. Dieß erfordert nur wenige Minuten, und dient für den ganzen Tag. — Sie haben oft gehört, die Stunden des Königs von Preußen von vier oder fünf Uhr des Morgens bis zehn Uhr des Nachts, wären alle ordentlich gewiſſen eigenen Geſchäften oder Zeitvertreiben gewidmet. Dieß iſt zuverläßig wahr: und dieſe Eintheilung iſt ſeit vielen Jahren her nicht ſo ſehr unterbrochen worden, als ſeit der Ankunft der jetzigen Geſellſchaft zu Potsdam.

Einige, die ſich ungemein ſcharfſichtig dünken, verſichern, daß ſie jetzt in ſeinem Geſichte Merkmale von Unbehaglichkeit bemerken können, und ſcheinen über-

zeugt zu ſeyn, daß während dieſer Regierung keine ſolche Geſellſchaft mehr nach Sans-Souci kommen werde.

Alle Geſchäffte beym Könige werden durch Briefe betrieben. Jede Bitte, jeder Vorſchlag muß auf dieſe Art geſchehen, die ſo unabänderlich beobachtet wird, daß man mir verſichert hat, daß, wenn irgend einer von ſeinen Generalen auch nur einen Cadetten zum Fähnrichsrange befördern wolle, er es nicht wagen dürfe, ſeinen Vorſchlag auf irgend eine andere Art zu thun, wenn er auch täglich Gelegenheit hätte Seine Majeſtät mündlich zu ſprechen.

Der niedrigſte von ſeinen Unterthanen kann ſich ſchriftlich an ihn wenden und einer Antwort verſichert ſeyn. Sein erſtes Geſchäfte jeden Morgen iſt das Leſen der an ihn gerichteten Schriften. Ein einziges Wort, das er mit einem Bleyſtifte auf den Rand ſchreibt, zeigt die zu ertheilende Antwort an, die nachher durch ſeine Sekretäre förmlich abgefaßt wird. — Dieſe Methode verſchafft dem Könige Zeit die Gerechtigkeit und das Schickliche eines jeden Verlangens zu überlegen, und verwahrt ihn vor der Möglichkeit ein Verſprechen von ihm zu erſchleichen, das er nicht ohne Unbequemlichkeit erfüllen könnte.

Juſt am Mittage ſetzt er ſich zum Mittagseſſen nieder. Einige Zeit her räumt er dieſem Mahle mehr Zeit ein, als vormals. Gemeiniglich verläßt er die Geſellſchaft erſt nach drey Uhr. Acht bis neun von ſeinen Officiers werden insgemein zum Mittagseſſen mit ihm eingeladen. Seit unſerer Ankunft zu Potsdam waren Graf Neſſelrode und der Abbé Baſtiani, zwey Gelehrte, die einzige Geſellſchaft, die nebſt den Officiers mit dem Könige während ſeiner gewöhnlichen Lebensart im alten Schloſſe zu Sans-Souci zu Mittag ſpeiſten; und dieſe beyden waren damals faſt jeden Tag ſeine Geſellſchafter. Der Graf hat nun dieſen Hof ver-

verlaſſen. Der Abbé hat Zimmer im Schloſſe. Er iſt ein geborner Italiäner, ein ſchöner Geiſt, und ein vortrefflicher Geſellſchafter.

An der Tafel verlangt der König, daß jede Perſon auf gleichem Fuße erſcheinen und das Geſpräch ganz frey ſeyn ſoll. Dieß iſt nun freylich, im Vorbeygehen zu ſagen, etwas ganz unmögliches. Jene vertrauliche, uneingeſchränkte Ergießung des Herzens, die in einer Geſellſchaft von Perſonen gleichen Standes Statt findet, iſt ein Vergnügen, das ein deſpotiſcher Fürſt niemals genießen kann. Allein Seine Majeſtät wills nun einmal ſo haben; und alſo thun ſie ihr möglichſtes.

In einer ſolchen Geſellſchaft ſagte der König in einer ſcherzhaften Laune zu Baſtiani: — „Wenn Ihr die päbſtliche Krone erlangt, die Eure erbauliche Frömmigkeit Euch ohne Zweifel einmal erwerben muß; wie wollet Ihr mich aufnehmen, wenn ich nach Rom komme, um Eurer Heiligkeit meine Pflicht abzuſtatten?„ — „Ich will ſogleich Befehl geben den ſchwarzen Adler herein zu laſſen, verſetzte der Abbé, ſehr fertig: er decke mich mit ſeinen Flügeln, aber — verſchone mich mit ſeinem Schnabel.

Niemand ſagt in Geſprächen lebhaftere Dinge als der König ſelber. Hier wiederholt man viele von ſeinen ſinnreichen Einfällen. Ich will nur einen anführen, der zugleich ſeinen Witz und die Größe der Seele beweißt, womit er dem Verdienſte eines Mannes Gerechtigkeit erzeigt, der ihm vielleicht mehr Kränkungen verurſacht hat, als irgend ein anderer Menſch in der Welt. — Als der König von Preußen vor einigen Jahren eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Kaiſer hielte, ſpeiſeten die beyden Monarchen allezeit, nebſt einer gewiſſen Anzahl ihrer vornehmſten Officiers, mit einander. Eines Tages wollte General Laudon

ſich unten an die Tafel hinſetzen, worauf der König, der oben ſaß, ihm zurief: „Kommen Sie, ich bitte, Herr Laudon, ſetzen Sie ſich hieher. Ich ſehe Sie unendlich lieber an meiner Seite, als mir gegen über. (*)

Wiewohl die Herzlichkeit der Freundſchaft und die vollen Reize eines Umgangs ohne Zurückhaltung da nicht ſtatt finden können, wo das Glück einer jeden andern Perſon vom Willen eines Mitgliedes der Geſellſchaft abhängt; ſo beſtrebt ſich doch der König, einem jeden, ſo viel es die Natur der Sache verſtattet, alle mögliche Freyheit zu geben: und ich habe mir ſagen laſſen, daß er einige ſehr ſcharfe Antworten mit vollkommen guter Laune aufgenommen habe. Er hat ſelber zu viel Witz, und liebt ihn an andern zu ſehr, als daß er witzigen Angriffen mit irgend einigen andern Waffen, als witzigen Antworten, widerſtehen ſollte. Nur die albernſten Dümmlinge könnten es verſuchen andere zu necken, wenn ſie ſelber keine Neckerey ertragen könnten; und nur die niederträchtigſten Seelen können ſichs einfallen laſſen, die Freiheiten, die man ſich gegen einen Geſellſchafter herausnimt, mit der Macht eines Königs zu rächen.

Ein ſehr auffallendes Beyſpiel von der Freiheit, die man ſich bey ihm herausnehmen kann, ereignete ſich kurz vor den neulichen Muſterungen; und was daſſelbe noch merkwürdiger macht, ſo fiel es nicht während der Munterkeit der Tafel, ſondern auf der Scene der ſtrengſten Kriegszucht ſelber, vor.

Zwey Regimenter ſtanden im Felde. General — s ſeines war eins davon. Dieſer Officier liebt Geſellſchaft

(*) Venez, je vous en prie Monſieur Laudon, placez vous ici. J'aime infiniment mieux vous avoir de mon coté que vis à vis.

ſchaft und bringt mehr von ſeiner Zeit im Umgange mit Fremden und bey ausländiſchen Geſandten zu, als die meiſten andern Officiers in Preußiſchen Dienſten. — Etwas mochte vermuthlich den König an demſelben Morgen geärgert haben. Dieweil die Regimenter in einer Linie anrückten, ſagte er zum General, der nahe bey ihm ſtand: „Ihr Regiment iſt nicht in gerader Linie, mein Herr, — und das iſt kein Wunder, Sie bringen ſo viel Zeit mit Kartenſpielen zu. Der General rief ſogleich laut: Halt! und augenblicklich ſtanden ſie ſtille. Sodann wandte er ſich zum König, und ſagte: „Hier iſt die Rede nicht von meinen Karten, Sire. — Aber ſeyn Sie ſo gütig und ſehen, ob dieß Regiment nicht gerade in der Linie iſt. — (*) Das Regiment ſtand ſehr gerade in der Linie; und der König begab ſich hinweg, ohne ein Wort zu ſagen, und, wie es ſchien, nicht über den General, ſondern über ſich ſelber, misvergnügt. Dieſer biedermänniſche Officier hatte nachher niemals Urſache zu glauben, daß der König ihm ſeine Freymüthigkeit übel genommen habe.

Ich habe bereits geſagt, daß niemand ein Amt in den Dienſten des Königs von Preußen bekleiden kann, ohne deſſelben Geſchäffte zu verſehen. Er ſelber iſt thätig und emßig, und beſtehet darauf, daß alle ſeine Miniſter und Beamten es ebenfalls ſeyn ſollen. Allein gegen diejenigen, die ihre Amtsgeſchäfte gehörig verſtehen und genau verrichten, iſt er ein gütiger und billiger Herr. Ein

(*) Votre regiment n'eſt pas aligné, Monſieur — & cela n'eſt pas ſurprenant, vous jouez tant aux cartes. — Il n'eſt pas queſtion, Sire, de mes cartes. — Mais ayez la bonté de régarder ſi ce regiment n'eſt pas aligné. —

Ein Herr, der viele Jahre lang um ſeine Perſon geweſen, und nun einer von ſeinen Adjutanten iſt, verſicherte mir, der König verſtehe, was man zu thun habe: und ſeine Diener ſind niemals den albernen oder einander widerſprechenden Befehlen der Unwiſſenheit, oder Kränkungen von Seiten des Eigenſinnes, ausgeſetzt.

Seine Günſtlinge jeder Art haben niemals irgend einigen Einfluß in Staatsgeſchäfte erlangen können. Niemand hat jemals beſſer einen Unterſchied zwiſchen den Verdienſten derer, die ihm in wichtigen Poſten des Staats dienen, und derer, die ſein Vergnügen befördern, zu machen gewußt. Ein Mann, der die Pflichten ſeines Amtes munter und getreu erfüllt, hat deswegen, daß der König ſeines Feindes Umgang und Geſellſchaft liebt, nichts zu befürchten. Der eine mag täglich an der königlichen Tafel ſpeiſen, und der andere auch kein einzigesmal dazu eingeladen werden, ſo kennt man doch das wahre Verdienſt beyder: — und ſollte ſein Widerſacher es jemals verſuchen, die Gunſt des Königs zu den Abſichten einer Privatfeindſchaft zu misbrauchen, ſo würde der Verſuch mit Verachtung abgewieſen werden, und er ſelber in die Grube fallen, die er einem andern gegraben hatte.

---

77. Brief.

Potsdam.

An den Tagen, woran keine öffentliche Aufwartung zu Sans-Souci iſt, ſpeiſen wir insgemein mit Lord Mareſchal zu Mittag, der den Herzog von Hamilton allezeit mit Vergnügen bey ſich ſiehet, und allen Brittiſchen Unterthanen, ſo lange ſie ſich hier oder

zu

zu Berlin aufhalten, große Dienſte leiſtet. Außer andern Urſachen, die er haben mag, den Herzog hochzuſchätzen, äußert Mylord augenſcheinlich eine gewiſſe Neigung für ihn, als die erſte Standesperſon in Schottland. Dieſe zeigt ſich in tauſenderley Fällen: denn bey einer ſehr edelmüthigen Denkungsart, und dem menſchenfreundlichſten Herzen, behält dieſer verehrungswürdige Lord doch einige Caledoniſche Vorurtheile bey.

Eines Tages fragte er den Herzog, ob er ſich für einen Schotten halte? Allerdings, verſetzte dieſer. So irren Sie ſich alſo, ſagte Mylord; denn ich kann Ihnen verſichern, und ich bin überzeugt, die beſten Rechtsgelehrten in England werdens ebenfalls thun, daß Sie ein weit größeres Recht zu allen den Vorrechten haben, die zu ihrem Engliſchen Titel, als Herzog von Brandon, gehören, wiewohl man, wie ich fürchte, Ihnen noch einige von dieſen ſtreitig macht.

Es iſt zu hoffen, ſagte der Herzog, daß das Haus der Lords ſich nicht allezeit weigern werde, meiner Familie Recht wiederfahren zu laſſen: ich ſchmeichle mir immer noch, daß ſie, bey einer genauen Unterſuchung der Sache, mir jene Vorrechte einräumen werden, die man meinen Voraltern ohne gültige Gründe vorenthalten hat. Indeſſen, warum wollen Sie, Mylord, grauſamer als die Pairs ſeyn, und mir mein Schottiſches Geburtsrecht abſprechen?

Weil Ihre Geburt Ihnen kein ſolches Recht giebt, erwiederte der Graf, denn in der That ſind Sie doch nur ein Nord-Britte: Sie müßten denn beweiſen können, daß Sie noch vor der Vereinigung Schottlands mit England geboren wären. Ich aber, fuhr er mit einer triumphirenden Miene fort, ich bin ein ächter Schottländer; — — und ſetzte bald darauf, mit einem

einem Seufzer und in einem kläglichen Accente hinzu — und faſt noch der einzige in der Welt. — Alle Schottländer, die ich kannte, ſind nun todt!

Der gute alte Graf ſchwatzt unendlich gerne von ſeinem Vaterlande und von längſt verfloſſenen Zeiten. Wenn ich mich bey ihm nach irgend etwas vom Könige von Preußen, oder von Spanien oder Italien erkundige, wo er ſich ſo lange Zeit aufgehalten hat, antwortet er mir verbindlich, aber kurz, und lenkt ſogleich das Geſpräch auf Schottland zurück, dem ſein Herz erſtaunlich ergeben zu ſeyn ſcheint.

Während des Mittagseſſens unterhält einer von ſeinen Bedienten, ein handfeſter Bergſchotte, die Tiſchgeſellſchaft gemeiniglich mit ſeinem Spielen auf der Sackpfeiſe. Ich habe angemerkt, daß diejenigen Nordbritten (um mich an Lord Mareſchals Unterſcheidung zu halten) die ſich den Ruhm und Vortheil ihres Vaterlandes am eifrigſten zu Herzen nehmen, und ſich viel darauf einbilden, daß ſie nordwärts vom Tweed-Fluſſe(*) geboren worden, beſonders, wo nicht die einzigen, Liebhaber dieſes Inſtruments ſind. Wenigſtens werden Sie mir geſtehen, daß ihr wackerer Freund, Lord E — n, keine Ausnahme von dieſer Bemerkung iſt: und vielleicht werden Sie mir zugeſtehen, daß ein ziemlicher Grad von Vaterlandsliebe, oder amor Caledoniæ, dazu gehört, an der Melodie einer Sackpfeiſe ſo viel Geſchmack zu finden.

Eines Nachmittags beſuchte ich Lord Mareſchaln juſt da der König von ihm weggegangen war: denn der Monarch ſpatzirt, oft ohne die geringſten Umſtände oder vorläufige Anmeldung, durch den Garten, und ſtattet ſeinem alten Freunde einen kurzen Beſuch ab, dem er unveränderlich ergeben iſt, ſowohl aus perſönlicher Hochachtung

(*) Dem Gränzfluſſe zwiſchen England und Schottland.

achtung, als der ungemeinen Ehre wegen, worinnen er das Andenken ſeines Bruders, des Marſchalls Keith, hält.

Ein andermal war ich beym Grafen, da die Prinzeßinnen von Preußen und Heſſen mit Prinz Friedrich von Braunſchweig zugleich hereinkamen und Kaffee verlangten, den Mylord ſogleich, nebſt einem Paar Melonen, bringen ließ: und den Prinzeßinnen ſagte, er wiſſe wohl, ſie würden ſich bey einem achtzigjährigen Greiſe nicht ſo lange verweilen, bis man ein beſſeres Mahl für ſie bereiten könnte. — Da er nun vom Monarchen und den Prinzen ſo ſehr begünſtigt wird, ſo können ſie ſich leicht vorſtellen, daß auch der übrige Hof ſich um die Freundſchaft des alten Grafen bewirbt.

Der Erbprinz von Preußen wohnt in einem kleinen Hauſe in der Stadt Potsdam. Seine Einkünfte erlauben ihm jenen Grad von Pracht nicht, den man vom Kronerben erwarten möchte; — er äußert aber doch einen Geiſt von Gaſtfreyheit, der weit verbindlicher als Pracht, und in Betracht des ihm angewieſenen ſehr mäßigen Einkommens gedoppelt verdienſtlich iſt. Insgemein ſpeiſen wir wöchentlich zwey bis dreymal bey ihm zu Nacht.

Dieſer Prinz iſt nicht oft in des Königs Geſellſchaften; auch glaubt man nicht, daß er bey ſeinem Oheim ſehr in Gunſt ſtehe. In welchem Grade er die Talente eines Feldherrn beſitzt, weiß man noch nicht: weil er während des letztern Krieges noch zu jung war, ein Kommando zu führen. Gewiß aber beſitzt er einen ſehr hellen und richtigen Verſtand, den er durchs Studiren noch verbeſſert hat. Er hat ſich einige Mühe gegeben die Engliſche Sprache zu lernen, wozu er durch die Bewunderung einiger Engliſchen Schriftſteller bewogen wurde, deren Werke er in franzöſiſchen oder deut-

deutſchen Ueberſetzungen geleſen hatte. Er kann nun Engliſche Proſe ziemlich leicht leſen: und hat einige Zeit her Shakeſpearn ſtudirt, und wirklich ſchon zwey oder drey von deſſelben Schauſpielen geleſen.

Ich nahm mir die Freyheit anzumerken, da Shakeſpear's Genie jedes Labyrinth und jeden innerſten Winkel des menſchlichen Herzens ausgeſpürt und durchdrungen habe, ſo könnten ſeine Gedanken Seiner Königlichen Hoheit nicht anders als gefallen. Da aber ſeine Sprache außerordentlich kühn und verblümt ſey, und ſehr häufig auf Nationalgebräuche, und die vor zwey hundert Jahren in unſerer Inſel herrſchenden Sitten anſpielete; ſo begriffen ſelbſt die Engländer, die ſeine Werke nicht ausdrücklich ſtudirt hätten, den ganzen Nachdruck derſelben nicht allezeit. Ich ſetzte hinzu, Shakeſpears Seele in eine Ueberſetzung überzugießen, ſey etwas unmögliches: und alle ſeine Schönheiten in der Originalſprache zu koſten, erfordere eine ſo große und genaue Kenntniß der Engliſchen Sitten und Sprache, als ſehr wenige Ausländer, ſelbſt nach einem langwierigen Aufenthalte zu London, erlangen könnten.

Der Prinz ſagte, er ſähe alles dieß ſehr wohl ein: ſey aber nichtsdeſtoweniger entſchloſſen, aus allen Kräften nach einer Bekanntſchaft mit einem von den Engländern ſo ſehr bewunderten Schriftſteller zu ſtreben; wenn er auch gleich niemals alle ſeine Trefflichkeiten fühlen könnte, ſo ſey er doch überzeugt, er werde immer noch ſo viel verſtehen, als ihm ſeine Mühe reichlich vergüten würde. Er habe bereits einige einzelne Stellen ſtudirt, die er allem vorzöge, was er jemals in den Werken irgend eines andern Dichters gefunden habe.

Seine Königliche Hoheit befleißt ſich auf Kriegsgeſchäfte eben ſo emßig und aufmerkſam, als die mehreſten

reſten Officiers vom nämlichen Range unter dem Heere; denn in den Preußiſchen Dienſten überſieht man auch Perſonen vom höchſten Stande keine Vernachläßigung der Pflichten des Soldatenſtandes. Er wird vom Heere ſehr hoch geſchätzt und für einen vortrefflichen Officier gehalten. Mit der Freymüthigkeit eines Soldaten verbindet er die Rechtſchaffenheit eines Deutſchen; und er wird vom Volke überhaupt, ſeiner Gutherzigkeit, Leutſeligkeit und menſchenfreundlichen Gemüthsart wegen, ſehr geliebt.

78. Brief.

Potsdam.

Ich beſorge, die Anekdoten und Geſpräche, die ich Ihnen bisweilen überſchreibe, möchten Ihnen etwas langweilig vorkommen. Ihre Wißbegierde, in Anſehung gewiſſer Charaktere, hat mich zu dieſer Gewohnheit verleitet: denn ich möchte Ihnen lieber Gelegenheit geben, für ſich ſelber zu urtheilen, als Ihnen mit meinen Gedanken beſchwerlich fallen. In meiner Meynung dürfte ich ſehr wahrſcheinlicherweiſe mich irren: die Berichte hingegen, die ich Ihnen von dem ſende, was ich geſehen oder gehört habe, ſind allezeit wahr. Und obgleich die Thathandlungen und Geſpräche, die ich erzähle, dem Anſehen nach eben nicht ſehr wichtig ſeyn mögen; ſo wird doch, da die Perſonen ſich darin gewiſſermaßen ſelber ſchildern, ein Verſtand wie der Ihrige ſich daraus richtigere Begriffe von ihren Charaktern bilden können, als ich Ihnen geben könnte.

In einem meiner vorigen Briefe erwähnte ich wie ungemein ſchwer es ſey, aus einer Preußiſchen Beſatzung zu deſertiren; und für wie wichtig man es hier

 halte,

halte, Deſertionen vorzubeugen. Ein Vorfall, der ſich vor wenig Tagen hier ereignet hat, wird Ihnen hiervon einen ſtärkern Begriff geben, als irgend ein allgemeiner Bericht.

Zwey Soldaten von des Prinzen von Preußen Regimente kamen des Nachts über die Mauer, in der Abſicht auszureiſſen: allein, zum Unglück für ſie, liegt dieſe Stadt auf einer Halbinſel, die der Strom macht, und die Landzunge wird ſo genau bewacht, daß man faſt unmöglich dort ohne Erlaubniß durchkommen kann. Dieſe Soldaten konnten nicht ſchwimmen, und ſie getrauten ſich nicht an irgend eine von den Fähren zu kommen, weil es den Fährleuten bey der ſchwerſten Strafe verbothen iſt, keinen Deſerteur entwiſchen zu laſſen, und ihnen aufs gemeſſenſte befohlen iſt, ſie greifen zu helfen. Auch iſt ihnen für dergleichen Dienſte, zu deſto größerer Aufmunterung, eine Belohnung verſprochen.

Da alle dieſe Umſtände in der Beſatzung bekannt waren, ſo glaubte man, weil allem Vermuthen nach keiner von den Bauern es wagen würde, ſie zu verhehlen, ſo müßten ſie ſich noch irgendwo in den Feldern unter dem noch ſtehenden Getraide verſteckt halten. In dieſer Meynung wurden Partheyen Leute drey Tage lang nach einander ausgeſchickt, die Felder und Gebüſche durchzuſuchen, als ob ſie auf einer Haſenjagd wären. Sehr viele von den Officiers dieſes Regiments, und einige darunter vom höchſten Range, ritten jeden Tag drey bis vier Stunden lang umher, und alle eben damit beſchäftigt. Da man aber doch die Leute nicht fand, ſo war man zuletzt überzeugt, ſie müßten irgend ein Mittel gefunden haben, aus der Halbinſel zu entwiſchen: und gab alles fernere Nachforſchen als fruchtlos auf.

Am Morgen des vierten Tages kamen dieſe zween unglückliche Leute von ſelbſt und ergaben ſich der Wache,

Wache an einem der Thore. Da ſie es unmöglich fanden zu entkommen, und ſich nicht getraueten in ein Haus zu gehen, ſo mußten ſie ſich endlich aus Hunger und Abmattung ſelber ergeben.

Ehe ich dieſen Brief ſchließe, will ich Ihnen einen rührenden Vorfall erzählen, der ſich unter des Königs Hausbedienten zu eben der Zeit ereignete, da man dieſe zwey Deſerteurs ſo eifrig aufſuchte. Des Königs erſter Kammerdiener war ein Mann, der in ziemlichem Anſehen lebte. Da er beſtändig um des Königs Perſon war und deſſen Gunſt manche Jahre lang genoſſen hatte, ſo begegneten ihm Perſonen vom vornehmſten Stande mit einer gewiſſen Achtung. Unter ſeinen Bekannten war er, wie man mir ſagte, ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen beliebt; und von den Accidentien ſeines Dienſtes hatte er ſich ein mäßiges Vermögen erſpart. Er hatte ſich ein Haus, nahe bey Mylord Mareſchals ſeinem, gebauet, und hielt ſeiner Geliebten eine Kutſche.

Dieſer Mann hatte das Unglück den König, vermuthlich durch irgend eine Vernachläßigung ſeines Dienſtes, oder vielleicht auch durch etwas noch ſchlimmeres, zu erzürnen; die eigentliche Urſache ſeiner Ungnade habe ich niemals zuverläßig erfahren können. — Allein, dieweil die Prinzeßinnen im neuen Schloſſe waren, hatte der König ihm ſehr ſcharfe Verweiſe gegeben, und, ohne ſich durch die Entſchuldigungen des Mannes beſänftigen zu laſſen, ihm geſagt, ſobald die Geſellſchaft fort wäre, würde man ihn verſorgen.

Als die Prinzeßinnen nach Berlin giengen, kehrete der König nach ſeinem alten Schloſſe zu Sans-Souci zurück, und ließ den Tag darauf einen Officier ſeiner Garde kommen, und befahl ihm, dieſen Mann nach Potsdam zu führen und dort zum Trommelſchläger unter dem erſten Regimente der Fußgarde zu machen.

Der arme Mann beſtrebte ſich ſeinen Herrn durch Bitten und Flehn zu beſänftigen, aber umſonſt! — Dar-

 auf

auf ſagte er zum Officier: er habe einige Sachen in ſeinem Zimmer, die er noch gerne in Ordnung bringen wollte, ehe er gienge, und bat ihn, ihm ein wenig Zeit dazu zu verſtatten. Der Officier willigte gerne ein: und ſobald dieſer verzweifelnde Mann in ſein eigenes Zimmer kam, erhaſchte er ein Piſtol, das er von der Zeit an, da der König ihm gedrohet hatte, dazu bereit hielt, und ſchoß ſich ſogleich durch den Kopf. Der Knall des Piſtols erſchrekte den König und den Officier. — Sie giengen beyde ins Zimmer und fanden das arme Geſchöpf ſterbend!

Ohnerachtet der König gewiß nichts weniger vermuthete, als daß ſein Kammerdiener ſich erſchießen würde, und ohnerachtet er höchſtwahrſcheinlicherweiſe ihn nicht lange in dem Stande würde gelaſſen haben, wozu er ihn in einem Anfalle des Zorns verurtheilt hatte; ſo ſcheint es doch freilich hart, einen Mann aus wohlhabenden und angeſehenen Umſtänden ſo plötzlich in eine ſo ganz verſchiedene Lebensart herabzuſtürzen. Ein ſo großer und weiſer Monarch, als der König von Preußen iſt, hätte dieß nicht thun ſollen. (*)

Ich ſprach mit jemanden, der unmittelbar nach dieſem Vorfalle zu Sans-Souci geweſen war. — Er ſagte mir, der König ſchiene davon ſehr gerührt zu ſeyn. — Fühlte er's, wie ſichs gehörte, ſo war er in der That zu bedauren: — und fühlte ers nicht ſo, ſo war er noch mehr zu beklagen: denn unglücklicher kann ein Menſch nicht ſein, als wenn es ihm an Menſchlichkeit fehlt.

80.

(*) Dieſer Kammerdiener hatte das Zutrauen ſeines Herrn gemißbraucht und ihn um mehr als dreyßig tauſend Thaler betrogen. Die Entdeckung dieſes Betrugs, und nicht die Vernachläßigung im Dienſte, hatte ihm dieſe Strafe zugezogen: der König glaubte ſie der Gerechtigkeit ſchuldig zu ſeyn. Wer dieſen Fürſten näher kennt, der weiß auch, wie wenig er unvorſätzliche Fehler in dem Dienſte, die eigentlich ein Bedienter dieſer Art begehen kann, zu ahnden pfleget. Seine Unterredung über dieſen Zufall mit einem alten Freunde ſeines Hauſes, wie er den G. v. B. zu nennen gewohnt war, würde, wenn ſie bekannt wäre, jedermann für Beyde Bewunderung abnöthigen.

79. Brief.

Dresden.

Ich glaube, ich vergaß es, in irgend einem von meinen Briefen aus Berlin zu erwähnen, daß ich bey meinem Beſuche der Porcellanfabrike, mich an der Schönheit einiger ihrer Stücke ſo ſehr ergötzte, daß ich ein kleines Kiſtgen für ſie beſtellte. Wie ichs aber für was gleichgültiges halte, ob Sie Ihren Thee aus dem Porcellane das Sie ſchon haben, oder aus dieſem ſchlürfen; ſo mögen Sie es demjenigen Frauenzimmer, das Sie am meiſten lieben und hochſchätzen, zum Geſchenke ſenden. Sollte es, dieſer Addreſſe nach, nicht gerades Weges von Ihnen an Miß — kommen; ſo melden Sie mir doch, wem Sie es ſenden. Der Faktor zu Hamburg wird Ihnen melden, wann ers an Bord ſchickt.

Ich ſtellte mir nicht vor, daß dieſe Fabrike einen ſolchen Grad von Vollkommenheit erreicht hätte, als ſie zu Berlin und Braunſchweig, und an verſchiedenen andern Orten in Deutſchland, wirklich erreicht hat. Das Porcellan, ſo ich für Sie beſtellt habe, wird dem ſchönſten Dresdner Porcellane gleich geſchätzt.

Am Tage, da wir Potsdam verließen, ſpeiſten wir noch mit dem guten Lord Mareſchal zu Mittage, der vom Herzog mit einer Rührung Abſchied nahm, die zugleich ſeine Hochachtung für ihn und ſeine Furcht verrieth, daß er ihn in dieſem Leben niemals wieder ſehen würde.

Hätte ich eine große Neigung zu Beſchreibungen, ſo würde mir unſere Reiſe durch eine der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden Deutſchlands ſchönen Stoff dazu geben. Ich könnte nicht nur alle die Gemeinörter von Wäldern, Auen, Flüſſen, Bergen, Fel-

dern, reich an Getraide, Flachs, Tabak und Hopfen, anführen; ſondern auch die Landſchaften mit einer zahlreichen Zucht von Pferden, Hornvieh, Schafen, wilden Schweinen und Wildpret beleben, und das Gemälde mit den Marmorn, Edelgeſteinen und Bley-Kupfer- Eiſen- und Silberbergwerken ausſtaffiren, die Sachſen in ſeinem Schooße enthält. Ich könnte mich bey den hier in Menge vorhandenen, aus dem ſchönſten deutſchen Thone gebildeten und ſehr hübſch bearbeiteten ſchönen Porcellangefäßen, und bey den ſchönen Frauenzimmern dieſes Landes verweilen; — ich bin aber ſchon lange der Beſchreibungen müde, und Sie werden mir alſo erlauben, Sie mit Einemmale von Potsdam nach Dresden zu bringen.

Als wir von Herrn Osborn, dem brittiſchen Geſandten allhier, dem Churfürſten und der Churfürſtin vorgeſtellt worden waren, hatten wir die Ehre den nämlichen Tag bey denſelben zu Mittag zu ſpeiſen. Die Churfürſtin iſt jung, ſchlank, wohlgebildet und lebhaft. — Wir wurden nachher der verwittweten Churfürſtin und der Prinzeßin Eliſabeth, des Churfürſten Tante, der Prinzeßin, ſeiner Schweſter, und ſeinen drey Brüdern vorgeſtellt, worunter der älteſte den Gebrauch ſeiner Füße verlohren hat, und in einem Seſſel mit Rädern im Zimmer herumgeführet wird.

Der Hof war zahlreich und glänzend: am Abend ſpielte man ungefähr zwo Stunden lang Karten. Der Herzog von Hamilton war einer von der Parthey der Churfürſtin, und ich ſpielte indeſſen mit einer von den Prinzeßinnen, gegen die verwittwete Churfürſtin und die Prinzeßin Eliſabeth, Whiſt. — An keinem von den deutſchen Höfen habe ich jemals hoch ſpielen geſehen. — Das höchſte Spiel war noch bey Maskeraden, und wo der Landesherr nicht zugegen war.

Dresden iſt zwar keine von den größten, aber gewiß eine von den anmuthigſten Städten in Deutſchland, wir mögen nun auf die Pracht ſeiner Palläſte, oder auf die Schönheit und Bequemlichkeit der Häuſer und Straßen ſehen. Dieſe Stadt iſt an den beyden Ufern der Elbe gebauet, die hier ziemlich breit iſt. Die prächtige und bequeme Art, womit die beyden einander gegenüber liegenden Theile der Stadt verbunden ſind, vermehrt ihre Schönheit nicht wenig.

Auf einem öffentlichen Platze oder Vierecke zwiſchen der Alten und der Neuen Stadt, ſtehet eine Bildſäule König Auguſts zu Pferde. Sie iſt eben kein Meiſterſtück der Kunſt, doch wollte unſer Cicerone, daß wir ſie ſehr bewundern ſollten, weil ſie — von einem gemeinen Schmiede verfertigt wäre. Ich bat um Vergebung, und ſagte ihm, ich könne ſie nicht bewundern, und wenn ſie auch von Michel Angelo ſelber verfertigt wäre. (*)

Wenige Europäiſche Fürſten haben eine ſo prächtige Wohnung, als der Churfürſt von Sachſen. — Das Schloß und die Kunſtkammer ſind oft beſchrieben worden. — Letztere wurde vom Churfürſt Auguſt angelegt, und heißt noch jetzt das grüne Gewölbe, ohnerachtet ſie jetzt aus verſchiedenen Zimmern beſtehet, die zur Nachahmung des erſtern alle grün gemalt ſind. Die erſtaunliche Menge von natürlichen und künſtlichen Merkwürdigkeiten, die man dort ſiehet, will ich nicht herzählen. Einige von den letztern ſind nur deswegen merk-

(*) Ich, meines Theils, hätte daran bewundern können: erſtlich, daß die Regierung ein ſolches öffentliches Denkmal von einem Schmiede verfertigen ließ; und zweytens, daß es dieſem noch ſo gut gelungen iſt. Ueberſ.

merkwürdig, weil man ſie mit bloßen Augen nicht ſehen kann. Hieher gehört ein Kirſchſtein, auf welchem man vermittelſt eines Vergrößerungsglaſes über Einhundert Geſichter erkennen kann. Dergleichen kleine mechaniſche ſeltſame Einfälle beweiſen zwar die Arbeitſamkeit, ausdauernde Geduld und ſcharfe Aufmerkſamkeit des Künſtlers; aber, meines Erachtens, eben nicht den Verſtand dererjenigen, die mit ſo unnützen Dingen die Künſtler beſchäftigen konnten. Man bewundere die erſtaunlich kleinen Kunſtwerke der Natur durch Vergrößerungsgläſer; allein Menſchenhände ſollten ſich gewiß mit nichts beſchäftigen, das bloße menſchliche Augen ohne Vergrößerungsgläſer nicht ſehen könnten.

Ein Kunſtwerk des Juwelier Dinglingers, das die Feyrung des Geburtstages des Großen Mogols vorſtellt, wird ſehr gerühmt. Der Mogol, auf ſeinem Throne ſitzend, die Großen ſeines Reichs, Leibwachen und eine große Menge Elephanten, ſind alle auf einer viereckigten Tafel vorgeſtellt, die ungefähr eine Engliſche Elle im Durchmeſſer hat. Dieß Werk beſchäfftigte Dinglingern und einige Gehülfen über zehen Jahre lang. Dünkt Sie hierbey nicht, man habe einen ſo geſchickten Künſtler etwas zu lange in des Mogols Dienſten gelaſſen.

Ein bloßes Verzeichniß von allem, was in dieſer Kunſtkammer ſchätzbar und ſehenswürdig iſt, würde die Gränzen eines meiner längſten Briefe weit überſchreiten. Ich will alſo alles mit Stillſchweigen übergehen, bis auf die Geſchichte des Propheten Jonas, die ich ohne Ruchloſigkeit nicht übergehen könnte. Das Schiff, der Wallfiſch, der Prophet und die Seeküſte, ſind alle mit einander in Perlen vorgeſtellt; die See und die Felſen hingegen in einer andern Art von Steinen; wiewohl man, meines Erachtens, eben nicht

nicht nöthig hatte, dazu andere Materialien zu wählen; denn gewiß iſt doch zwiſchen einem Propheten und einem Wallfiſche ein eben ſo großer Unterſchied, als zwiſchen einem Wallfiſche und einem Felſen. Konnte man alſo jene erſtern mit einerley Materialien abbilden; ſo war es, meiner Meynung nach, nicht der Mühe werth, für die andern eine verſchiedene Compoſition zu wählen.

Die Bildergallerie wird ſehr hochgeſchätzt; die eigenthümlichen Verdienſte eines jeden Gemäldes herzuzählen, würde viele Bände anfüllen und eine weit größere Kenntniß der Malerey erfodern, als ich mir anmaßen kann. Die ſchätzbarſten Stücke ſind von **Raphael, Corregio** und **Rubens**. Von den beyden erſtern ſind nur wenige Stücke vorhanden, vom letztern aber eine ſehr beträchtliche Anzahl. Die Stärke und der Ausdruck des Pinſels dieſes großen Malers, das natürliche Feuer ſeines Colorits und die Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft, verdienen die höchſten Lobſprüche. Doch kann man ſich nicht enthalten zu bedauren, daß er ein ſo übermäßiger Liebhaber von feiſten Weibsperſonen war. Jene Art von Natur, die er von ſeiner erſten Jugend auf in ſeinem Vaterlande geſehen, hatte ſich ſeiner Einbildungskraft ſo ſehr bemeiſtert, daß alle die zierlichen Muſter, die er nachher in Italien ſtudirte, ſie nicht mehr verdrängen konnten. Einige von ſeinen weiblichen Figuren in dieſer Gallerie ſind ſo ſehr von der Niederländiſchen Taille, und ſo feiſt, daß einem beynahe bange wird, ſie in dieſem heißen Wetter anzuſehen.

In der Kunſtkammer im Schloſſe findet man eine höchſt vollſtändige Sammlung von Kupferſtichen, vom Anfange der Kupferſtecherkunſt bis auf die jetzigen Zeiten.

80. Brief.

Dresden.

Nichts dünkt mich ausgemachter zu ſeyn, als daß eine Feſtung keine Palläſte enthalten und keine Vorſtädte haben ſollte. Da Dresden Palläſte und Vorſtädte hat, ſo würde es im vorigen Kriege ein Glück für ſeine Einwohner geweſen ſeyn, wenn die Stadt ganz und gar nicht befeſtigt geweſen wäre. Im Jahre 1756, da der König von Preußen es für rathſam hielt in Sachſen einzubrechen, bemeiſterte er ſich dieſer Stadt und behielt ſie bis im Jahr 1758 in ruhigem Beſitze: worauf Marſchall Daun nach der Schlacht bey Hochkirchen ſie zu belagern drohete. Der Preußiſche General Schmettau fieng ſeine Vertheidigung damit an, daß er einen Theil der Vorſtädte einäſcherte. Die Sachſen und Oeſterreicher ſchrien über dieſe Maßregel, und Daun drohte, den Kommandanten ſelber perſönlich für ein ſo verzweifeltes Verfahren zur Verantwortung zu ziehen. Graf Schmettau kehrte ſich an alles ihr Schreyen und Drohen im geringſten nicht, und ſchien nur auf die Befehle des Königs, ſeines Herrn, zu merken. Er gab Marſchall Daun zu verſtehen, die noch übrigen Vorſtädte würden das nämliche Schickſal wie die ſchon niedergebrannten erfahren, wenn Daun darauf beſtünde, die Stadt anzugreifen. Da der König bald darauf herannahete, ſo zogen ſich die Oeſterreicher nach Böhmen zurück.

Die Einwohner von Dresden und von ganz Sachſen befanden ſich nun in ſehr bedrängten Umſtänden, und fühlten, daß je glücklicher ihre Freunde und Bundesgenoſſen waren, je unglücklicher ſie ſelber wurden. Denn alle Contributionen, ſo die Oeſterreicher und Ruſſen in den Ländern des Königs von Preußen erpreſſen mochten, wurden ſogleich zur Wiedervergeltung von

den unglücklichen Sachſen wieder erpreßt. Höchſt bedaurenswürdig muß in der That ein Volk ſeyn, wenn der Sieg ſeiner Feinde noch das größte Glück iſt, das ihm begegnen kann!

Im Jahre 1759, nach der fürchterlichen Schlacht bey Kunnersdorf, in der Gegend von Frankfurt an der Oder, mußte der König den darinn erlittenen großen Verluſt zu erſetzen ſuchen, und zog daher die Preußiſche Beſatzung aus Dresden an ſich, welches ſodann den Kaiſerlichen in die Hände fiel. Damit hatten aber die Trübſale dieſer Stadt noch kein Ende. Denn Seine Preußiſche Majeſtät täuſchte Marſchall **Daun** durch eine ſehr meiſterhafte Verſtellung; und indem der König nach Schleſien zu eilen ſchien, wandte er ſich plötzlich um und bedrohete Dresden, welches Marſchall **Daun** verlaſſen hatte, in der vollen Ueberzeugung, daß der König zum Entſatze der Stadt Schweidnitz marſchirt wäre.

Dieweil alſo das Oeſterreichiſche Heer mit forcirten Märſchen nach Schleſien eilte, grif der König Dresden an, welches vom General **Macquire** entſchloſſen vertheidigt wurde.

Jedes mögliche Beſtreben wurde nun angewendet, um dieſe Stadt zu erobern, ehe Graf **Daun** zurückkommen und ſie entſetzen könnte: und die unglücklichen Einwohner waren einem unaufhörlichen Kanonen- und Bombenfeuer ausgeſetzt. Dem Kriegsrechte nach mochte ſich dieß vielleicht rechtfertigen laſſen, ſo lange man Hoffnung hatte, die Stadt durch ſolche Mittel zur Uebergabe zu zwingen. — Allein, die Feinde Seiner Preußiſchen Majeſtät verſichern, auch nach Marſchall **Dauns** Zurückkunft ſey das Bombardiren immer noch fortgeſetzt, und Kirchen, ſchöne Gebäude und ganze Straßen ſeyn in die Aſche gelegt worden, da doch ein ſo verheerendes

Ver-

Verfahren nur zur Zerſtörung und zum Verderben der Privatleute gereichen konnte, ohne das geringſte zur Eroberung der Stadt beyzutragen, oder der gemeinen Staatsſache das geringſte zu nützen.

Viele von dieſen Häuſern liegen noch im Schutte; doch bauen die Einwohner ſie nach und nach wieder auf, und vermuthlich werden die ſämtlichen niedergebrannten Straßen wieder aufgeführt ſeyn, ehe ein neuer Krieg in Deutſchland ausbricht. Dieweil ſie aber die Häuſer wieder bauen, kann ich nicht umhin, zu glauben, es würde ein Glück für ihre Eigner ſeyn, wenn ſie die Feſtungswerke ſchleifen durften, die man vielleicht vortheilhafter um einige Gränzplätze aufführen könnte.

Die ſehenswürdige Porcellanfabrike hat durch das Preußiſche Bombardiren ſehr gelitten. Der Churfürſt hat eine vollſtändige Sammlung von den ſchönſten Stücken Porcellan, von den erſten Verſuchen an, die in dieſer zierlichen Arbeit gemacht worden, bis auf die neueſten Verbeſſerungen. Dieß iſt, auch ohne die Schönheit vieler von den Stücken in Betracht zu ziehen, etwas wirklich ſehenswürdiges, weil man dem Fortgange und Anwachſe der Kunſt und Erfindſamkeit darin nachſpüren kann.

Unſern Morgenſpatziergang nehmen wir in den Gärten des verſtorbenen Grafen von **Brühl**, die an den hohen Ufern der Elbe liegen. Man kann ſich nichts anmuthigers erſinnen, als die Ausſicht von einer hohen Terraſſe in dieſen Gärten. Des Grafen prächtiges Haus iſt nun vieler ſeiner größten Zierden beraubt. Die ſchöne Bildergallerie iſt an die Kaiſerin von Rußland für einhundert und funfzig tauſend Reichsthaler verkauft worden. Die Bibliothek, die im Garten ſtehet, iſt zweyhundert und zwanzig Fuß lang. Ob die Bücherſammlung dieſes Herrn ſchlechterdings

dings einen ſo großen Raum erfordert habe, weiß ich nicht gewiß: aber ſeine Kleiderkammer muß einen wenigſtens eben ſo großen erfordert haben, wenn man den davon gegebenen Berichten glauben darf. Man ſagt uns, der Graf habe wenigſtens dreyhundert verſchiedene vollſtändige Kleider, und von jedem derſelben ein Duplicat gehabt, weil er ſich allemal nach dem Mittagseſſen umkleidete, und doch nicht in einem von dem Vormittagskleide verſchiedenen Anzuge erſcheinen wollte. Ein Gemälde von jedem Kleide, und dem beſondern dazu gehörigen ſpaniſchen Rohre und Schnupftabacksdoſe, war aufs genaueſte in ein großes Buch gezeichnet, das der Kammerdiener jeden Morgen Seiner Excellenz vorlegte, damit der Graf den Anzug, worinn er denſelben Tag erſcheinen wollte, wählen möchte. Man beſchuldigte dieſen Miniſter, er habe ſich ein erſtaunliches Vermögen zuſammengehäuft. Allein das Gegentheil iſt wahr. Sein Pallaſt und ſeine Gärten gehören nun dem Churfürſten zu.

Die Sächſiſchen Truppen ſind ſehr ſchön. Die Mannſchaft überhaupt iſt hübſch und wohl gewachſen. Weder ſie noch ihre Officiers ſind in ihrem Gange und ihren Manieren ſo ganz aufrecht und ſteif, wie die Preußen. Da ich dieſer leztern ſchon ſo lange gewohnt war, ſo fiel mir dieſer Unterſchied beym erſten Anblicke ſehr merklich auf. Die Montur der Leibwache iſt roth und gelb: die der Feldregimenter weiß. Während des Sommers tragen die Soldaten nur Weſten; ſelbſt wenn ſie auf die Wache ziehen, und ſie erſcheinen allezeit ungemein nett und reinlich. Die Sergeanten tragen, außer ihrem übrigen Gewehre, auch ein großes Piſtol, das auf der linken Seite ſo bequem befeſtigt iſt, daß es ihnen nicht beſchwerlich fällt. Das Hautboiſtenchor der Sächſiſchen Leibwache iſt das vollſtändigſte und ſchönſte, das ich jemals geſehen habe.

Ich

Ich erwarte nicht eher, als nach unſerer Ankunft zu Wien, von Ihnen Briefe zu erhalten: werde Ihnen aber vermuthlich von Prag aus wieder ſchreiben; denn dorthin gedenken wir Morgen abzureiſen.

81. Brief.

Prag.

Böhmen iſt zwar beyweitem kein ſo fruchtbares oder ſchönes Land, als Sachſen, verdient aber doch auch den ſchlimmen Ruf nicht, den einige Reiſende ihm gegeben haben. Ich fand viele Gegenden ſehr ſchön, und mit den anmuthigſten ländlichen Gegenſtänden verziert.

Prag, die Hauptſtadt Böhmens, ſtehet in einer Vertiefung, die von allen Seiten mit Bergen umgeben iſt. Die Anhöhen, welche zunächſt an der Stadt liegen und ſie beſtreichen, ſind mit in die Feſtungswerke hineingezogen. Es iſt eine ſehr große Stadt und enthält noch einige Merkmale ihrer vormaligen Herrlichkeit, hat aber auch weit mehrere ihres itzigen Verfalls. — Anzeigen, die man natürlicherweiſe in jenen Plätzen findet, die vormals königliche Wohnſitze geweſen, und es jetzt nicht mehr ſind.

Die ſämtlichen Häuſer, die einigen Anſchein von Pracht haben, ſind alt: und vermuthlich werden keine neue Palläſte hier mehr gebauet werden: denn der Böhmiſche Adel, der dergleichen Baukoſten erzwingen kann, lebt zu Wien; und die Handlung und Manufakturen dieſer Stadt ſind nicht ſo blühend, daß ſie irgend einige unter den Kaufleuten in den Stand ſetzten, prächtige Häuſer zu bauen.

So ſehr aber dieſe Stadt an Reichthum und Pracht mag abgenommen haben, ſo blühet doch Frömmigkeit unter den Einwohnern gewiß noch ſo ſehr, als jemals. Ich erinnere mich nicht, irgend ſonſtwo ſo viele augengenſcheinliche Anzeigen von Andacht geſehen zu haben. — Die Ecken der Straßen, die Brücken, die öffentlichen Gebäude, ſind alle mit Crucifixen, mit Bildern der Jungfrau Maria von allerley Größen und Farben, und mit Bildſäulen von Heiligen aus allen Ländern, Ständen, Altern und Geſchlechtern verziert. — In jedem Theile dieſer Stadt ſiehet man Leute vor dieſen Bildern auf den Knieen liegen, insbeſondere aber auf der großen Brücke über die Mulda, wo der größte Zuſammenfluß von Vorbeygehenden iſt. Dieſe Brücke iſt ſo verſchwenderiſch mit Bildern von Heiligen geſchmückt, daß man beym Hinübergehen auf beyden Seiten eine Reihe derſelben hat, wie zwey Reihen MuskETiers.

Reiſende, insbeſondere ſolche, die gerades Weges von Berlin hieher kommen, müſſen über die Andacht des hieſigen Volks, beſonders über den heftigen Eifer erſtaunen, womit ſie von denen ausgedrückt wird, die ſie öffentlich vor den Heiligen auf der Brücke aufführen.

Ich ſah einige, die ſich nicht begnügten, vor ihnen hinzuknieen, ſondern auf ihre Geſichter fielen, und den Boden küßten; und andere, die ihre Gebete an dieſe Heiligen ſo flehentlich und eifrig verrichteten, daß, wenn ihre Herzen nicht von Stein geweſen wären, ſie die Flehenden gewiß aufmerkſamer und mitleidiger würden angehört haben, als ſie zu thun ſchienen.

Einen Heiligen giebts darunter, der mehrere Verehrer hat, als alle die übrigen zuſammengenommen. — Mich dünkt, er heißt St. Nepomuk. Da ich mich eben keiner ſehr weitläuftigen Bekanntſchaft mit Heili-

gen rühmen kann; ſo hatte ich noch niemals von ihm gehört, bis ich hieher kam. Hier aber ſtehet er in ſehr großem Anſehen. Dieſer Heilige, ſagt man, wurde einmal auf Befehl eines grauſamen Tyrannen über eine Brücke herabgeſtürzt, und brach den Hals; und ſeit derſelben Zeit ſoll er immer eine beſondere Zuneigung zu Brücken beybehalten haben; eine Wirkung, die man von einer ſolchen Urſache eben nicht leicht hätte erwarten ſollen. Doch das hieſige Volk iſt einmal der Meynung, ſo habe ſich die Sache mit dem heiligen Nepomuk verhalten: und um die Thatſache außer allen Streit zu ſetzen, iſt er jetzt der Schutzheilige aller Brücken; — faſt alle Brücken in Böhmen ſind ihm geweiht. Auch ſteht er im Rufe, daß er alle Heiligen im Himmel im Kuriren der Unfruchtbarkeit der Weiber übertreffe. — Wie er ſich dieſen Ruf erworben hat, darnach habe ich mich nicht erkundigt.

Ein trauriger Gedanke iſts, daß die Reichen ſich weniger um Religionspflichten bekümmern, als die Armen; und daß Armuth und Frömmigkeit ſo oft mit einander verknüpft ſind. Oft, wenn wir in irgend einem Städtchen oder Dorfe anhielten, das ſehr armſelig ausſah, habe ich angemerkt, daß ſeine Einwohner auch ungemein andächtig zu ſeyn ſchienen.

Man ſollte ſchließen, Hoffnung ſey ein mächtigeres Gefühl im menſchlichen Herzen, als Dankbarkeit: da diejenigen, die dem Himmel am meiſten danken ſollten, den wenigſten Dank blicken laſſen.

Zu Prag bekamen wir einen Bekannten, da wirs am allerwenigſten vermutheten. Denn als der Herzog von Hamilton und ich einmal in der Straße ſtanden und ſchwazten, hörte uns ein Prieſter zu, der zu einer hieſigen Schule gehört. Er ſtand darauf ſtill, ſah uns eine Weile ſehr aufmerkſam an, kam endlich

herbey

herbey und redete uns mit folgenden Worten an: — „J do aſſure You now, J am an Iriſhman too.“ (*) Dieſe treuherzige Art Bekanntſchaft zu machen, brachte bald einen gewiſſen Grad von Vertraulichkeit zuwege: Ich fragte ihn, woher er ſo geſchwind wüßte, daß wir Irrländer wären? Sollt' ich das nicht wiſſen, mein Lieber, da ich Sie Engliſch reden hörte? verſetzte der ehrliche Prieſter; denn er war wirklich eine ſehr ehrliche dienſtfertige Seele und der nützlichſte und unterhaltendſte Cicerone, den wir zu Prag hätten finden können.

Als wir die königliche Wohnung beſucht hatten, zeigte man uns das Fenſter im Staatsſekretariate, von wannen drey große Herren im Jahre 1618 hinabgeſtürzt wurden. — Das war nun freylich eine ziemlich rauhe Art mächtige Miniſter zu ſtürzen: vermuthlich mochte aber wohl die Oppoſitionsparthey vorher ſanftere Mittel vergebens verſucht haben.

Da es ein Hauptnutzen der Geſchichte iſt, Lehren und Beyſpiele zu geben, woran ſich die Nachwelt in allen Zeiten und Ländern ſpiegeln kann; ſo, dünkt mich, würde es nicht uneben gethan ſeyn, wenn Sie Ihre Freunde bey der Staatsverwaltung an dieſes Abentheuer erinnerten, damit ſie ſich ja beyzeiten gutwillig zurückziehen, ehe ihre Widerſacher zu verzweifelten Mitteln ſchreiten. Denn man hat bemerkt, daß die Feinde wankender Staatsmänner viel thätiger ſind, als ihre Freunde, die, wenn die Sachen aufs äußerſte kommen, nur gar zu leicht ſich entfernt halten:

Wie Leute, die aus der Ferne mit zuſehen, wie man drey Leute zum Fenſter herausſtürzt; die ihnen zur Hülfe keinen Schritt thun, und ihnen juſt noch mit ihrem Erſtaunen zu Dienſte ſtehen.

(*) Nun ich verſichere Sie, ich bin auch ein Irrländer.

Sollte jedoch in England ein ähnlicher Sturm aufſteigen, ſo iſt zu hoffen, daß Apollo (wie er vor Alters ſeinen bedrängten Günſtlingen zu thun pflegte) ſich — mit einer Wolke ins Mittel ſchlagen und den Miniſter retten möchte: denn bey der jetzigen Theurung an Witz und guter Laune wär's doch tauſendmal Schade, einen Mann, der ſich durch beydes ſo ſehr auszeichnet, mit Einem deſperaten Wurfe zu verliehren.

Wir ſpatzirten über die Anhöhen, von wannen die Preußen es, ſogleich nach der Niederlage des Prinzen **Karls** von Lothringen und des Grafen von **Brown**, verſuchten, die Stadt zu erobern. Das Bombardiren gegen dieſe Stadt ließ ſich noch eher rechtfertigen, als das gegen Dresden: denn dieweil die eingeſperrte Armee jene nach dem Verluſte einer Schlacht natürliche Beſtürzung fühlte und noch nicht auf eine Belagerung gefaßt war, konnte man hoffen, das Schrecken und die Verwirrung, die das Bombardiren verurſachte, nebſt dem ungeheuren Aufwande von Lebensmitteln, durch eine ſo zahlreiche Beſatzung, möchten die Belagerten zur Uebergabe verleiten können. Wiewohl man aber die Menſchlichkeit des Königs, wegen ſeines Verfahrens allhier, nicht in Zweifel gezogen hat; ſo habe ich doch viele Kriegsleute gehört, die ihn einer unvorſichtigen Verwegenheit beſchuldigten; insbeſondere wegen ſeines verzweifelten Verſuchs bey Kollin, da er die eine Hälfte ſeines Heeres zurück ließ, die Blockade von Prag fortzuſetzen, und mit nicht viel mehr als dreyßig tauſend Mann auszog, und ein noch einmal ſo ſtarkes, in einer vortheilhaftern Lage verſchanztes Heer angriff, das von einem der größten Feldherrn ſeines Zeitalters kommandirt wurde.

Und doch iſts mehr als wahrſcheinlich, daß der König ſehr gute Gründe zu ſeinem Verfahren gehabt haben müſſe. Da ihm aber der Verſuch mislang und

die

die traurigen Unfälle der Preußen von derſelben Zeit an datirt werden konnten; ſo hat man ſehr laut eine Unternehmung getadelt, die man, wenn ſie gelungen wäre, bis an den Himmel würde erhoben haben. Wäre Hannibal durch irgend einen Zufall bey Cannä geſchlagen worden; ſo würden wahrſcheinlicherweiſe die Geſchichtſchreiber viele Gründe, weswegen er jene Schlacht nicht hätte liefern ſollen, erſonnen, und ſich bemüht haben zu beweiſen, daß ſeine vorigen Siege bloß durch Zufall gewonnen worden, und daß er ein bloßer Neuling und Stümper in der Kriegskunſt geweſen ſey.

Leben Sie wohl, mein guter Freund; ich wünſche, daß Ihnen alle Ihre Unternehmungen gelingen mögen, damit man Sie beſtändig für einen fein verſtändigen Mann halte.

---

82. Brief.

Wien.

Sobald man zu Wien anlangt, fahren die Poſtknechte geradesweges nach dem Zollhauſe, wo die Bagage eine ſehr ſcharfe Unterſuchung aushalten muß, die weder Bitten noch Geld lindern können. Da man unter der unſrigen keine verbotene Schleichwaaren fand, ſo wurde ſie alle ſogleich nach unſerer Wohnung gebracht, bis auf unſere Bücher, welche, um mit mehrerer Muße geprüft zu werden, zurückbehalten und uns erſt einige Zeit hernach zugeſendet wurden. Die Kaiſerin hat die ſchärfſten Befehle gegeben, daß man keine gottloſe, unzüchtige oder unſittliche Bücher in ihre Staaten ſollte einführen, oder unter ihren Unterthanen verbreiten laſſen; und Mahomet ſelber

 dürfte

dürfte es eben ſo gut wagen, zu Wien öffentlich zu erſcheinen, als irgend ſo ein Buch.

Zum Unglück für uns iſt Sir **Robert Keith** vor kurzem nach England abgereiſt, und wird vor verſchiedenen Monaten nicht wieder hieher zurückkommen. Wir haben Urſache die Abweſenheit eines ſo angenehmen und ſo würdigen Mannes zu bedauren; doch, jeden Vortheil, den wir von ihm, als Geſandten, hätten erhalten können, hat uns ſein Sekretär, Herr **Ernſt**, verſchafft, der uns dem Grafen **von Degenfelt**, Geſandten der Generalſtaaten, vorgeſtellt, uns ein Verzeichniß der Beſuche, die wir abzuſtatten haben, gegeben, und die Gefälligkeit erwieſen hat, den Herzog **von Hamilton** durch dieſen großen Kreis von Viſiten zu begleiten.

Am erſten Tage, da wir dem Fürſten **von Kaunitz** aufwarteten, wurden wir zum Mittagseſſen eingeladen, und fanden eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft in ſeinem Hauſe, worunter viele, wie ich nachher erfuhr, durch die höflichen und verbindlichen Briefe, die der Freyherr **van Swieten** von Berlin aus geſchrieben hatte, zu unſerm Vortheil eingenommen waren.

Einige von den vornehmſten Familien befinden ſich auf ihren Landſitzen; ein Umſtand, den wir mehr hätten bedauren müſſen, wenn wir nicht bey dem ſehr verbindlichen und gaſtfreyen Grafen und der Gräfin **von Thun**, in ihrem, oder ihrer Schweſter, der Gräfin **von Wallenſtein**, Hauſe, jeden Abend eine angenehme Geſellſchaft fänden; unter andern den **Vicomte de Laval**, Bruder des Marquis, den ich zu Berlin die Ehre hatte kennen zu lernen. Der **Vicomte** iſt nordwärts bis Petersburg geweſen, und gedenkt noch eine Reiſe durch Italien zu thun, ehe er nach Frankreich zurückkehrt.

Die

Die eigentlich ſogenannte Stadt Wien iſt nicht ſehr groß; ſie kann auch nicht mehr vergrößert werden, weil ſie durch ſtarke Feſtungswerke umſchränkt iſt. Die Stadt iſt ſehr volkreich; ſie ſoll über ſiebenzig tauſend Einwohner enthalten. Die Straßen ſind insgemein enge und die Häuſer hoch. Einige von den öffentlichen Gebäuden und Palläſten ſind prächtig; haben aber von außen der engen Straßen wegen kein großes Anſehen. Die vornehmſten ſind die kaiſerliche Burg, die Bibliothek und das Muſeum; die Palläſte der Fürſten von Lichtenſtein, des Prinz Eugens und einige andere, deren Herzählung und Beſchreibung Sie mir, ich weis es, ſchenken werden.

Es iſt wenig zu beſorgen, daß Wien ſobald den Beſchwerlichkeiten einer Belagerung wieder werde ausgeſetzt werden. Doch hat man auf allen Fall, wenn ſichs ja noch einmal ereignen ſollte, eine Maasregel genommen, die es unnöthig machen wird, die Vorſtädte deshalb zu zerſtöhren. Kein Haus außerhalb der Wälle darf näher als ſechshundert Schritte weit vom Glacis gebauet werden. Daß alſo rings um die Stadt herum ein zirkelförmiges ſechshundert Schritte breites Feld liegt, welches, außer dem oben erwähnten Vortheile, auch ſonſt eine ſehr anmuthige und heilſame Wirkung thut. Jenſeits der Ebene ſind die Vorſtädte gebauet — ſie machen eine ſehr weitläuftige und prächtige Stadt von einer unregelmäßig circulären Form aus, die in ihrer Mitte ein geräumiges Feld und die urſprüngliche Stadt Wien zum Mittelpunkte hat.

Dieſe prächtigen Vorſtädte ſollen nebſt der Stadt zuſammen über dreymal hundert tauſend Einwohner enthalten; doch ſind die Vorſtädte, nach Maßgabe ihrer Größe, beyweitem nicht ſo volkreich als die Stadt: weil zu vielen Häuſern in den Vorſtädten weitläufige

Gärten gehören, und viele Familien, die während des Winters in der Stadt wohnen, die Sommermonate in den Vorſtädten zubringen.

Der franzöſiſche Geſandte, Herr von Bretueil, hält ſich jezo dort auf. Der Herzog und ich ſpeiſten vor wenig Tagen bey ihm zu Mittage. Dieſer Herr war ein Anhänger des Herzogs von Choiſeul, und war zum Abgeſandten an dieſem Hofe ernannt worden, und eben im Begriff, in dieſem Character von Paris abzureiſen, als Choiſeul vom vorigen Könige von Frankreich entlaſſen wurde; worauf Herr de Bretueil nicht nach Wien, ſondern nach Neapel geſendet ward. Allein ſeitdem der jetzige König die Regierung angetreten hat, iſt er an denjenigen Hof abgefertigt worden, an welchen er anfangs beſtimmt war. Er iſt ein ſehr fähiger Kopf, und nicht für eine Lage geboren, worinn er ſeine Talente wenig oder gar nicht äuſſern könnte.

Ungefähr eine Woche nach unſerer Ankunft zu Wien hatten wir die Ehre dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden. Der Graf von Degenfelt begleitete uns zwiſchen neun und zehen Uhr des Morgens nach dem Schloſſe. Als wir einige Minuten in einem Vorgemache ſpatzirt hatten, wurden wir ins Zimmer geführt, wo der Kaiſer allein war. Sein Betragen iſt leutſelig, natürlich und voll ungekünſtelter Anmuth.

Den nämlichen Vormittag noch fuhren wir nach Schönbrunn, einem Schloſſe, das ungefähr eine Meile weit von Wien liegt und wo die Kaiſerin jezt reſidirt. Ich war nicht wenig begierig die weltberühmte Marie Thereſie zu ſehen, deren Schickſale Europa ſo viele Jahre lang intereſſirt haben. Die edelmüthige Standhaftigkeit, womit ſie die Trübſale überſtand, denen der frühere Theil ihres Lebens ausgeſezt war, und die

die Mäßigung, womit ſie das Glück ertragen hat, haben ihr den einmüthigen Beyfall der Welt erworben und geſichert. Auch Sie war allein, da wir Ihr vorgeſtellt wurden. Sie beſprach ſich eine Zeitlang mit dem Herzog von Hamilton auf eine unaffectirte und heitere Art, und begegnete allen Anweſenden mit einer edeln und leutſeligen Würde. Sie hat nur noch kleine Ueberreſte von jener glänzenden Schönheit, wodurch ſie ſich in ihrer Jugend auszeichnete; aber aus ihrem Geſicht und ihren Mienen blicken Wohlwollen und Vergnügen hervor. Ich hatte vorher viel von dem pünktlichen Ceremonielle des kaiſerlichen Hofes ſagen hören; habe aber nun in allen Stücken gerade das Widerſpiel von jenen Berichten gefunden.

Da der Fürſt von Kaunitz einen jungen Engländer geſehen hatte, der noch kaum vierzehen Jahre alt war, vom Herzog von Hamilton begünſtigt ward, und uns auf dieſer Reiſe begleitet hatte: (*) ſo verlangte dieſer Fürſt, daß auch dieſer Jüngling dem Kaiſer und der Kaiſerin vorgeſtellt werden ſollte; dieß geſchah auch, und beyde Majeſtäten nahmen ihn aufs huldreichſte auf. Dieſen Umſtand erwähne ich als einen ſtarken Beweis, wie ſehr man an dieſem Hofe über unbedeutende Pünktlichkeiten erhaben iſt, und wie ſehr man in Anſehung des Ceremoniels, ſeit der Regierung der Lothringiſchen Familie, nachgelaſſen hat.

Zwey oder drey Tage hernach wurden wir vor dem ganzen Hofe den beyden unvermählten Erzherzoginnen, ihrer Schweſter, der Gemahlin des Prinzen Alberts von Sachſen, und der Prinzeßin von Modena vorgeſtellt, die an den Bruder des Kaiſers vermählt iſt. Dieß letztere Paar iſt erſt kürzlich aus Mayland eingetroffen, der Kaiſerin einen Beſuch abzuſtatten.

(*) Des Verfaſſers Sohn.

Die kaiſerliche Familie hat ein ungemein edles Anſehen, und Alle ſind einander ſehr ähnlich. Sie haben alle eine ſchöne weiße Farbe, und große blaue Augen; und einige unter ihnen, insbeſondere der Erzherzog, zeichnen ſich durch die dicke Lefze aus, die man ſo lange an der Oeſterreichiſchen Familie bemerkt hat. Die reizende Königin von Frankreich iſt die ſchönſte unter dieſer Familie, bloß weil ſie die jüngſte iſt. Doch glauben einige Leute, ihre Schweſter, die Gemahlin des Sächſiſchen Prinzen, übertreffe ſie noch.

Eine von den unvermählten Erzherzoginnen, die man vormals für die Schönſte unter allen hielt, hat durch die Kinderpocken ſehr gelitten. — Eine Hofdame ſagte mir: ſobald dieſe Prinzeßin erfahren habe, welche Krankheit es wäre, habe ſie einen Spiegel gefordert und mit unaffectirter Scherzhaftigkeit von jenen Geſichtszügen, die ſie oft hatte rühmen hören, Abſchied genommen, da ſie glaubte, ehe ſie ſie wieder ſähe, würden ſie ſich ſehr verändert haben. Die Pocken haben zwar ihre Schönheit, aber im geringſten nichts in ihrer heitern Laune oder in dem weſentlichen Theile ihres Characters vermindert, der allen Berichten nach vollkommen liebenswürdig iſt.

Als der König von Preußen ſein Heer zu Kunnersdorf geſchlagen ſah, nachdem Er der Königin geſchrieben hatte, er ſey des Sieges gewiß; oder als irgend einer von jenen Monarchen, wovon uns die Geſchichte Beyſpiele genug erzählt, von ihren Thronen in einen Stand der Abhängigkeit oder Gefangenſchaft herabgeſtürzt wurden, hatten ſie ohne Zweifel eine große Stärke der Seele nöthig, um ſo grauſame Glücksveränderungen ertragen zu können. Vielleicht erforderts aber doch noch mehrere Stärke der Seele, von einem Frauenzimmer, deſſen Reize von der einen Hälfte des Menſchengeſchlechts

geſchlechts bewundert und von der andern beneidet worden, den Verluſt ihrer Schönheit, im ganzen muthigen Stolze der Jugend, mit Gleichmüthigkeit zu ertragen. — Hätten jene verblühete Schönheiten, die ſich niemals mit etwas anders als ihren Geſichtern brüſten konnten, die wir noch auf ihren Stengeln welken ſehen, und die ſich grämen, daß ſie die Blüte des Mays nicht auch im Decemberfroſte noch beybehalten können; hätten dieſe ſo ein Unglück erfahren, ſo würde es ihnen vermuthlich das Herz mit einemmale abgedrückt, und ihnen viele Jahre eines verachteten Daſeyns erſpart haben.

83. Brief.

Wien.

Nie habe ich meine Zeit vergnügter zugebracht, als ſeit meiner Ankunft zu Wien. Hier findet man keinen ſo ununterbrochenen Kreis von Zeitvertreiben, daß man ſeine Zeit ohne irgend einen eigenen Plan oder ohne ein Geſchäft ausfüllen könnte; und doch Zeitvertreibe genug, um ein nicht ganz leeres und von äußerlichen Gegenſtänden ganz abhangendes Gemüth zu vergnügen. — Wir ſpeiſen wöchentlich zwey bis dreymal außer dem Hauſe. Wir ſehen bisweilen ein Spiel, aber niemals ein hohes Spiel. — In der Gräfin von Thun Hauſe, wo ich den Abend zuzubringen pflege, ſpielt man gar nicht. — Die dortige Geſellſchaft macht eine Converſation, in der eigentlichſten Bedeutung des Wortes, aus.

Ich getraue mir zu ſagen, Sie werden ſich ſchwerlich vorſtellen können, wie eine vermiſchte und biswei-

len ziemlich zahlreiche Geſellſchaft jeden Abend, verſchiedene Stunden, bloß mit Geſprächen zubringen könne; insbeſondere wenn ich Ihnen melde, daß das Geſpräch nicht in Partheyen und Unterredungen einzelner Perſonen mit einander zertheilt, ſondern ſehr oft allgemein iſt. Sie werden vermuthen, es müſſe viele ſehr langweilige Pauſen darin geben, die, wenn ſie einmal eine gewiſſe Zeitlang fortgedauret haben, noch durch die Abneigung der Leute verlängert werden, die nicht gerne eine ſehr feyerliche Stille zuerſt unterbrechen: oder ſie werden vielleicht glauben, bisweilen werden ſo viele Zungen ſich zugleich bewegen, daß man nichts deutlich vernehmen könne; oder ſich vielleicht einbilden, die Frau vom Hauſe werde ſich manchmal bemühen, durch förmliche Bemerkungen über das Wetter, oder über Staatsſachen, ein Geſpräch, das juſt unter lautem Gähnen dahinſtirbt, noch am Leben zu erhalten.

Und doch findet hier nichts von alle dem Statt. Die Gräfin beſitzt die Kunſt eine Geſellſchaft zu unterhalten, und zu machen, daß ſie einander ſelbſt unterhalten, beſſer als irgend jemand, den ich gekannt habe. Bey vielem Witze und einer vollkommenen Kenntniß der Welt beſitzt ſie das uneigennützigſte Herz. Sie iſt die erſte, die die guten Eigenſchaften ihrer Freunde entdeckt, und die letzte, die die Schwachheiten derſelben bemerkt. Eins ihrer größten Vergnügungen iſt, Vorurtheile unter ihren Bekannten aus dem Wege zu räumen und Freundſchaften zu ſtiften und zu befördern. Sie hat einen unverſeigbaren Zufluß von heitern Lebensgeiſtern, die ſie ſo geſchickt zu benutzen weiß, daß ſie die Fröhlichen ergötzt ohne den Traurigen zu misfallen. Nie habe ich irgend jemanden gekannt, der eine ſolche Menge Freunde und auf jeden derſelben ſo viele großmüthige Freundſchaft zu verwenden gehabt hätte.

Sie hat ſich ein kleines Syſtem von Glückſeligkeit in ihrem eigenen Hauſe erſchaffen, wovon ſie ſelber der Mittelpunkt der Attraction und Verbindung iſt. — Niemand braucht im geringſten auch nur einen Augenblick, nachdem er müde iſt, in dieſer Geſellſchaft zu bleiben. — Man mag weggehen, wenn man will. — Das Ein- oder Ausgehen irgend einer Perſon, die einmal aufgenommen iſt, wird eben ſo wenig bemerkt, als das Ein- und Ausfliegen einer Fliege. — Hier merkt man nicht den geringſten Schatten von Zwang. — Kömmt man jede Nacht hin, ſo wird man allezeit mit gleicher Freundlichkeit behandelt; — und bleibt man auch einen ganzen Monat weg, ſo wird man bey ſeiner Wiederkunft mit eben der liebreichen Heiterkeit aufgenommen, als ob man jeden Abend hingekommen wäre.

Die Engländer, die hieher kommen, ſind dieſer Familie beſonders verpflichtet; nicht nur für die höfliche Aufnahme, die ſie da gemeiniglich finden; ſondern auch für die Gelegenheiten, die dieſes ihnen verſchafft, mit den vornehmſten Standesperſonen zu Wien bekannt zu werden. Und ich bilde mir ein, in ganz Europa gebe es keine Stadt, wo ein junger Herr, nach vollendeten Univerſitätsjahren, ſich ein Jahr mit ſo großem Nutzen aufhalten könnte, als Wien, denn, wenn er gehörige Empfehlungen hat, kann er da auf eine leichte Art ſich zu Standesperſonen geſellen, und hat Gelegenheit, aus den Geſprächen verſtändiger Männer und vortrefflicher Frauenzimmer ſehr viel zu lernen. — In keiner Hauptſtadt könnte er wenigere Beyſpiele von hohem Spiel ſehen, oder wenigere Gelegenheiten zu verderblichen Spielen, zu öffentlicher Liederlichkeit oder grober Ueppigkeit finden. Hier kann er lernen, ſeine Zeit auf eine angenehme Art, und unabhängig von einem unaufhörlichen Kreislaufe von Zeitvertreiben, hinzubrin-

bringen. — Man kann ihn nach und nach dahin leiten, daß er ſich an vernünftigen Unterredungen ergötzt, und endlich das ſelige Vermögen erlangt, ſich mit mäſſigen Ergötzungen zu begnügen.

Der Höflichkeit der Gräfin **von Thun**, und der Empfehlung des Freyherrn **van Swieten**, habe ich die angenehme Bekanntſchaft mit dem Fürſten **von Kaunitz** zu danken, der ſich jetzt zu Laxenburg, einem anmuthigen Dorfe, ungefähr zehen Engliſche Meilen weit von Wien, aufhält, wo ein kleiner Pallaſt und ein ſehr großer Thiergarten iſt, die der kaiſerlichen Familie zugehören.

Dort hat der Fürſt **von Kaunitz** vor kurzem ein Haus gebauet, und dort lebt er auf eine gleich gaſtfreye und herrliche Art. Vor dem Mittagseſſen läßt er niemand, außer wer Geſchäffte bey ihm hat, vor ſich: beym Mittagseſſen aber hat er immer eine ziemlich große Geſellſchaft; und noch eine größere Menge Perſonen aus Wien bringen ihre Abende zu Laxenburg zu, und nicht ſelten iſt der Kaiſer ſelbſt unter der Geſellſchaft. Dieſer Miniſter hat die Gunſt der Kaiſerin ſeit vielen Jahren her genoſſen. Er war ihr Geſandter beym Aachener Friedensſchluſſe im Jahre 1748, und iſt von der Zeit an immer in ihrem Kabinetsrathe geweſen. Jetzt iſt er ihr Miniſter für alle auswärtige Sachen: und man glaubt, er gelte mehr bey ihr, als irgend ſonſt jemand.

Er iſt gewiß ein Mann von Einſichten, Genie und bewährter Treue; und die Angelegenheiten dieſes Hofes ſind unter ſeinen Händen ſehr glücklich verwaltet worden. Seine Freunde ſind ihm eifrigſt ergeben: und er zeigt einen ſehr großen Verſtand im Ausfinden und Gebrauchen fähiger Männer. Er iſt der Freund und Gönner des Freyherrn **van Swieten**. Man glaubt,

glaubt, er ſey es, der das Bündniß mit Frankreich angerathen und unterhandelt habe; doch iſt er der Brittiſchen Nation allezeit ſehr ergeben geweſen. — Er hat einige ſonderbare Züge; da ſie aber auf keinen weſentlichen Theil ſeines Charakters einigen Einfluß haben; ſo iſt es hier nicht nöthig ihrer zu erwähnen.

---

84. Brief.

Wien.

Ich hatte das Vergnügen mit letzterer Poſt Ihren Brief zu empfangen, worin Sie mir melden, daß unſer Bekannter, Herr C — ſich verlauten laſſe, er wolle ſehr bald nach Wien abreiſen. Da nichts langweiliger iſt, als die Geſellſchaft eines Menſchen, der immer ſeiner ſelbſt überdrüſſig iſt; ſo würde ich über Ihre Nachricht erſchrecken, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er ſich, er komme wenn er will, hier nicht lange aufhalten wird.

Den Sommer vor meiner Abreiſe aus London ſprach C — eines Morgens bey mir ein. — Ich war in der Stadt geblieben, blos weil ich ſonſt nirgendswo was beſonderes zu thun hatte: — Er verſicherte mich aber, die Stadt ſey eine Einöde; — man müſſe ſich ſchämen, ſich auf den Straßen ſehen zu laſſen; — jedermann ſey zu Brighthelmſtone; — Ich ließ mich alſo von ihm dorthin führen. Kaum waren wir einige Tage dort geweſen, ſo ſagte er mir, es ſey niemand von denen, die er wünſchte, da; und weil mich nichts beſonders dort aufhielt, ſo bäte er ſichs als eine Gefälligkeit aus, daß ich ihn nach Tunbridge begleiten möchte. — Wir giengen alſo dorthin, und zu meinem großen Vergnügen fand ich Herrn N —s Familie dort. C — blieb unge-

ungefähr vier Tage lang noch ziemlich ruhig; — den fünften gähnte er ſchon ſehr; — und am ſechſten dachte ich, er würde ſeine Kinnbacken verrenken. Da er ſah, daß der Ort mir gefiel, und daß ich mich an ſeine Winke, denſelben zu verlaſſen, nicht kehren wollte, ſo gab er endlich vor, er habe einen Brief bekommen, der ihn ſchlechterdings nöthigte nach London abzureiſen: — und ſomit reiſte er ab.

Ich blieb drey Wochen lang zu Tünbridge. — Als ich in die Stadt zurück kam, hörte ich, C — habe für den Sommer ein hübſch möblirtes Haus in Yorkſhire gemiethet, wo er ſchon eine Woche zugebracht habe, indem er vorläufig eine Freundin bewogen ihn dorthin zu begleiten. — Er lies Nachricht in der Stadt, daß man ihn nicht eher, als um die Zeit der Verſammlung des Parlaments, zu London erwarten dürfte. Ich hatte mir zwar niemals vorgeſtellt, daß er ganz ſo lange wegbleiben würde; wunderte mich aber doch, da ich ihn zween Tage, nachdem ich dieſe Nachricht erhalten hatte, in mein Zimmer kommen ſah. — Er ſagte mir, er ſey ſeines Hauſes, und noch mehr ſeiner Geſellſchafterin, ganz überdrüſſig: — und außerdem habe er ſichs ſtark in den Kopf geſetzt, nach Paris zu gehen, das, wie Sie wiſſen, ſetzte er hinzu, der angenehmſte Platz in der Welt iſt, insbeſondere des Sommers: denn die Geſellſchaft läßt ſichs dort nie einfallen auf dem Lande herumzuſchwärmen, wie unſere Schwindelköpfe in England, ſondern bleibt fein hübſch, wie vernünftige Leute thun ſollten, in der Hauptſtadt beyſammen.

Sodann that er mir den Antrag, wir wollten einige Kleinigkeiten einpacken — die Poſt nehmen — hinüber ſegeln, und ein Paar Monate zu Paris zubringen. Als er ſah, daß der Antrag mir nicht in den Kopf wollte,

ſchrieb

ſchrieb er einen Entſchuldigungsbrief an das Frauenzimmer in Yorkſhire, ſchloß einen Bankozettel ein, und reiſete den nächſten Tag für ſich allein nach Paris ab. Sechs Wochen lang hörte ich nichts mehr von ihm: da ich aber um das Ende dieſer Zeit von ungefähr zu Bath war, ſah ich meinen Freund C — in das Pumpenzimmer kommen. — Bey meiner Treu, ſagte er, Sie thaten ſehr klug daran, daß Sie zu Hauſe blieben. — Paris iſt der langweiligſte Platz auf Erden geworden: — Ich konnte es nicht über zehen Tage lang aushalten. — Da ich aber viel von Holland hatte ſagen hören, that ich eine Luſtreiſe nach Amſterdam, das ich, — unter uns geſagt, — ſehr wenig unterhaltender fand, als Paris. Zwey Tage nach meiner Ankunft dort, fand ich ein Engliſches Schiff eben im Begriffe abzuſegeln; ich dachte, es wäre Schade, wenn ich dieſe Gelegenheit entwiſchen ließe; — ich ließ alſo meinen Koffer an Bord bringen. — Wir hatten eine beſchwerliche Ueberfahrt: — doch lief ich vor wenig Tagen noch glücklich zu Harwich ein. — Nach dieſem Abriſſe von des armen C — s Gemüthsart ſehen Sie wohl, daß ich gar nicht zu beſorgen habe, daß er lange bey uns bleiben möchte, wenn er käme.

Ausländer verſichern, die Engländer haben mehr von dieſer Raſtloſigkeit an ſich, als irgend ein anderes Volk in Europa.

„Ihre Stadt London muß doch ein trauriger Aufenthalt ſeyn.„ — Ich fragte den, der mir dieß ſagte, warum er ſo dächte? — „Weil alle ihre jungen Leute, die ich in Frankreich ſehe, ſich die Zeit entſetzlich lang werden laſſen.“ — Aber, ſagte ich, es giebt ſo viele von Ihren Landesleuten zu London. — Ja wohl, antwortete er mit höflichem Uebermuthe, aber da iſt auch ein Unterſchied!

 Man

Man giebt dieſen Ueberdruß unſerm Clima Schuld. Wenn ich mich recht beſinne, ſo äußerte ich ſchon in einem meiner vorigen Briefe einige Gründe wider dieſe Meynung; und nun fange ich einige Zeit her an zu vermuthen, die übermäßigen Reichthümer gewiſſer Leute und der Zuſtand der Geſellſchaft in unſerer Hauptſtadt wären die einzigen Urſachen, weswegen wir dieſer Gemüthskrankheit mehr als unſere Nachbaren ausgeſetzt ſind. Das gemeine Volk in England weis nichts davon: — ſo wenig als die Geſchäftigen unter irgend einem Stande, ſie mögen nun nach Reichthum, Kenntniſſen oder Ruhm ſtreben. Allein in England giebts mehr als in irgend einem andern Lande eine Menge junger Leute, die den Beſitz eines großen Vermögens antreten, ehe ſie noch irgend einen gewiſſen feſtgeſetzten und entſchiedenen Geſchmack erlangt haben, der ihnen zur Hülfsquelle und Beſchäftigung auf Zeitlebens dienen könnte.

Hat ein Jüngling ſich einmal zum Fleiße gewöhnt, oder dürſtet er nach Einſichten oder Ruhm, ſo kann das größte Vermögen, das ihm nachher zufallen mag, ſchon eingewurzelte Neigungen und Leidenſchaften nicht allezeit wieder ausrotten. — Insbeſondere wenn Ehrgeiz ſeine Leidenſchaft iſt, der dem Geiſte eine ſolche Stärke giebt, und ihn zu ſo beſtändigem Beſtreben anſpornt, daß er ihn hinlänglich vor allem Ueberdruſſe und Langerweile verwahrt; denn ein Gemüth, daß von jenem thätigen Grundtriebe ſtark begeiſtert wird, kann weder Reichthum einſchläfern, noch Wolluſt entnerven. Von ehrgeizigen Leuten iſt alſo hier nicht die Rede. Wenn man aber gleich Anfangs Geld genug hat, und damit nach eigenem Belieben haushalten darf, und wenn ein junger unehrgeiziger Menſch jeden Gegenſtand des Vergnügens leicht erlangen kann; ſo lernt er nur gar zu oft alle andere Thätigkeit verachten, und jeder Geſchmack oder

Vorzug, der den Geiſt erleuchten oder ſtärken und die langweiligen Zwiſchenzeiten des Lebens ausfüllen könnte, wird ſomit vernachläßigt.

Ein junger Mann in ſolchen Umſtänden iſt zu Ausſchweifungen geneigt, er wartet ſelten bis irgend eine Art Appetits natürlicherweiſe wiederkömmt: — ſeine Gefühle werden durch zu häufigen Genuß ſtumpf gemacht; — was er Heute verlangt, ekelt ihm Morgen ſchon; — alles was man ein Vergnügen heißt, iſt in der Ferne ein Gegenſtand des Verlangens; — ſobald es aber da iſt, wirds gleichgültig, wo nicht gar ekelhaft. — Alle Zeitvertreibe werden ſodann unſchmackhaft, und dienen nur jene Langeweile, die man damit vertreiben wollte, zu vermehren.

Je älter man wird, je eigenſinniger, mürriſcher und überdrüßiger wird man in ſolchen Umſtänden: — Die Scene wird oft abgewechſelt, aber auf jeder die nämliche verdrüßliche Rolle geſpielt, bis endlich der Vorhang fällt, oder vielleicht gar noch vor dem natürlichen Ende des Schauſpiels vom ungeduldigen Schauſpieler ſelber niedergeriſſen wird.

Ereignet ſich aber alles dieſes nicht auch in Frankreich und Deutſchland? — Ohne Zweifel; aber, der oben erwähnten Gründe wegen, weit ſeltener als in England. — In Frankreich können nur ſehr wenige junge Leute nach eigenem Belieben mit großen Reichthümern hauſen. Sie haben nicht die Mittel alle Lüſte zu befriedigen und jedem Eigenſinne zu fröhnen. Anſtatt ihre Zeit in Clubs, oder Weinhäuſern, unter Leuten von ihrem eigenen Alter hinzubringen, bringt der mehreſte junge Adel ſeine Abende mit irgend einer Privatfamilie oder in jenen Geſellſchaften beyderley Geſchlechts hin, zu welchen er Zutritt hat. Dort muß der Wohlſtand, den man einer ſolchen Geſellſchaft

 ſchuldig

ſchuldig iſt, natürlicherweiſe die übermüthige Lebhaftigkeit ihres Geſprächs und Betragens einſchränken; und dort ereignen ſich Vorfälle, die den Geiſt intereſſiren und ergötzen, ohne den Ekel, die Mattigkeit und Reue nach ſich zu ziehen, die ſo oft auf Nächte folgen, die man am Spieltiſche oder in der muthwilligen Frechheit der Abendmahlzeiten in Londner Weinhäuſern zugebracht hat.

Nichts kann für die Gemüthsart, Neigungen und Sitten eines jungen Menſchen heilſamer ſeyn, als wenn er viel Umgang mit Perſonen hat, die er verehren muß. Außer dem, was er aus ihren Geſprächen lernen kann, muß er ſich da zur Selbſtverleugnung gewöhnen und viele ihm behagliche Gewohnheiten ablegen, die ihn ſonſt zur Trägheit, Langenweile und zum Ueberdruſſe führen würden.

Wenn aber der franzöſiſche junge Adel nicht viel Ehrgeiz, keine Liebe zum Studiren, keine beſondere Neigung zu irgend einem von jenen hohen Vorzügen hätte, die den Menſchen in den Stand ſetzen, die Stunden des Lebens ohne Beyhülfe anderer Zeitvertreibe hinzubringen; ſo weis er doch Mittel zu finden ſich der Langenweile durch andere Arten von Geſchäftigkeit, die ihm eigen ſind, zu erwehren. Er bemerkt von ſeiner früheſten Jugend an die unumgängliche Nothwendigkeit, zu gefallen; dieß Gefühl verwebt ſich in ſein ganzes Betragen, und trägt ſehr viel zur Bildung ſeines wirklichen Charakters bey: er iſt gegen jedermann höflich und verbindlich, und beſtrebt ſich inſonderheit die Freundſchaft derjenigen, die ſein Glück befördern können, zu erwerben und zu erhalten, und er behält einen Geſchmack am Leben, weil es nicht allemal in ſeinem Vermögen ſtehet, ſobald er will, ſich Genuß zu verſchaffen, noch ſeinen Appetit durch vollkommene Erſättigung

ſtumpf zu machen. Selbſt die verſchwenderiſchſten unter ihnen kennen die unumſchränkte Freyheit jener Lebensart nicht, die in Londner Weinhäuſern herrſcht, wo man ſich allen Lüſten einer phantaſtiſchen Seele und eines wunderlichen Geſchmacks ohne Bedenken überlaſſen kann, und die, wenn man ihr lange nachhängt, endlich jede andere Art Umgangs unerträglich macht.

Was die Deutſchen betrifft, ſo giebts ſehr wenige Männer von großem unabhängigem Vermögen unter ihnen. Die kleinen Fürſten, die die Reichthümer des Landes an ſich ziehen, mögen vermuthlich ſelber ihre eigenen Schwierigkeiten haben, ihr Leben mit irgend einem beträchtlichen Grade von Vergnügen hinzubringen. Ihre jüngern Brüder und der mittlere und niedrige Adel treten in Kriegsdienſte und unterwerfen ſich der ſtrengen und ununterbrochenen Aufmerkſamkeit auf die Kriegszucht. Dieß bildet natürlicherweiſe einen Charakter, der von dem Character eines Engliſchen oder Franzöſiſchen Edelmanns in vielen Hinſichten verſchieden iſt.

Allein ich habe doch denjenigen Umſtand noch nicht erwähnt, der unter allen vielleicht das Meiſte dazu beyträgt, London zu dem traurigen Aufenthalte zu machen, für den Ausländer es oft anſehen. Ich meyne die Einführung der Aſſembleen, von welchen derjenige Theil des Volks ausgeſchloſſen wird, der am fähigſten iſt die Sorgen des Lebens zu verſüßen und ſeine Vergnügungen zu beleben.

85. Brief.

Wien.

Vor kurzem wurden wir vom Herrn von Bretueil zu einem Mittagsmahle auf dem Kahlenberge, einem in der Gegend dieſer Stadt gelegenen ſehr hohen Gebirge, eingeladen. Gemeine Kutſchen oder Fuhrwerke kann man dahinauf nicht führen: da wir aber am Fuße des Berges angelangt waren, fanden wir Chaiſen von einer beſondern zu ſolchen Luſtreiſen eigentlich eingerichteten Bauart. Dieſe hatte der Geſandte zur Bequemlichkeit der Geſellſchaft dorthin beordert: und in dieſen wurden wir auf dem Gipfel des Berges geführt, wo ein Mönchskloſter ſtehet, aus welchem man zwo ganz verſchiedene Landſchaften erblickt. Die eine beſtehet aus einer Reihe rauher Gebirge; die andere aus der Stadt Wien, ihren Vorſtädten und Gegenden, und den mannigfaltigen Armen der Donau, die durch ein fruchtbares und unüberſehbar weites Gefilde ſtrömen.

Die Tafel zum Mittagsmahle ward in einem Felde beym Kloſter unter dem Schatten einiger Bäume gedeckt. — Jedes niedliche Gericht, ſo die Jahrszeit gewährte, ward aufgetiſcht. — Madame von Matignon, eine ſehr ſchöne und lebhafte Dame, Tochter des Herrn von Bretueil, ſtellte die Wirthin vor. — Einige von den ſchönſten Frauenzimmern aus Wien, ihre Geſellſchafterinnen, waren zugegen: und das ganze Traktament wurde mit eben ſo viel Geſchmack als Fröhlichkeit ausgeführt.

Während des Nachtiſches kamen einige von den Paters, und präſentirten der Geſellſchaft Früchte und Sallat aus ihrem Garten. — Der Abgeſandte lud ſie ein, ſich zu ſetzen, und die Damen tranken ihre

Geſundheit in Tokayerwein. Der Herr von Breteuil hatte zum voraus für die Damen die Erlaubniß ausgewirkt, das Kloſter zu beſehen; — welches ſie auch thaten, ſobald ſie von der Tafel aufgeſtanden waren; und die ganze Geſellſchaft begleitete ſie.

Sie werden leicht glauben, daß die Erſcheinung ſo vieler ſchönen Frauenzimmer eine Kloſtergeſellſchaft, die noch niemals eine Frauensperſon in ihren Mauern geſehen hatte, beſonders rühren mußte. — Dieß erhellte auch deutlich genug, ſo ernſthaft und fromm auch die Patres ausſahen.

Ein munteres Frauenzimmer ergriff eine kleine Geiſſel, die am Gürtel eines von den Patern hieng, und bat ihn, er möchte ſie ihr ſchenken, weil ſie ſolche nach ihrer Heimkunft gebrauchen wollte, da ſie, ihrer Ausſage nach, eine große Sünderin geweſen wäre. — Der Pater bat ſie aufs galanteſte ihrer eigenen ſchönen zarten Haut zu ſchonen, und verſicherte ſie, er wolle ſich ſelber um ihrentwillen, den nämlichen Abend noch, tüchtig geiſſeln; und zum Beweiſe, wie wirklich es ihm Ernſt ſey, fiel er ſogleich vor einem kleinen Altare auf ſeine Knie nieder, und fieng an ſeine eigene Schultern ſehr nachdrücklich zu geiſſeln, und erklärte ſich, ſobald die Frauenzimmer fort wären, wollte ers eben ſo ernſtlich auf ſeinem bloßen Leibe thun; denn er ſey feſt entſchloſſen, ſie von Sünden eben ſo rein zu machen, als ſie am Tage ihrer Geburt geweſen ſey.

Dieß rührte das Herz dieſes Frauenzimmers. — Sie bat den Pater, nicht mehr von ihren Sünden auf ſeine Schultern zu nehmen. — Sie verſicherte ihn nun, ihre Vergehungen wären ſehr verzeihlich geweſen, und ſie ſey überzeugt, was er ſchon gethan habe, würde ſie von Sünden eben ſo rein machen, als wenn er ſich bis auf die Knochen geiſſelte.

Alles das iſt nun freylich ſo drolligt, daß Sie natürlicherweiſe muthmaßen können, mein Bericht ſey eher eine Erdichtung als eine Thatſache. Ich verſichere Sie aber in ganzem Ernſte, daß ſich die Scene meiſt ſo, wie ich ſie hier beſchrieben habe, wirklich ereignet hat: und um fernerem Unheile vorzubeugen, ſteckte ich die Geiſſel, deren ſich der eifrige Pater bedient hatte, in meine Taſche.

Als ich nach Wien zurück kam, kehrte ich den nämlichen Abend noch bey der Gräfin von Wallenſtein ein: und bald nachher kam der Kaiſer dorthin. Jemand hatte ihm ſchon die fromme Galanterie des Paters auf dem Gipfel des Kahlenbergs erzählt. — Er verlangte die Geiſſel zu ſehen, die ich, wie er gehört hatte, mitgenommen. — Ich hatte ſie noch in meiner Taſche, und zeigte ſie ihm ſogleich. — Er lachte von ganzem Herzen über den feurigen Eifer des Paters, der, ſeines Erachtens, wohl von des Geſandten Tokayerwein noch mehr entflammt worden ſey.

Sie haben oft von der unaffektirten und freyen Art gehört, womit dieſer große Fürſt mit ſeinen Unterthanen umgehet. Das Gerücht kann ſie nicht übertreiben. Die Gräfin von Wallenſtein hatte nicht erwartet, daß er ſie denſelben Abend beſuchen würde. — Als der Bediente den Kaiſer vor ſeinem Eintritte anmeldete, fuhr ich auf, und wollte weggehen. — Die Gräfin bat mich da zu bleiben, weil ihm nichts unangenehmer wäre, als wenn irgend eine Geſellſchaft durch ſeine Ankunft geſtöhret würde. — Die Damen blieben ſitzen; einige von ihnen ſtrickten die ganze Zeit über, die er da blieb. Die Männer blieben ſtehen, ſo lange er ſtand, und als er ſich geſetzt hatte, ſetzten ſich die mehreſten unter ihnen ebenfalls. — Der Kaiſer erinnerte den Spaniſchen Geſandten, Grafen Maſoni, an

an ſein Podagra, und nöthigte ihn ſich zu ſetzen, dieweil er ſelber noch ſtand.

Dieſer Monarch beſpricht ſich mit Geſellſchaften mit eben ſo freyer und geſprächiger Leutſeligkeit, als irgend ein Privatedelmann, und verleitet dadurch auch andere, nach und nach eben ſo freymüthig mit ihm zu ſprechen. Dieſe edelmüthige Herablaſſung muß ihn gewiß weit mehr vergnügen und ihm eine vollkommnere Kenntniß der Menſchen verſchaffen, als wenn er ſich hoch über ſeine Unterthanen beſtändig in ſeine eigene Wichtigkeit und den kaiſerlichen Hermelin einhüllte.

---

86. Brief.

Wien.

Die Sitten dieſes Hofes haben ſich ſehr geändert ſeitdem Lady Maria Wortley Montague hier war, insbeſondere ſeit der Regierung der jetzigen Kaiſerin, deren Verſtand und Leutſeligkeit vieles von jenem vormals gebräuchlichen und beſchwerlichen Ceremonielle abgekürzt hat. Ihres Sohns philoſophiſche Denkungsart, und die liebenswürdigen und einnehmenden Charaktere ihrer ganzen Familie, haben ohne Zweifel den geſelligen Umgang leichter, ungezwungener und angenehmer machen helfen.

Leute von verſchiedenen Ständen verrichten nun ihre Geſchäfte mit einander ohne Zwang, und kommen an öffentlichen Oertern ohne jene alberne Rangſtreitigkeiten zuſammen, die die ſinnreiche Engliſche Dame ſo lebhaft geſchildert hat. — Doch ſind geringfügige Spitzfindigkeiten noch nicht ſo ganz verbannt, als, wie ich glaube, der Kaiſer wünſchte, der

ſelber ſich um Spitzfindigkeit des Ceremoniels in ſeinen Staaten am wenigſten bekümmert: — denn es giebt doch gewiß immer noch einen größern Abſtand, als die Vernunft billigen kann, zwiſchen den verſchiedenen Ständen der Unterthanen. — Die Denkungsart eines Volks ändert ſich ſehr langſam, und es erfordert eine Reihe von Jahren, bis die Vernunft, und ſogar das Beyſpiel des Landesherrn ſelber, alte Gebräuche und Vorurtheile verdrängen können.

Die höhern oder alten adelichen Familien halten ſich von den niedrigern oder neugeadelten Familien ſo ſehr, als dieſe ſich von den Bürgern, abgeſondert; daß es alſo den niedrigern Ständen ſehr ſchwer fällt mit Perſonen von höhern Ständen viel Verkehr oder Umgang zu haben. Und was in einem politiſchen Sinne noch wichtiger iſt, es giebt gewiſſe ſehr wichtige Aemter in der Staatsverwaltung, die nur der höhere Adel bekleiden kann.

Würden Sie es nicht für einen Nachtheil für eine Regierung halten, wenn ſie über ein Geſetz hielte, das verordnete, daß diejenigen Staatsbedienungen, die die größten Fähigkeiten erfordern, nur aus demjenigen Stande der Nation beſetzt werden ſollten, worin man am wenigſten hoffen kann ſie zu finden? — Vielleicht läuft der oberwähnte Gebrauch auf das nämliche hinaus, wie ein ſolches Geſetz. Was den Bauernſtand betrifft, ſo iſt hier von ihnen ganz und gar nicht die Rede: denn die Bauern ſind in vielen Theilen der Staaten des Kaiſers vollkommene Leibeigene, und faſt ganz den Gutsherren unterthan.

Die Ideen, die die Kleidung betreffen, ſcheinen ſich ſeit Lady Marie Wortley Montague's Zeiten ganz geändert zu haben: und, iſt der Putz der Damen noch eben ſo abgeſchmackt, ſo iſt er doch nicht mehr

ſo

ſo ſonderbar: denn ſie haben nun, wie das übrige Europa, die Pariſer Moden angenommen.

Das itzige Geſchlecht der Oeſterreichiſchen Damen kann aber in nichts ſo ſehr als in ihrer Geſtalt von ihren Großmüttern verſchieden ſeyn, die, wenn irgend einige davon noch am Leben ſeyn ſollten, noch heut zu Tage eben ſo reizend ſeyn könnten, als ſie waren, da Lady Montague ſchrieb: denn die Zeit ſelber hätte doch ſchwerlich jene Häßlichkeit noch vermehren können, die, ihrem Berichte nach, vor ſechzig Jahren in voller Blüte ſtand. Ich habe mich noch nicht erkundigt, welche Mittel die Eltern gebraucht haben, dieſer Beſchwerlichkeit abzuhelfen: aber nichts kann gewiſſer ſeyn, als daß ihr wirklich ſehr glücklich abgeholfen iſt: denn weibliche Schönheiten ſind jetzt am Wieneriſchen Hofe gar nichts ſeltenes.

Bey ſo bewandten Umſtänden kann man ſich natürlicherweiſe vorſtellen, daß die Galanterie hier jetzt mehr herrſchen müſſe, als da Mylady hier war. Allein außer einiger wirklichen Verſchiedenheit, die ſich in der Denkungsart der Schönen ſelber eingeſchlichen haben mag, müſſen ſie in dieſem Stücke eine ganz ungemeine Behutſamkeit beobachten, weil den Augen Ihrer Apoſtoliſch-Kaiſerlichen Majeſtät nichts verhaßter ſeyn kann. Sie ſcheint zu denken, die Damen an ihrem Hofe ſollten, wie Cäſar's Gemahlin, nicht nur unſchuldig, ſondern, was noch viel ſchwerer iſt, von allem Verdachte frey ſeyn: und ſie läßt ſichs an ihrem Betragen nachdrücklich merken, daß ſie nur gar zu gut weiß, wenn zum Nachtheile einer derſelben irgend ein ärgerliches Gerücht herumgeht.

Was die von Lady Montague ſogenannten Unterehen betrift, wovon ſie eine ſo ſonderbare Nachricht gegeben hat; ſo halte ich ſie vorjetzt, im ganzen

Umfange

Umfange ihrer Beſchreibung, für ſelten. Doch iſts hier nichts ungewöhnliches, daß vermählte Damen den größten Grad von Freundſchaft und Ergebenheit für Männer bekennen, die nicht ihre Ehemänner ſind, und daß ſie ſehr vertraulich mit ihnen leben, ohne ihrer Ehre dadurch zu ſchaden, oder auch ſelbſt unter ihrem eigenen Geſchlechte in Verdacht zu kommen, als ob ſie die Geſetze der Züchtigkeit überſchritten hätten.

Eines Abends bemerkte ich bey der Gräfin von Thun, unter einer ziemlich zahlreichen Geſellſchaft, daß eine Dame ungemein traurig war, und erkundigte mich bey ihrer vertrauten Freundin, die ſich juſt auch da befand, ob ſie die Urſache dieſer Traurigkeit wüßte. — Ja, ſagte ſie; der Herr von —, den ſie ſehr zärtlich liebt, hätte ſchon ſeit einem Monat hier ſeyn ſollen, und verwichene Nacht erhielt ſie einen Brief von ihm, worinn er ihr meldet, daß er vor Ablauf noch Eines Monats nicht nach Wien kommen könne. Aber ich bitte Sie, ſagte ich, weiß denn ihrer Freundin Gemahl dieſe heftige Liebe, die ſie für Herrn von — hegt? Ja wohl, antwortete ſie, weiß er's, und er nimt den zärtlichſten Antheil an ihrer Betrübniß; er thut alles, was man von einem zärtlichen Ehemanne erwarten kann, ſeine Gemahlin zu tröſten und zu beruhigen, und verſichert ſie, ihre Liebe werde ſich mit der Zeit verlieren. Sie erklärt ſich aber immer, ſie dürfe dieß nicht hoffen, denn ſie fühle, daß ſie täglich je länger je mehr zunehme. — Allein im Grunde macht ihm dieß viel Kummer, weil er, zum Unglück, ſterblich in ſeine Gemahlin verliebt iſt. Und ſeine Gemahlin, die das beſte Geſchöpf in der Welt iſt, bedauert ihren armen Mann unendlich, denn ſie hegt viele Hochachtung und Freundſchaft für ihn; — kann ſich aber dieſer unglücklichen Liebe gegen Herrn von — nicht entſchlagen.

Daß eine getäuſchte Hoffnung dieſer Art ein Frauenzimmer einigermaßen kränken konnte, wunderte mich im geringſten nicht; aber das wunderte mich, ich geſtehe es, daß ſie öffentlich bey einer ſolchen Gelegenheit, in allem Prunk der Trauer, wie eine junge Wittwe, die ſich auf ihren Trauerputz etwas einbildet, erſcheinen wollte. Hier wurde dieſe Leidenſchaft von ihren Freunden als ein Unglück bedauert: in England hingegen pflegt man, wenn ich mich recht beſinne, dergleichen Unglück Leuten für Verbrechen anzurechnen.

87. Brief.

Preßburg.

Da der Vicomte de Laval mir vor kurzem vorſchlug, mit ihm eine kurze Luſtreiſe nach Hungarn zu thun, ſo willigte ich ſehr gerne ein, und geſtern Morgen langten wir in dieſer Stadt an.

Preßburg, die Hauptſtadt von Nieder-Hungarn, hat, wie Wien, Vorſtädte, die prächtiger ſind als die Stadt ſelber. In dieſer Stadt halten die Hungariſchen Reichsſtände ihre Reichstäge, und in der Kathedralkirche wird der König gekrönt.

Die jetzige Kaiſerin flüchtete ſich hieher, als der Churfürſt von Bayern zu Prag zum Kaiſer erkläret wurde, als ſie von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen war, und Frankreich auf ihren Untergang dachte. Ihre eigene große Seele, die großmüthige Freundſchaft Großbritanniens, und der Muth ihrer Hungariſchen Unterthanen, ſtellten endlich ihr Glück wieder her, und ſicherten ihrer Familie den glänzenden Rang, den ſie jetzt in Europa hat.

Welcher

Welcher Staatsmann hätte ſich im Jahr 1741 vorſtellen können, daß nach wenig Jahren die Kaiſerin ein genaues Bündniß mit Frankreich ſchließen, und daß eine ihrer Töchter den Thron jenes Königreichs beſteigen würde? — Sollte ein Weiſſager zu Boſton prophezeihen, Hans Hancock (*) oder ſein Sohn würden dereinſt um eine Königlich-Engliſche Prinzeßin freyen; — ſo wetten Sie ja nicht zu viel, daß die Sache ganz unmöglich ſey.

Herr de Laval und ich ſpazirten dieſen Morgen aufs Schloß, welches ein prächtiges Gothiſches viereckigtes Gebäude mit einem Thurme in jeder Ecke iſt. Die Hungariſchen Reichskleinodien, die aus der Krone und dem Scepter des heiligen Stephanus, des erſten Königs, beſtehen, werden hier verwahrt. Sie ſind höchſt ſorgfältig mit ſieben Schlöſſern verſchloſſen, deren Schlüſſel ſieben Hungariſche Magnaten verwahren. Das gemeine Volk hält keinen König eher für ſeinen rechtmäßigen Landesherrn, als bis er mit König Stephans Krone gekrönet worden iſt: und es ſteht im Wahne, als ob das Schickſal der Hungariſchen Nation davon abhange, daß dieſe Krone in ihrem Beſitze bleibe. Man hat ſie daher in gefährlichen Zeiten allezeit nach den ſicherſten Plätzen in Verwahrung gebracht.

Die Türken ſehen ein, was ſo ein Vorurtheil in den Gemüthern des Pöbels ausrichten kann, und ſollen es, wie man ſagt, oft verſucht haben, ſich dieſes Palladiums zu bemächtigen. — Hungarns Schickſal ſcheint nun ziemlich gewiß entſchieden zu ſeyn; daß alſo die Hungarn, außer dem Werthe, den ſie der Krone als

(*) Der Präſident des Nordamerikaniſchen Congreſſes, zur Zeit, da dieſer Brief geſchrieben wurde.

als einer ziemlich alten Reliquie beymeſſen, eben nicht nöthig haben ſich viel darum zu bekümmern, ob ſie in dieſem Schloſſe oder im kaiſerlichen Pallaſte zu Wien bleibt.

Den Hungariſchen Reichsgrundgeſetzen nach, wird Hungarn noch immer für ein Wahlkönigreich gehalten. — Das macht man ihnen nicht ſtreitig. — Nur darauf beſtehet man, daß, ſo oft der Thron erledigt wird, allemal der Erbprinz des Hauſes Oeſterreich zum König von Hungarn erwählt werden müſſe.

Das Schloß zu Preßburg iſt der gewöhnliche Wohnſitz des Prinzen Alberts von Sachſen, der ſich mit einer der Erzherzoginnen, einer ſehr ſchönen und vortrefflichen Prinzeßin, vermählet hat. Als Herr de Laval und ich in eines von den Zimmern traten, erblickten wir ſie beyde an einem Fenſter. Wir fuhren ſogleich zurück und begaben uns weg, weil wir Reiſeröcke und Stiefeln trugen. Herr de Laval hatte ihre Hoheiten noch wenige Tage vorher zu Schönbrunn geſehen, und geglaubt, ſie befänden ſich noch dort. — Die Prinzeßin ſandte uns eine ſehr höfliche Bothſchaft nach durch einen Bedienten, der Befehl hatte, uns durch alle Zimmer im Schloſſe zu führen; und ſie ſelber trat in ein anderes Zimmer, damit wir auch das, ſo ſie verließ, beſehen möchten.

Die ſämtlichen Prinzeßinnen des Oeſterreichiſchen Hauſes zeichnen ſich durch eine aufmerkſame und ſehr verbindliche Höflichkeit aus, die deſto merkwürdiger iſt, da Leute, die viel an Höfen leben, oft eine Art Höflichkeit annehmen, die eben gar nicht verbindlich iſt. Der Glanz und Vorrang eines Hofes flößt oft eine übermüthige Eitelkeit ein, und pflegt nur gar zu leicht weibliche Köpfe etwas ſchwindlicht zu machen. Hofdamen überhaupt, und beſonders ſolche, die ſich

ſo

ſo weit erniedrigen, Ohrenbläſerinnen der Königinnen oder Prinzeßinnen abzugeben, pflegen ſich oft durch die übermüthige Miene, die ſie gegen die übrigen Menſchen annehmen, lächerlich zu machen, und flößen den Herzen aller derer, die ſie kennen, ſo viele Verabſcheuung ein, als nur immer mit Verachtung beſtehen kann.

Von dieſem Schloſſe hat man eine ſehr weite Ausſicht über die großen und fruchtbaren Hungariſchen Gefilde.

Als wir im Gaſthofe zu Mittag geſpeiſt und uns um einen wohlfeilen Preis mit Tokayer regalirt hatten, beſuchten wir einen vier Engliſche Meilen weit von Preßburg gelegenen Landſitz, der einem Hungariſchen Herrn zugehört. Dies Haus hat eine höchſt anmuthige Lage; — die Gärten ſind ein wenig zu methodiſch angelegt, allein der Thiergarten und die umliegende Gegend, worauf weniger Kunſt verwendet worden iſt, reizen das Auge durch eine ſehr mannigfaltige Menge natürlicher Schönheiten. — Dieweil wir dieſe durchſtreiften, kamen wir in ein kleines Gehölz an einem ſehr einſamen Platze. Als wir weiter hineingingen, ſahen wir einen ehrwürdigen Greis mit einem langen Barte, der mit ausgeſtreckter Hand uns in eine Einſiedeley einzuladen ſchien, die wir hart dabey erblickten.

Der **Vicomte** war ſehr begierig mit einem ſo gaſtfreyen Greiſe Bekanntſchaft zu machen; er rannte vor mir her auf ihn zu: als er aber zu ihm hin kam, ſtand er, wie in Verwunderung, ſtill, hob ſodann zu meinem größten Erſtaunen mit jedem Zeichen der Entrüſtung ſeinen Fuß auf, und gab dem armen alten Einſiedler einen gewaltigen Tritt auf den Hintern.

Ich erinnere mich nicht, daß ich Zeit meines Lebens jemals ſo ſehr erſchrocken geweſen wäre; ich war zugleich über

über eine That ganz verwirrt, die an ſich ſo unanſtändig und mit Herrn de Lavals Charakter ſo ganz unverträglich war. — Doch begriff ich dieß Verfahren mit dem alten Kerl, ſobald ich entdeckte, daß dieſer ehrwürdige Greis nicht der ehrliche Mann war, für den wir ihn angeſehen hatten, ſondern ein Erzbetrüger, von Holz gemacht, angemalt und in Einſiedlers-Kleidern dahin geſtellt, die Vorübergehenden zu täuſchen.

Ueber der Thüre ſtand eine Aufſchrift aus dem Horaz: Odi profanum vulgus.

An der inwendigen Seite der Thüre: Fata volentes ducunt, nolentes trahunt.

Und an einem andern Orte innerhalb der Einſiedeley: —

Omnes eodem cogimur: omnium
Verſatur urna, ſerius ocyus
Sors exitura, & nos in æternum
Exilium impoſitura cymbæ.

Auch ſtanden da verſchiedene Aufſchriften aus dem Cicero, für die Unſterblichkeit der Seele; und es verdrießt mich, daß ichs vernachläßigte ſie abzuſchreiben. —

Am Abend kehrten wir hieher zurück, und Morgen werden wir nach des Fürſten Eſterhaſy's Sitze reiſen.

---

88. Brief.

Wien.

Als wir Preßburg verließen, reiſeten wir acht Poſtſtationen durch ein ſehr fruchtbares Land, nach dem Schloſſe Eſterhaſy, dem Wohnſitze des Fürſten von Eſterhaſy. Er iſt dem Range nach der Erſte unter dem Hungariſchen hohen Adel, und einer der prächtigſten

tigſten Unterthanen in Europa. Er hält ſeine eigene Leibgarde, lauter ſchöne und prächtig nach Hungariſcher Art gekleidete Leute.

Das Schloß iſt ein herrliches Gebäude, das erſt vor kurzem noch vollendet worden und an einem ſchönen Landſee liegt. Die Zimmer ſind eben ſo bequem als koſtbar, und die Möbeln glänzender als faſt irgend etwas, das ich in königlichen Palläſten geſehen habe. In des Fürſten eigenem Zimmer ſind einige künſtliche muſikaliſche Uhren, und eine in Geſtalt eines Vogels, die jede Stunde ein Lied ſpielt.

Hart am Schloſſe ſtehet ein Theater für Opern und andere Schauſpiele, und in den Gärten ein großer Saal mit bequemen Zimmern zu Maskeraden und Bällen.

Nicht weit davon ſtehet ein anderer Schauplatz, der ausdrücklich zu Marionettenſpielen aufgeführt iſt. Dieſer iſt viel größer und bequemer, als die mehreſten Provinzialtheater, und ich getraue mir's zu ſagen, der prächtigſte, der bisher noch in Europa für Marionettenſpiele aufgeführt worden iſt. Wir bedaureten, daß wir das Vergnügen nicht haben konnten, ſie ſpielen zu ſehen; denn man hält ſie für die beſten Schauſpieler in Hungarn.

Wir waren ſo neugierig hinter den Vorhang zu ſehen, und erblickten da Könige, Kaiſer, Türken und Chriſten, alle ſehr friedlich und geſellig beyſammen: — König Salomo ſtand in einem Winkel, in einem ſehr vertraulichen und verdächtigen Tête à Tête mit der Königin von Saba.

Unter andern ſehenswürdigen Dingen ſtehet im Garten ein hölzernes Haus, auf Rädern gebauet. Es enthält ein Zimmer mit einer Tafel, Stühlen, einem Spiegel, Kamin und Feuerheerde; imgleichen Cabinetter und mancherley nöthige Bequemlichkeiten. —

Der

Der Fürſt bewirthet bisweilen zwölf Perſonen in dieſem Fuhrwerke, die alle bequem um die Tafel ſitzen können; und ſo kann die ganze Geſellſchaft mit einander eine Spazierfahrt längſt den Alleen des Gartens und durch viele Theile der Thiergärten thun, die ſo eben ſind, als ein grüner Kegelplatz. Die ſo beladene Maſchine wird von ſechs oder acht Pferden ganz bequem gezogen.

Als Fürſt **Eſterhaſy** erfuhr, daß Herr **de Laval** im Garten wäre, ließ er uns zur Oper einladen, die denſelben Abend aufgeführt werden ſollte: da wir aber keine hierzu ſchicklichen Kleider mitgebracht hatten; ſo mußten wir dieſe verbindliche Einladung ablehnen. — Der Fürſt ſandte uns darauf eine Chaiſe, worin wir rings um den Garten und die Thiergärten fuhren. Dieſe ſind ſehr weitläufig und unbeſchreiblich ſchön. Hayne, Springbrunnen, Alleen, Gehölze, Lauben, Hügel und Thäler, liegen da alle in einer bezaubernden Unordnung beyſammen. — Wenn Sie **Arioſto's** Schilderung der Gärten in **Alcinens** bezauberter Inſel nachleſen, ſo können Sie ſich daraus eine Vorſtellung von Eſterhaſy's romantiſchen Gefilden machen, die auch von den nämlichen Thierarten bewohnet werden.

Tra le purpuree roſe e i bianchi gigli,
Che tepid aura freſchi ognora ſerba,
Sicuri ſi vedean lepri e conigli:
E cervi con la fronte alta e ſuperba,
Senza temer che alcun ſi uccida o pigli,
Paſcono, e ſtanſi ruminando l'erba:
E ſaltan daini e capri ſnelli e deſtri,
Che ſono in copia in quei luoghi campeſtri.

Herr **de Laval** war über Eſterhaſy's Gärten ganz entzückt. Als ſeine Bewunderung am höchſten war,

 fragte

fragte ich ihn, was er von ihnen, in Vergleichung mit den Gärten von Verſailles, hielte?

Ha, Parbleu! mein Herr, antwortete er, Verſailles war ausdrücklich dazu geſchaffen, daß man nichts damit vergleichen ſollte. — Doch geſtand er gerne zu, daß, außer Frankreich, kein Land, ſo er geſehen habe, ſo reizend ſey wie dieſes.

Als wir hier viele Stunden lang herumgeſchweift waren, kehreten wir nach dem Gaſthofe zurück, wo ein Bedienter mit Fürſt **Eſterhaſy's** Komplimenten und einem Korbe auf uns wartete, der zwo Flaſchen Tokayer und eben ſo viel Champagner und alten Hochheimer enthielt. Wir bedaureten von ganzem Herzen, daß wir nicht die Ehre haben konnten, dieſem ſehr großmüthigen Fürſten aufzuwarten und ihm für ſo viele Höflichkeiten perſönlich zu danken.

Eine Geſellſchaft italiäniſcher Sänger und Schauſpieler war damals im Gaſthofe und bereitete ſich auf die Oper. Man machte große Zurüſtungen zur Bewirthung der Kaiſerin und ihres ganzen Hofes, die Eſterhaſy bald auf verſchiedene Tage lang beſuchen werden. Ohnerachtet die kaiſerliche Familie und viele vom hohen Adel in des Fürſten Pallaſte logiren werden, ſo iſt doch jedes Plätzgen in dieſem großen und bequemen Gaſthofe für die Geſellſchaft, die auf dieſe Gelegenheit mit eingeladen iſt, ſchon zum voraus beſtellt.

Hungarn iſt ein ſehr wohlfeiles Land. Die Ländereyen ſind unendlich fruchtbar, und tragen in einigen Gegenden die herrlichſten Trauben und Weine in Europa. Es iſt mit Landſeen und mit den Krümmungen der Donau und vieler andern Ströme und Flüſſe, die in dieſen ſchönen Strom hineinfließen, geziert. In den Hungariſchen Wäldern zieht man ein Geſchlecht der munterſten, dauerhafteſten und muthigſten Pferde, die es von der Größe in der Welt giebt. Man hat ſie in Kriegs-

dienſten

dienſten ſehr nützlich befunden und die Huſaren unter den Oeſterreichiſchen Heeren damit beritten gemacht.

Die Mannsperſonen in Hungarn ſind ungemein anſehnliche und wohlgewachſene Leute. Ihr Anſehen wird noch durch ihre Kleidung vermehrt, die, wie Sie wiſſen, ihnen eigen iſt und ſie ſehr gut kleidet.

Lady M. W. Montague behauptet, die Hungariſchen Weiber ſeyen viel ſchöner, als die Oeſterreichiſchen. Ich meines Theils denke, in Anſehung des Frauenzimmers, wie Herr de Laval von Verſailles; — daß man ſie mit nichts, — ja nicht einmal unter einander ſelber, vergleichen ſollte. Und ohne mich alſo an eine vergleichende Betrachtung ihrer Schönheit zu wagen, kann ich überhaupt anmerken, daß, wo die Männer ſchön und wohlgebildet ſind, ſichs natürlicherweiſe vermuthen laſſe, daß es auch den Weibern nicht an Schönheit fehlen werde, da Eltern gemeiniglich eben ſo viel Fleiß aufs Zeugen ihrer Töchter als ihrer Söhne wenden. Zur Beſtätigung dieſer Lehre kann ich Sie verſichern, daß ich in Hungarn eben ſo ſchöne Weiber als Männer geſehen habe, und daß eins von den ſchönſten Frauenzimmern, meines Erachtens, eine Hungarin am Wieneriſchen Hofe iſt.

Keine von den Unterthanen der Kaiſerin werden ſo gelinde taxirt, oder genießen ſo viele Vorrechte und Freyheiten, als die Hungarn. Dieß rührt zum Theil von einer dankbaren Erinnerung an derſelben getreue Liebe und Ergebenheit für ſie, in den Tagen ihrer Noth, noch her. Wenn aber dieß Gefühl auch nicht ſo ſtark wäre, als es wirklich in ihrem Herzen iſt; ſo hätte ſie doch politiſche Gründe genug, ihnen die erwähnten Vorrechte und Freyheiten zu laſſen: weil nichts gefährlicher ſeyn kann, als die Einwohner eines Landes an den Gränzen eines alten und unverſöhnlichen Feindes zu erbittern. — Auch könnte dem Türken nichts angenehmers begegnen, als

wenn er die Herzen der Hungarn vom Hauſe Oeſterreich entfremdet und abgewendet fände.

Ich fand dieſes Land und die Geſellſchaft des Herrn de Laval ſo reizend, daß ich herzlich gerne meine Luſtreiſe darin noch länger fortgeſetzt hätte. Allein er muß bald nach Chambery abreiſen und dem Grafen von Artois ſeine Aufwartung machen, der dorthin kommen wird, ſeine Braut, die Prinzeßin von Savoyen, zu empfangen. Wir kehreten alſo von Eſterhaſy gerades Weges nach Wien zurück.

89. Brief.

Wien.

Das Schickſal des armen — iſt alſo endlich entſchieden, und er findet nun, daß ruinirt zu ſeyn keine ſo gleichgültige Kleinigkeit iſt, als er ſichs einmal einbildete. Ich ſehe weder wie er ſich jemals aus ſeinen jetzigen Schwierigkeiten herauswickeln, noch wie er ſie wird ertragen können. Wie wird er, der an jedes üppige Vergnügen gewöhnt iſt, die einförmige Lebensart der Armuth aushalten? — Wie wird er, der von ſeiner Kindheit an ſorglos und unbekümmert gelebt hat, nunmehr ein ſorgfältiges Beſtreben für ſich ſelber anwenden können? — Seine ungezwungnen Manieren, ſein munteres Weſen und ſeine gefällige Gemüthsart machten ihn überall willkommen. — So lange er im Wohlſtande war und von den Großen nichts verlangte, ſchien ſeine Geſellſchaft einigen Perſonen aus den angeſehenſten Häuſern angenehm zu ſeyn; ob ſie's nun, da er ſich ſonſt auf nichts verlaſſen kann, eben ſo ſehr bleiben wird, muß die Erfahrung lehren. Und mich dünkt in der That, es ſey für ihn eben ſo gut, daß es itzt, als wenn es in fünf oder ſechs Jahren weiter hin erſt auf die Probe kömmt.

Dies Unglück hatte man ſchon lange vorausgeſehen. — Es ſchien faſt ganz unvermeidlich zu ſeyn, daß es ſich über kurz oder lang einmal ereignen mußte. Denn er hatte weder Behutſamkeit, Plan noch Zweck bey ſeinem Spielen. — Er ſetzte es blos aus Gewohnheit fort. Unter allen Menſchen gelüſtet ihn am wenigſten nach übermäßigem Reichthum: und wenn man das Spielen ausnimmt, ſo wendete er niemals mehr auf, als ſeine Einkünfte erzwingen konnten; nicht aus Verlangen Geld zu ſparen, ſondern blos weil er keine Luſt an großem Aufwand hatte. — Wie oft haben wir ihn ungeheure Summen an Leute verſpielen ſehen, die ihm nimmermehr auch nur die Hälfte hätten bezahlen können, wenn er ſie ihnen abgewonnen hätte; und an einige, denen er ſelber das Geld zum Aufſetzen im Spiele wider ihn vorgeſchoſſen hatte.

Es giebt viele unbeſonnene junge reiche Leute, die auf die nämliche Art ſpielen, und aus keinen andern Beweggründen, als aus denen, die unſern unglücklichen Freund dazu verleiteten. — Wie läuft es aber ab? — Das Geld roulirt eine Weile unter ihnen, bleibt aber endlich bey Leuten von einem ganz andern Charakter. — Ich will nicht vorausſetzen, daß irgend einer von jenen ſehr glücklichen Spielern, die wir kennen, ſich derjenigen Mittel das Glück zu lenken, die man insgemein für betrügeriſch hält, bedienet habe. Ich glaube ganz gerne, daß dergleichen Künſte in den Londner Spielergeſellſchaften viel ſeltener, als in irgend einigen andern Spielgeſellſchaften in der Welt ausgeübt werden. — Von allen falſchen Griffen und Spielerkünſten ſey hier gar nicht die Rede: — ſo können wir demohnerachtet doch immer noch vermuthen, daß ſich unter eine große Menge ſorgloſer, unachtſamer reicher Leute, einige ſchlaue, kaltblütige und liſtige Perſonen mögen eingeſchlichen ha-

ben, die eine wirkliche Behutſamkeit und Abſicht unter anſcheinender Unachtſamkeit und ſorgenloſen Manieren zu verbergen wiſſen; — die ihrer ſelbſt vollkommen mächtig ſind; ihr Glück benutzen, wenns ihnen günſtig iſt, und ſobald es ihnen den Rücken wendet, ſich zügeln; — die die Wahrſcheinlichkeiten der Fälle berechnet haben, und ſich auf jedes Spiel, das Scharfſichtigkeit erfordert, meiſterlich verſtehen.

Giebt es nun dergleichen Leute; haben ſie denn nicht eine unendlich große Wahrſcheinlichkeit zu gewinnen? — Läufts nicht auf eine faſt eben ſo große Gewißheit hinaus, als wenn ſie wirklich falſche Spielerkniffe gebrauchten? — Ich weiß, Sie haben mit einigen ſolchen Leuten einen vertraulichen Umgang: und ich habe Sie ſagen hören, ſo ſehr glücklich dieſelben auch im Spielen geweſen, ſo ſeyen Sie doch vollkommen überzeugt, daß nichts ehrlicher ſeyn könne, als ihre Art zu ſpielen. Ich beſchuldige ſie keiner andern Künſte, als der oben erwähnten: berufe mich aber auf Ihre eigene Erfahrung. — Beſinnen Sie ſich einmal; — und ich muß mich ſehr irren, wenn Sie nicht finden, daß beyweitem die mehreſten unter denen, die ihr Glück durchs Spielen gemacht, und, nachdem ſie es gemacht, behalten haben, Leute von kaltblütigem, behutſamen, ſchlauem und eigennützigem Charakter ſind.

Würde irgend einer von dieſen ſo ſehr glücklichen Herren zum Verhör gebracht, und befragt, durch was für Mittel er ſo ungeheure Summen angehäuft hätte, indeſſen da ſo viele andere ihr Vermögen entweder ganz verſpielt oder ſehr vermindert hätten; ſo möchte er (wenn man anders das Wort Eſprit ſo nehmen will, daß es auch jene, ſeinem Charakter eigenthümliche, ſchlaue Ueberlegenheit bedeuten ſoll) mit den Worten der Gemahlin des Concini, Marſchalls d' Ancre, als man ſie fragte, durch welches Zaubermittel ſie das Gemüth

der

der Königin ſo ſehr habe verblenden und feſſeln können, antworten: De l'aſcendant qu'un eſprit ſuperieur a toujours ſur des eſprits foibles. (*) Gewiß kann ein reicher Mann nichts einfältigers thun, als wenn er ſo hoch ſpielt, daß er ſein ganzes Vermögen für eine Möglichkeit daran wagt, ſein Einkommen zwey oder dreymal größer zu machen — weil der Zuwachs von Vergnügen, der aus irgend einem noch ſo großen Zuwachſe an Reichthum entſtehen könnte, nimmermehr auch nur den tauſendſten Theil ſo groß ſeyn kann, als das Elend, worin er fallen müßte, wenn er ſein eigenes urſprüngliches Vermögen einbüßte.

Man ſollte glauben, dieſe Betrachtung allein könnte ſchon hinreichen, einen jeden vernünftigen Menſchen von einem ſo einfältigen und thörichten Betragen abzuhalten; es finden ſich aber noch andere Gründe, die dieſer Betrachtung ein noch viel größeres Gewicht geben: und dieß ſind die ſchädlichen Wirkungen, die die Angewohnheit eines beſtändigen Spielens offenbar in der ganzen Denkungsart eines Menſchen und den weſentlichſten Theilen des Characters verurſacht, indem ſie nicht nur die Luſt zu aller ordentlichen Haushaltung verbannet, ſich der ganzen Zeit bemächtigt, und die Liebe zu Geſchäften zerſtöret, ſondern auch oft die Eigenſchaften des Herzens verdorben, Leute gegen das Unglück ihrer Bekannten gefühllos gemacht und ſie verleitet hat, mit wilder Unempfindlichkeit ſich mit in die Beute von ihren unvorſichtigen Freunden zu theilen.

Die beſondern Fälle, die Sie und ich kennen, worin die lang fortgeſetzte Gewohnheit hoch zu ſpielen keine ſolche Wirkungen hervorgebracht hat, ſind Be-

(*) Ich habe mich jener Ueberlegenheit bedient, die ein großer Geiſt allezeit über kleine Geiſter hat.

weiſe von der tief gewurzelten Ehre und Rechtſchaffenheit einzelner Perſonen, und können zu Ausnahmen von einer allgemeinen Regel, aber nimmermehr zu Beweisgründen gegen die gewöhnlichen Wirkungen der Spielſucht dienen. Nähmen reiche und angeſehene Leute die Gewohnheit zu ſpielen irgend einem Vernunftgrunde zufolge an; ſo könnte man mit größerer Wahrſcheinlichkeit hoffen, daß man durch Vernunftgründe ſie bewegen könnte ſie wieder abzulegen. Allein die mehreſten unter ihnen fangen das Spiel an, nicht mit irgend einer Abſicht oder einem vorſeßlichen Anſchlage ihr Vermögen zu vermehren, ſondern blos als einen modiſchen Zeitvertreib, oder vielleicht um ihren Edelmuth und ihre Verachtung gegen das Geld zu zeigen.

Ich möchte nicht ſehr zuverſichtlich behaupten, daß einige unter ihnen nicht etwan jene Verwunderung, die man äußert, wenn jemand eine ungeheure Summe Geldes verſpielt hat, für Bewunderung angeſehen hätten. Und dieſer Irrthum dürfte ihnen wohl den Gedanken, am nemlichen Tage noch einen Gegenſtand ſolcher Bewunderung abzugeben, weniger verhaßt gemacht haben. Nachher beſtrebten ſie ſich, das ſo liederlich verſpielte wieder zu gewinnen. Die Gewohnheit zu ſpielen wuchs dadurch nach und nach an, und wurde endlich ihre einzige Zuflucht vor jenem Ueberdruſſe, dem Leute, die von Geburt an reich geweſen ſind, und ſich nicht in ihrer frühen Jugend irgend ein Vermögen ſich ſelber die Zeit zu vertreiben erworben haben, mehr als andere Menſchen ausgeſeßt ſind. Leute die zu keinen Erwartungen eines reichen Erbtheils geboren ſind, werden, was übrigens auch ihre natürlichen Neigungen ſeyn mögen, beſtändig aus der Unthätigkeit durch Geſchäfte erweckt, die keinen Verzug leiden. Das Streben nach jenen unabhängigen Vermögensumſtänden, nach welchen ſich faſt jedes menſchliche Herz ſehnt, und

deren

deren Werth nur denen allein, die ſie beſtändig genoſſen haben, unbekannt iſt, wird von den mehreſten Menſchen für ein nöthiges Geſchäft gehalten und oft als ein angenehmes befunden. Dieß, nebſt den andern Pflichten des Lebens, iſt hinreichend, ihre Gedanken und Zeit zu beſchäftigen, und ſie vor der Pein und Buße des Müſſiggangs zu ſichern.

Wie das Streben nach Reichthum für ſchon reiche und vornehme Perſonen unnöthig iſt, ſo würde es ihrem Stande auch nicht gemäß ſeyn. Weil es ihnen nun an dieſem, das für die übrigen Menſchen ein ſo wichtiges Geſchäft und eine ſo reiche Hülfsquelle iſt, fehlet; ſo bedürfen ſie um deſtomehr etwas, das deſſelben Stelle erſetzen kann. Ich wüßte nichts, daß dieſes ſo vollkommen und auf eine ſo ſchickliche Art bewirken könnte, als Luſt und Liebe zu Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Dieſe halte ich daher zur Glückſeligkeit reicher und hoher Standesperſonen für viel weſentlich nothwendiger, als für Leute in niedrigern Ständen.

Strebt jeder Menſch eifrig nach unabhängigen Vermögensumſtänden, ſo iſt der Pfad der Gelehrſamkeit weder der ſicherſte noch der kürzeſte Weg ſie zu erreichen. Allein diejenigen, die ſchon ein unabhängiges Vermögen beſitzen, bedürfen der Gelehrſamkeit höchſt nothwendig, um von ihr zu lernen, wie ſie ihr Vermögen auf eine anſtändige und vergnügende Art genießen, und verhüten mögen, daß Glücksgüter für ſie nicht Quellen des Elends, ſtatt Quellen der Glückſeligkeit, werden mögen. Sind ſie ehrgeizig, ſo wird das Studiren ihren Verſtand erhellen, ihre Seelenkräfte erweitern, ſomit ihre Anſchläge erleichtern und ſie zu jenen erhabenen Stellen, nach welchen ſie trachten, deſto tüchtiger machen. Haben ſie aber keinen Ehrgeiz, ſo wird irgend ein Studium ihnen deſto unentbehrlicher ſeyn, — zur Hülfsquelle und Zuflucht wider den Ueberdruß einer ſtillen

oder

oder unthätigen Lebensart. — Quod ſi non hic tantus fructus oſtenderetur, & ſi ex his ſtudiis delectatio ſola peteretur; tamen, ut opinor, hanc animi remiſſionem humaniſſimam ac liberaliſſimam judicaretis.

Dieſe Luſt und Liebe zum Studiren, bloß als einen Zeitvertreib und ein Mittel betrachtet, die leeren Stunden des Lebens auf eine angenehme Art auszufüllen, halte ich für unentbehrlicher für ſehr reiche Leute, als für Arme; — für unehrgeizige Leute, als für Leute, die von jener thätigen Leidenſchaft der Ehrbegierde beſeelt ſind; und für die mehreſten Engländer unentbehrlicher, als für geborne Deutſche oder Franzoſen. — Die Deutſchen bedürfen ſehr weniger Abwechſelung. Sie können die langweilige Einförmigkeit des Lebens eher mit Geduld und mit Zufriedenheit ertragen. Sie zeigen unter Ueberdruß eine ganz erſtaunliche Gleichmüthigkeit. — Die Franzoſen ſind zwar der Geduld wegen nicht ſo berühmt, aber unter allen Menſchen am wenigſten zur Niedergeſchlagenheit geneigt. Staatsſachen, die ſo leicht die Ruhe mancher edelgeſtrengen Londner Bürger ſtören, kümmern einen Franzoſen nie. Siegen Frankreichs Waffen, ſo freuet es ihn von ganzem Herzen. — Sind ſie unglücklich, ſo lacht er die Feldherrn von ganzer Seele aus. Iſt ſeine Geliebte gütig, ſo rühmt er ihre Gütigkeit und ihren Geſchmack. — Iſt ſie grauſam, ſo ſpottet er ihrer Thorheit in den Armen einer andern.

Kein Volk liebte jemals Zeitvertreibe ſo ſehr und verfolgte ſie ſo heftig, als die Franzoſen. Vergnügungen ſcheinen das Hauptgeſchäft ihres Lebens zu ſeyn, und ſie finden es ganz leicht, ihre Zeitvertreibe aus ſolchen Quellen zu ziehen, wo es keinem andern Volke jemals einfiel, ſie zu ſuchen. Ich erinnere mich nicht mehr, wo ich folgende Verſe geleſen habe. Sie ſind natürlich

und leicht, und ſcheinen die Denkungsart und das Betragen der ganzen Franzöſiſchen Nation auszudrücken:

M'amuſer, n'importe comment,
Fait toute ma philoſophie.
Je crois ne perdre aucun moment,
Hors le moment où je m'ennuie;
Et je tiens ma tâche finie,
Pourvû qu'ainſie, tout doucement,
Je me defaſſe de la vie.

Unſere Landesleute, die ſich auf Studien gelegt, haben jeden Zweig der Gelehrſamkeit eben ſo glücklich, als irgend einige unter unſern Nachbarn, angebauet. Denjenigen unter ihnen aber, die blos auf Zeitvertreibe gedacht haben, ſind gewiß ihre Nachforſchungen nicht ſo gut gelungen, als den Franzoſen. Vieles, das dieſe beluſtigt, dünkt jenen eitel und unſchmackhaft. Die Engländer ſehen die Dinge durch ein düſteres Medium an. Die Freuden des Lebens rühren ſie weniger als ihre Nachbaren, und deſſelben Verdrießlichkeiten rühren ſie weit mehr; ſo daß ſie nur gar zu leicht unter ihnen erliegen. Sie fühlen ihre Lebensgeiſter von der Wiederholung ſolcher Scenen ermattet, die ihnen Anfangs angenehm vorkamen. Dieſes Stocken der Lebensgeiſter, aus welcher Urſache es auch herrühren mag, wird an ſich ſelber ſchon eine Urſache verzweifelter Entſchließungen und erniedrigender Angewohnheiten.

Ein reicher Mann alſo, der am Studiren einen ſolchen Geſchmack gewinnen kann, daß er ſichs zum Vergnügen macht, hat ſich daran etwas erworben, das ſeine Glückſeligkeit weit mehr befördert, als wenn er ſein urſprüngliches Vermögen verdoppelt hätte. Ich bin beynahe überzeugt, daß ein ſolcher Geſchmack das einzige Ding iſt, das einen reichen, insbeſondere einen ſehr reichen Mann, auf Zeitlebens unabhängig und zufrieden

frieden machen kann. Er folge irgend einem Pfade der Gelehrſamkeit, der ihm beliebt, ſo wird ſeine Wißbegierde allezeit wach erhalten. — Eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit intereſſanter Gegenſtände wird ſich ſeiner Ausſicht eröffnen: — ſein Geiſt wird immer wieder mit Gedanken angefüllt; — und ſelbſt alsdann, wenn die Beſtrebungen des Ehrgeizes unſchmakhaft werden, wird er immer noch Mittel wider das Gift der Langenweile, und (wenn man andere Dinge als gleich vorausſetzt) noch immer die beſte Wahrſcheinlichkeit ſein Leben vergnügt hinzubringen haben, die die Ungewißheit menſchlicher Dinge, Menſchen nur immer verſtatten kann.

---

90. Brief.

Wien.

In Ihrem letzten Briefe äußern Sie eine ſo große Luſt zu Anekdoten, und ſcheinen ſo ſehr zu verlangen, daß ich mich vornemlich bey Sitten und Charaktern verweilen ſoll, daß ich beſorge, mein letzter langer Brief über einen, von dem was Sie verlangen, ſo ſehr entfernten Gegenſtand werde Ihnen nicht ſehr gefallen. Belieben Sie ſich aber zu erinnern, daß ich Ihnen beym Anfange unſers Briefwechſels zum Voraus ſagte, daß ich mir das Recht vorbehielte, ſo oft es mir beliebte, Digreſſionen zu machen, und daß meine Briefe oft, nicht nur von dem was ich ſähe, ſondern auch von dem was ich dächte, handeln würden. Doch dieſer ſoll ſonſt nichts, als was ich geſehen habe, enthalten.

Das erſte, was ich erwähnen will, ſahen wir bald nach unſerer Ankunft zu Wien: das Feſt des heiligen Stephanus, an welchem der Kaiſer mit den Rittern öffentlich zu Mittag ſpeiſte.

Er

Er ſaß oben an der Tafel; ſein Bruder und Schwager ſaßen neben ihm, und die andern Ritter nach der Ordnung ihrer Ritter-Ancienneté. Die Erzherzoginnen, nebſt einigen von den vornehmſten Hofdamen, waren auf einem Balkon im Saale, und ſahen dieſe Ceremonie mit an. — Der Kaiſer und die ſämmtlichen Ritter waren in ihrem Ordenshabit. Die Ungariſche Leibwache mit bloßen Säbeln umringte die Tafel.

Die Ehre, den Kaiſer bey dieſer Feyerlichkeit zu bedienen, gebühret den Ungarn allein. Wenn er zu trinken forderte, goß ein Ungariſcher Magnat ein wenig Wein in einen Kelch, und koſtete ihn; ſodann ſchenkte er einen andern Kelch ein, den er, auf das eine Knie niederkniend, überreichte. — Der Kaiſer lächelte oft den Magnaten während dieſer Ceremonie an, und ſchien durch ſein ganzes Betragen anzuzeigen, als ob er dergleichen unterthänige Beugungen eines Menſchen vor einem andern, für etwas ſehr unſchickliches hielte, und bloß einem alten Herkommen zu gefallen dieſe Mummerey verſtattete.

Die Leute drängten ſich ſehr heran, dieß Feſt zu ſehen; nicht ohne Schwierigkeit konnte ich es mit in Augenſchein nehmen: und doch war ja weiter nichts dabey zu ſehen, als einige wohlgekleidete Leute, die eine herrliche Mahlzeit mit ziemlich gutem Appetit verzehrten.

Außer dieſem Feſt des heiligen Stephans haben wir auch die Jahresfeyer der Niederlage des Türkiſchen Heeres und des Entſatzes der Stadt Wien durch Johann Sobiesky, König von Pohlen, mit angeſehen. Die kaiſerliche Familie und die vornehmſten Standesperſonen beyderley Geſchlechts giengen in feyerlicher Proceſſion und hörten eine Meſſe über dieſe Gelegenheit in der St. Stephanskirche. In der Mitte der Straße, die von der kaiſerlichen Burg nach der

Kirche

Kirche führt, war eine Platteforme errichtet, auf welcher die Proceſſion zu Fuße gieng. — Die Straßen waren mit den kaiſerlichen Leibwachen beſetzt, und die Fenſter und Dächer der Häuſer wimmelten von Zuſchauern. — Der Herzog von Hamilton und ich fanden einen ſehr bequemen Standort an einem Fenſter, beym Venetianiſchen Geſandten.

Für die Kaiſerin würde dieſe Ceremonie zu ermüdend geweſen ſeyn: — ſie wohnte ihr alſo nicht bey. — Der Kaiſer, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, mit dem ganzen Adel, wohnten ihr aber bey. Ein erſtaunliches Gefolge von Biſchöfen, Geiſtlichen und Mönchen folgten nach: und während der Proceſſion ſpielte ein ſehr zahlreiches muſikaliſches Chor voran.

Da dieß ein Freudenfeſt iſt, ſo denkt man, die koſtbarſten und prächtigſten Kleider drücken den bey ſo einer Gelegenheit ſchuldigen Dank am beſten aus. Die Damen zeigten ihre Andacht auf die glänzendſte Art. Doch hatten ſich ihre Gemüther in ihren himmliſchen Betrachtungen nicht ſo hoch emporgeſchwungen, daß ſie darüber ihre irdiſchen Bekannten an den Fenſtern ganz aus der Acht gelaſſen hätten, die ſie während des feierlichen Umganges mit Lächeln und freundlichen Winken regalirten.

Am nächſten Tage ſpeiſete die kaiſerliche Familie öffentlich zu Mittag, und viele Leute giengen hin und ſahen ihr zu. Ich war nicht unter den Zuſchauern, wiewohl kein Menſch ihnen aufrichtiger den Genuß aller Vergnügungen des Lebens gönnen und wünſchen kann. Ich weis nicht woher es kömmt, daß die Königlichen Familien in Frankreich, und in vielen andern europäiſchen Ländern, dieſen Gebrauch, öffentliche Mahlzeiten zu halten, angenommen haben. Sie können doch nimmermehr meynen, daß es den Zuſchauern eine ungemeine Ehrfurcht einflößen könne, wenn ſie ſie

ihre

ihre Speiſen kauen und hinunterſchlingen ſehen. Man würde ſicherlich glauben, daß ſie dieſe nöthigen Verrichtungen meiſterlich thun könnten, wenn man auch gleich keinen Schwarm von Augenzeugen zur Beweiſung der Thatſache zuließe. Sind aber dergleichen Schaugepränge zur Beluſtigung der Unterthanen beſtimmt, ſo könnte man wohl tauſenderley andere erſinnen, die ſie noch beſſer unterhalten würden: denn ſo intereſſant auch die Rolle eines Akteurs bey einer Mahlzeit ſeyn mag; ſo iſt doch die eines Zuſchauers gewiß eine der unſchmackhafteſten, die ſich nur immer denken läßt.

Doch am nämlichen Abend war eine große Maskerade zu Schönbrunn, die für jederman unterhaltender war. — Viertauſend Billete wurden bey dieſer Gelegenheit ausgetheilt. — Eine zahlreiche Parthie Dragoner ward längs der Straße von Wien aus hinpoſtirt, um die Kutſchen in einer ordentlichen Linie zu halten und Verwirrungen vorzubeugen. Die Hauptzimmer dieſes prächtigen Schloſſes wurden zum Empfange der Geſellſchaft geöffnet. — In drey großen Sälen auf der Grundflur waren Tafeln mit kalten Collationen von allerley Geflügel, Schinken, Confecten, Ananas und allen Arten von Früchten bedeckt. Mit dieſen und alten Hochheimer, Champagner und andern Weinen, wurden im Ueberfluſſe und augenblicklich alle bedient, die irgend was davon verlangten.

Am Ende des großen Speiſeſaals war ein erhabener Sitz für die Kaiſerin und einige Damen, die ihr aufwarteten. Hier tanzten der Erzherzog, die Erzherzogin, die Prinzeßin von **Modena** und einige vom höchſten Adel, an der Zahl vier und zwanzig, ein prächtiges Ballet. Die Tänzer und Tänzerinnen waren in weiße ſeidene Masken gekleidet, die mit nelkenfarbigten

Bändern beſetzt waren und von einer erſtaunlichen Menge von Diamanten ſtralten.

Dieß Ballet wurde drey verſchiedene male, nach gehörigen Zwiſchenzeiten, getanzt. Diejenigen, die es einmal geſehen hatten, giengen in die Gallerie und andere Zimmer, und machten ſomit Platz für eine neue Geſellſchaft von Zuſchauern. Im Garten auf einer Anhöhe, den Fenſtern des Schloſſes gegenüber, war ein leichtes Gebäude in Geſtalt eines großen und herrlichen Tempels aufgeführt. Dieſes wurde mit einer unglaublichen Menge Lampen illuminirt, und hatte das Anſehen eines höchſt außerordentlichen Stücks von Architectur, das die ganze Nacht hindurch fortſtralte und von Wien und andern weiter entlegenen Plätzen aus ſehr herrlich anzuſehen war.

Der Kaiſer miſchte ſich ohne Umſtände oder Unterſchied mit unter die Geſellſchaft, und ſah ſeines Theils blos mit zu. Er beſprach ſich, mitten im Saale, aufs vertraulichſte mit einem Engländer, ohne gewahr zu werden, daß man eben im Begriff war das dritte Ballet zu tanzen, als der Ceremonienmeiſter ihm etwas ins Ohr flüſterte. — Der Kaiſer faßte ſogleich den Engländer beym Arm, ſagte: kommen Sie, mein Herr, man jagt uns weg, wir müſſen fort, (*) und gieng ſogleich in ein anderes Zimmer, um andern Platz zu machen, die das Ballet noch nicht geſehen hatten.

Dieß ſehr prächtige Tractament wurde dem Erzherzog und der Prinzeßin von Modena zu Ehren gegeben, die zu Mayland zu reſidiren pflegen. — Die von ihren Kindern ſo umringte Kaiſerin ſchien heiter und höchſt vergnügt zu ſeyn. — Sie ſchien ſich an der Munter-

(*) Allons, Monſieur, on nous chaſſe — il faut ſe retirer.

terkeit der Geſellſchaft zu ergötzen, und an ihrer Freude Antheil zu nehmen. — Sie wird von ihren eigenen Kindern und von allen ihren Unterthanen ſehr geliebt, die ſie auch, und zwar mehr als Fürſten insgemein zu thun pflegen, für ihre Kinder hält.

Ein Irrthum iſts ſich einzubilden, große Andacht pflege leicht das Gemüth ſauerſichtig zu machen: wiewohl man geſtehen muß, daß ſie nicht allezeit die ſehr herben Stämme, auf welche ſie bisweilen eingeimpft wird, mildern und verſüßen kann. In einem von Natur gutherzigen Charakter hingegen, wird jede gute Anlage und Neigung durch wahre Frömmigkeit geſtärkt und belebt. Davon habe ich tauſend Beyſpiele geſehen: und ich glaube auch, Ihre Kaiſerliche Majeſtät gewähre eines.

91. Brief.

Wien.

Der Kaiſer iſt von mittlerer Statur, ſchöner Taille und weißer Farbe. Er hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit ſeiner Schweſter, der Königin von Frankreich; und dieß heißt, meines Erachtens, zum Lobe ſeiner Geſtalt viel geſagt. —

Ehe ich ſein gewöhnliches Betragen einigermaßen hatte kennen lernen, hielt ichs nicht für möglich, daß ein ſo hocherhabener Fürſt einem jeden, mit dem er ſpricht, den Umgang mit ihm ſo leicht machen könnte.

Sein Betragen iſt, wie ich ſchon oft erwähnt habe, leutſelig, geſprächig, verbindlich und ganz frey von jenem zurückhaltenden und hochmüthigen Weſen, das manche ihres hohen Standes wegen annehmen. Jeder, der die Ehre hat mit ihm in Geſellſchaft zu ſeyn,

wird ſo wenig durch einen ſo verächtlichen Stolz zurückgehalten, daß er ſich vielmehr hüten muß, nicht in einen zu großen Grad von Vertraulichkeit zu verfallen, der, was auch die Herablaſſung des einen verſtatten möchte, doch für den andern ſehr ungeziemend ſeyn würde.

Er iſt ordentlich in ſeiner Lebensart, gemäßigt in ſeinen Vergnügungen, beſtändig in ſeinen Planen und fleißig in ſeinen Geſchäften. Er liebt ſein Heer, und will, daß die Soldaten jede Nothdurft und jede Bequemlichkeit, die ihr Stand verſtattet, genießen ſollen. Er iſt gewiß ein guter Haushälter, und verſchwendet ſehr wenig Geld auf unnütze Pracht, Maitreſſen oder Günſtlinge: und vermuthlich bloß darum geben ſeine Feinde ihn für geizig aus.

Ich kann mich nicht enthalten, Sparſamkeit für eine Haupttugend an einem Fürſten anzuſehen. Freygebigkeit kann, auch wenn ſie zu weit getrieben wird, an einer Privatperſon von einer gewiſſen Größe der Seele herrühren, weil das Vermögen einer Privatperſon ihr in jedem Sinne eigenthümlich zugehört, und ſie durch Verſchwendung deſſelben niemanden als ſich ſelber ſchadet. — Ein Privatmann weiß, daß, wenn ſein Vermögen fort iſt, niemand es ihm wieder erſtatten werde. Er ſcheint alſo entſchloſſen zu ſeyn, ſich lieber der Beſchwerlichkeit einer künftigen Armuth auszuſetzen, als dem gegenwärtigen Vergnügen zu entſagen, prächtig und freygebig zu handeln, und andern mehr zu ſchenken als er ſelber entbehren kann.

Bey einem Fürſten iſt dieß nicht der Fall. — Was er verſchwendet, iſt nicht ſein eigenes Geld, ſondern das Geld des Staats. — Er weiß, daß ſein Glanz und Pomp demohnerachtet unterhalten wird, und daß nicht er, ſondern ſeine Unterthanen, die beſchwerlichen Folgen ſeiner Verſchwendung fühlen müſſen.

So

So oft ich alſo höre, ein König habe irgend jemanden große Summen Geldes geſchenkt, ſo kann ich zwar aus der verſchenkten Summe aus der Perſon, die ſie empfangen, und aus andern Umſtänden urtheilen, ob das Geld gut oder ſchlecht angewendet iſt: es ſey aber gut oder ſchlecht angewendet, ſo kann man doch das Geſchenk keine großmüthige Freygebigkeit heißen.

Die Tugend der Großmuth beſteht darin, daß jemand ſich ſelber um eines andern willen etwas entzieht. Johann etwas zu ſchenken, was Jacob ſogleich darauf vergüten muß, kann alſo keine Großmuth ſeyn. Was man an Königen Großmuth heißt, beſteht ſehr oft darin, daß ſie das Geld, ſo ſie von den arbeitſamen Unterthanen erpreßt haben, an Müſſiggänger verſchwenden. Ich habe einen Schwarm Fiedler und Operntänzer das edle und großmüthige Betragen eines Fürſten gegen ſie rühmen hören, dieweil es wirklich nützlichen und verdienſtvollen Männern in ſeinen Dienſten an Brod fehlte. — Dieſe Art Großmuth beſitzt nun der Kaiſer freylich gewiß nicht.

Seine gewöhnliche Kleidung, (und in der That die einzige, worin ich ihn jemals geſehen habe, ausgenommen am Feſte der Ritter des Heiligen Stephans) iſt eine gemeine weiße Uniform mit rothen Aufſchlägen. — Wenn er ſich nach Laxenburg, Schönbrunn und andern in der Gegend von Wien gelegenen Oertern begiebt, pflegt er zwey Pferde in einer offenen Chaiſe zu treiben, mit einem Bedienten hinten, aber ohne irgend ein anderes Gefolge. — Sehr ſelten geſtattet er der Wache ins Gewehr zu treten, wenn er durchs Thor fährt. — Niemand hat jemals eine ſtärkere Neigung zu verſtändigen Nachforſchungen gehabt. — Er ſpricht ſehr gerne mit ſcharfſinnigen Leuten. — Wenn er von irgend jemand, von welchem Stand oder aus welchem

Lande er auch ſeyn mag, hört, der ſich durch irgend ein beſonderes Talent auszeichnet, ſo iſt er begierig ihn zu ſprechen, lenkt ſogleich das Geſpräch auf den Gegenſtand, worin derſelbe ſich hervorthun ſoll, und zieht ſo viel nützliche Kenntniſſe von ihm, als er kann. Unter allen Mitteln, Einſichten zu erlangen, iſt dieſes vielleicht das ſtärkſte, und zugleich das ſchicklichſte für jemanden, deſſen nothwendigere Geſchäfte ihm wenig Zeit zum Studiren verſtatten.

Er ſcheint zu glauben, die Eitelkeit und Unwiſſenheit vieler Fürſten rühre oft her von den ſteifen Formalitäten, worin ſie verſchanzt ſind, und daher, daß ſie jener Vortheile beraubt ſind, welche die übrigen Menſchen aus einer freymüthigen Vergleichung und gegenſeitigen Mittheilung ihrer Gedanken ziehen. Er iſt überzeugt, daß, wenn ein König nicht Mittel findet, in einigen Geſellſchaften auf einem Fuße der Gleichheit zu leben und ſein eigenes Verdienſt abzuwägen, ohne ſeine Garden und Pracht in der Waagſchale zu werfen, es ihm ſehr ſchwer fallen müßte, ſowohl andere Menſchen als ſich ſelber kennen zu lernen.

Eines Abends erzählte der Kaiſer bey der Gräfin **von Wallenſtein**, da eben das Geſpräch es mit ſich brachte, einige ſonderbare und drolligte Beyſpiele von den Beſchwerlichkeiten des Ceremoniels, die ſich an einem gewiſſen Hofe ereignet hatten. Jemand unter den Anweſenden gab zu verſtehen, welche wirkſame Mittel Seine Majeſtät gebraucht hätten jede Beſchwerlichkeit von der Art vom Wieneriſchen Hofe zu verbannen. Er antwortete: „Etwas hartes würde es in der That ſeyn, wenn ich, blos weil ich das Unglück habe ein Kaiſer zu ſeyn, des Vergnügens eines geſelligen Umgangs, das ſo ſehr nach meinem Geſchmacke iſt, entbehren müßte. Alle Grimaſſen und alle Parade, woran

Leute

Leute von meinem Stande von ihrer Wiege an gewöhnt werden, haben mich nicht ſo eitel gemacht, daß ich mir einbildete, ich habe darum in irgend einer weſentlichen Eigenſchaft einen Vorzug vor andern Menſchen; und wäre ich ja zu ſo einem Wahne geneigt, ſo iſt der ſicherſte Weg ſeiner loß zu werden, daß ich mich unter Geſellſchaften menge, wo ich täglich Gelegenheiten habe zu ſehen, daß ich denen, mit welchen ich umgehe, an Talenten nicht gleich komme. Bey dieſem Bewußtſeyn würde mirs kein Vergnügen gewähren mir die Miene von einem Vorzuge zu geben, der, wie ich fühle, nicht exiſtirt. Ich befleißige mich alſo zu gefallen, und andere mir gefallen zu laſſen, und ſo viel mirs meine unbequeme Lage verſtattet, gleich andern Menſchen die Glückſeligkeit eines geſelligen Lebens zu genießen, in der Ueberzeugung, daß wer von dieſer ausgeſchloſſen iſt, und ſich über Freundſchaft erhöhet, auch über Glückſeligkeit erhaben und der Mittel beraubt iſt, Einſichten zu erlangen.“

Unter armen Philoſophen iſt eine ſolche Sprache nichts ungewöhnliches; von Fürſten aber wird ſie wohl vermuthlich ſelten geführt, und noch ſeltner werden die Folgerungen aus derſelben in Ausübung gebracht.

Wenige Tage nachher wurden Feuerwerke auf dem Prater angeſtellt. Dieſer Prater iſt ein großer mit Holz bepflanzter Thiergarten, von der Donau umfloſſen, über welche eine hölzerne Brücke führt. Da keine Fuhrwerke hinüberfahren dürfen, ſo läßt die Geſellſchaft ihre Kutſchen an einem Ende der Brücke ſtehen und gehet zu Fuße hinüber. Auf der einen Seite der Brücke iſt ein enger Pfad, mit einem Geländer von der breiten Straße über die Brücke abgeſondert. Viele Leute giengen unbedachtſamerweiſe dieſen Pfad, auf welchen man an dem einen Ende leicht hineingeräth, am andern

 aber

aber beſchwerlich wieder herauskommt, weil nur eine Perſon auf einmal herausgehen kann. Der Pfad war alſo ſehr bald verſtopft: die unglücklichen Pilgrimme krochen auf der Schneckenpoſt und aufs beſchwerlichſte und mühſamſte fort: dieweil diejenigen, die auf dem breiten Wege mitten auf der Brücke geblieben waren, wie die Glücklichen und Reichen auf ihrer Reiſe durchs Leben, ganz bequem vorbey und hinüber giengen, ohne ſich um das Elend und die Noth ihrer Mitreiſenden im geringſten zu bekümmern.

Einige wenige von den Gefangenen, die von kleiner Statur und ſehr geſchmeidig waren, krochen unter dem Geländer durch und gelangten auf den breiten Weg in der Mitten: aber alle, die groß und korpulent waren, mußten da ausharren und ſich ihrem Schickſal unterwerfen. Ein Engländer, (*) der bey der Gräfin von Wallenſtein geweſen war, als der Kaiſer ſich auf die oberwähnte Art geäußert hatte, befand ſich unter dieſer letztern Klaſſe. Da der Kaiſer hinüber gieng, und ſahe, daß Leute von kleiner Statur ſich heraushalfen, dieweil der Engländer in einer ſehr unbehülflichen Stellung ausharren mußte, rief er ihm zu: Ha! mein Herr, (**) ich habs Ihnen wohl geſagt, wie beſchwerlich es iſt, zu groß zu ſeyn. — Nun müſſen Sie mir wohl Recht geben; — da kann ich Ihnen aber nicht helfen, und empfehle Sie dem heiligen Georg. (***)

Es

(*) Der Verfaſſer ſelber.

(**) Ah, Monſieur! Je vous ai bien annoncé combien il eſt incommode d'être trop *grand*. — A preſent vous devez être bien de mon avis; mais comme je ne puis rien faire pour vous ſoulager, je vous recommende à ſaint George.

(***) Der Englands Schutzheiliger iſt.

Es giebt Leute, die, da ſie von des Kaiſers ungemeiner Leutſeligkeit und ſeiner gänzlichen Verachtung für Pomp und Parade, worin die mehreſten Menſchen ſo verliebt ſind, reden hörten, vorgegeben haben, das alles ſey eine bloße Affektation. Wenn man aber den ganzen Inhalt von irgend jemands Worten und Handlungen für eine Affektation anſehen müßte, ſo ſehe ich nicht ein, durch welche Mittel wir jemals ſeinen wahren Charakter erkennen könnten. Allein Leute, die eine große Luſt zu irgend etwas haben, ſind höchſt geneigt, Andere die nicht den nämlichen Geſchmack daran finden, für affektirt zu halten.

Ich erinnere mich nicht Ihnen jemals geſagt zu haben, daß unſer Freund R —, der ſeine Flaſche über alles liebt, und wie ich glaube Sie vor allen Menſchen hochſchätzt, mir einmal einen Theil Ihres Charakters entdeckte, den ich Ihnen ſonſt nimmermehr zugetrauet hätte.

Eines Tages nach dem Mittagseſſen, da ein Paar Flaſchen ſeine Freundſchaft erweckt und ſein Herz eröffnet hatten, fiel es ihm ein, Ihre guten Eigenſchaften herzuzählen; und er beſchloß die Liſte mit den Worten: Sie wären kein Milchſuppengeſicht. — Ich weis, was dies Wort in R — s Munde bedeutet: ich ſtaunte ihn alſo an, und ſagte, ich hätte Sie Zeitlebens niemals über drey Gläſer auf Einmal trinken ſehen. — Auch ich nicht, ſagte er; aber glauben Sie mir, er iſt ein zu braver Biedermann, als daß er kein Liebhaber von gutem Weine wäre: und ich weiß gewiß, ſeine Nüchternheit iſt eine pur lautere Affektation.

92. Brief.

Wien.

Vor kurzem kam ich von des Fürſten von Lichtenſtein Schloſſe, zu Felberg in Oeſterreich, zurück, wo ich einige Tage ſehr vergnügt zugebracht habe. Das Haus Lichtenſtein iſt eines der älteſten, reichſten und vornehmſten Häuſer in dieſem Lande. Der Fürſt beſitzt, außer ſeinen Ländereyen in Oeſterreich, wichtige Güter in Böhmen, Mähren und im Oeſterreichiſchen Antheile von Schleſien. Wie Fürſt Eſterhaſy unterhält er eine eigene Leibgarde. Ein Vorrecht, das, wie ich glaube, keine andere Unterthanen in Europa mehr haben.

Felberg iſt ein ſchönes altes Schloß, das ungefähr vierzig Engliſche Meilen weit von Wien liegt. Die Zimmer ſind groß, bequem und in jenem prächtigen Geſchmacke möblirt, der in den Schlöſſern des hieſigen hohen Adels herrſcht. Die Geſellſchaft beſtand aus dem Fürſten und der Fürſtin, dem Grafen und der Gräfin von Degenfeldt, die eine vortreffliche Dame iſt, dem Herzog von Hamilton, Herrn M —, einem Engliſchen Officier, einem andern Engländer und mir. Unſere Bewirthung war in jeder Hinſicht herrlich, beſonders in Anſehung der Aufwartung. Einige unter dem Oeſterreichiſchen Adel treiben dieſen Theil der Pracht auf einen ſo hohen Grad, daß die reichſten Familien in England ihn ſchwerlich würden erreichen können: da in England ein Bedienter mehr koſtet, als hier zu Lande vier.

Am Tage nach unſerer Ankunft wurde jedem von der Geſellſchaft in ſeinen eigenen Zimmern beſonders, wie hier gebräuchlich iſt, ſein Frühſtück aufgetiſcht. Sodann reiſeten wir nach einem andern Landgute ab, das

dieſem Fürſten zugehört und ungefähr ſechs Engliſche Meilen weit vom vorigen liegt, wo er den Herzog mit der Ergötzlichkeit einer Jagd unterhalten wollte. Die Fürſtin, die Gräfin von Degenfeldt, der Herzog und Kapitain M—, ſaßen in einer Kutſche; der Fürſt, der Graf und ich, in einer andern; die zwey jungen Prinzen mit ihrem Gouverneur und dem jungen Engliſchen Herrn, in einer dritten: und ein großes Gefolge kam zu Pferde nach.

Da es ſchon hoch am Tage war, als wir anlangten, ſo dachte ich, die Jagd würde ſogleich ihren Anfang nehmen. Aber nein: hier zu Lande verfährt man in allen Dingen fein ordentlich und methodiſch: und man hielts fürs beſte, vor allen Dingen zu Mittag zu ſpeiſen. Als dieſes zu gehöriger Zeit vorbey war, glaubte ich, die Männer würden geradesweges auf die Jagd gehen und die Damen bis zu ihrer Rückkunft zu Hauſe laſſen. — Allein auch hierin irrte ich mich: — die Damen ſollten dieſem ganzen Feldzuge beywohnen. — Da wir aber durch einen großen Wald mußten, worin keine Kutſchen fahren können, ſo ſtunden andere Fuhrwerke von einer hierzu bequemen Bauart in Bereitſchaft. Den Namen dieſer Art Fuhrwerke habe ich vergeſſen. Sie beſtehen aus Bänken mit gepolſterten Sitzen, auf welchen ſechs bis acht Perſonen eine hinter der andern ſitzen können. Sie werden von vier Pferden gezogen, und gleiten über den Boden wie Schlitten über enge Pfade und ungebahnte Wege, die keine Fuhrwerke mit Rädern befahren könnten.

Als wir auf dieſe Art durch den Wald und ziemlich weit jenſeits deſſelben gefahren waren, kamen wir auf ein ſehr großes offenes Feld, worin verſchiedene kleine zirkelrunde Umzäunungen von Bäumen und Reißholz in weiten Entfernungen von einander ſtanden. —

Dieſe

Die Jagd hatte uns bisher ſehr wenig Mühe verurſacht; denn wir waren den ganzen Weg in Kutſchen oder auf den Schlitten gefahren, die noch ſanfter als Kutſchen ſind. Kurz, ſeit dem Frühſtücke waren wir ganz unthätig geweſen, außer beym Mittagseſſen.

Als wir aber in dieſer großen Ebene anlangten, ſagte man mir, die Jagd werde ſehr bald angehen. Ich erwartete nun, daß wir nach ſo langer Unthätigkeit uns eine deſto heftigere Bewegung machen würden, und fing an zu beſorgen, die Damen möchten zu ſehr ermüdet werden, als, ſiehe! die Bedienten des Fürſten anfingen einige leichte Stühle nicht weit von einem der oben erwähnten Gebüſche in Ordnung zu ſtellen. Die Fürſtin, die Gräfin und die übrige Geſellſchaft ſetzten ſich; und als ſich jedermann geſetzt hatte, verſicherte man mich, die Jagd würde nun anfangen.

Ich geſtehe es, meine Neugierde war nun ſehr hoch geſtiegen, und ich war ungeduldig zu ſehen, wie eine Jagd ablaufen würde, die auf eine von allem, was ich von dieſem Zeitvertreib wußte, ſo ganz verſchiedene Art angeſtellt ward. Indem ich ſo in Muthmaßungen vertieft ſaß, ſah ich in einer großen Ferne eine lange Reihe Leute gegen das kleine Gehölz hergehen, in deſſen Nähe die Geſellſchaft ſaß. Unter dem Gehen formirten ſie allmählig einen halben Zirkel, deſſen Mittelpunkt dieſes Gehölz war. Man ſagte mir, es wären Bauern mit ihren Weibern und Kindern, die durch dieß ihr Herangehen das Wildpret auftrieben, das ſich natürlicherweiſe ins Dickigt der Bäume und Gebüſche flüchtete. Sobald dieß geſchah rannten die Bauern auf der andern Seite, die dem Orte gegenüber lag, wo unſere Geſellſchaft auf dem Anſtande war, herein, ſcheuchten das Wildpret heraus, und nun fing das Schießen an.

Jede Perſon hatte eine Flinte, und noch viel andere waren geladen und bey der Hand. Die Bedienten luden ſo geſchwind als die Flinten abgefeuert wurden, und das Schießen dauerte in einem fort, ſo lange das Wildpret floh oder aus dem Gehölze lief. — Der Fürſt verfehlte faſt niemals. — Er ſelber ſchoß über dreyßig Rebhüner, einige Phaſanen und drey Haſen.

Zu Anfange dieſer Scene wunderte ich mich nicht wenig, da ich einen Bedienten der Fürſtin eine Flinte reichen ſah, die ganz kaltblütig und ohne einmal von ihrem Sitze aufzuſtehen, auf ein Rebhun zielte, das ſogleich todt niederfiel. Mit gleicher Fertigkeit ſchoß ſie zehen bis zwölf Rebhüner und Phaſanen in ungefähr zweymal ſo vielen Schüſſen. — Die übrige Geſellſchaft hingegen erlegte ihrer nicht viele.

Wiewohl ichs vorher nie gehört hatte, erfuhr ich nun, daß die deutſchen Damen ſich nicht ſelten mit der Jagd ergötzen: und vermuthlich wars eine verbindliche Aufmerkſamkeit auf die ſchwächere Leibesconſtitution des ſchönen Geſchlechts, die die ſtarken Deutſchen bewogen hat, dieſen Zeitvertreib ſo bequem zu machen.

Die Geſellſchaft ſpazirte ſodann nach andern kleinen Gebüſchen, wo ebenfalls einiges Wildpret herausgetrieben und geſchoſſen wurde. — Am folgenden Tage führte uns der Fürſt nach einem andern von ſeinen Wohnſitzen, wo ein ſehr ſchöner offener Wald voll von allerley Hirſchen und Rehen iſt, deren einige die größten waren, die ich jemals geſehen habe. Auch giebts hier eine Menge wilder Schweine, deren eines der Herzog von Hamilton mit des Fürſten Erlaubniß erlegte.

Nichts konnte die Höflichkeit und Pracht übertreffen, womit die Geſellſchaft während ihres ganzen Aufent-

halts

halts bewirthet wurde. Die Fürſtin iſt eine ſehr liebenswürdige und verſtändige Dame, die ihre Kinder ſehr vernünftig erzieht und ihre Sachen vortrefflich verwaltet.

Dieſe Familie und viele vom Adel, die ſich bisher auf ihren Landſitzen aufgehalten haben, ſind nun im Begriffe nach Wien zurückzukehren. Die Familie des Herrn und der Frau von Pergen iſt ſchon einige Zeit hier geweſen. Dieſe Dame iſt eine vertraute Freundin der Gräfin von Thun: und meiſtens die nämliche Geſellſchaft, die ſich bey dieſer verſammelte, kömmt nun wöchentlich zweymal im Hauſe der Frau von Pergen zuſammen, die der Gräfin an Verſtand und vielen Vorzügen gleich kömmt, und, ohne einige Eiferſucht oder Misgunſt zu erregen, ſich mit ihr in die Hochachtung der beſten Geſellſchaften zu Wien theilet. Der hieſige angenehme Umgang und die Menge verehrungswürdiger Perſonen, mit welchen wir bekannt geworden ſind, flößen mir Bedauern darüber ein, daß wir Wien ſobald verlaſſen müſſen. Allein der Herzog von Hamilton wünſcht den Winter in Italien zuzubringen. Und wirklich, thät ers nicht, ſo müßte er die Reiſe um ein ganzes Jahr verzögern oder ſich den Beſchwerlichkeiten ausſetzen in den Sommermonaten zu reiſen, wofür man ſich doch in einem ſo heißen Lande, hüten muß.

---

93. Brief.

Wien.

Vom Oeſterreichiſchen Heere habe ich noch nichts geſagt, weil ich einigermaßen beſorgte, ich möchte Sie ſchon von Berlin aus mit ſoldatiſchen Details überſättigt haben, wo der Gegenſtand meiner Briefe mit beſtän-

beſtändig vor Augen war. Der Kaiſer hingegen hat ſehr wenige von ſeinen Truppen zu Wien in Beſatzung. Sie haben ein ſchönes Anſehen, und das Heer iſt überhaupt verſtändiger montirt, als irgend ein anderes, das ich geſehen habe.

Anſtatt der Röcke mit langen Schößen beſteht ihre Montur aus einem kurzen Rocke von weißem Tuche, mit eben dergleichen Weſten und Hoſen; und jeder Soldat hat einen Oberrock von groben grauem Tuche, den er in kaltem oder regnigtem Wetter trägt. Dieſen rollt er bey gutem Wetter ſo zuſammen, daß er ſehr wenig Platz einnimmt und ihm auf dem Marſche wenig oder gar nicht beſchwerlich fällt. Für Schuhe tragen ſie kurze Stiefeln, und anſtatt der Hüte Mützen aus ſehr ſtarkem Leder mit einem meſſingenen Vordertheile, das gemeiniglich emporſtehet, aber bey Gelegenheit herabgelaſſen werden kann, damit die Sonne ihren Augen nicht beſchwerlich falle.

Außer einigen ſehr wenigen Hungarn, die im kaiſerlichen Schloſſe Dienſte thun, giebt es in Oeſterreichiſchen Dienſten keine Truppen mit höherem Solde und ausſchließenden Vorrechten, unter dem Titel von Leibwachen; ſondern die gewöhnlichen Feldregimenter machen wechſelsweiſe die Beſatzung von Wien aus, und thun die Dienſte der Leibwachen.

Die Frechheit der Prätorianiſchen Truppen zu Rom, die ihren Herren ſo oft ſchrecklich war, die häufigen Empörungen der Janitſcharen zu Conſtantinopel, und die von den Ruſſiſchen Garden zu Petersburg bewirkten Revolutionen, beweiſen deutlich, wie gefährlich eine ſolche Einrichtung iſt. Dieſe Beyſpiele mögen die Oeſterreichiſche Regierung bewogen haben einem Syſteme zu entſagen, das gewiſſe Regimenter weniger nützlich, und gefährlicher als den Ueberreſt des Heeres zu machen ſcheint.

Man

Man ſchätzt das Oeſterreichiſche Heer auf weit über zweyhundert tauſend Mann ſtark, und glaubt, es habe noch niemals mehrere vortreffliche Officiers in dieſen Dienſten gegeben als itzt; daß alſo im Fall eines Kriegs mit Preußen die beyden Mächte einander mehr als jemals gleich ſeyn werden. Ein Unglück würde es für dieſen Hof ſeyn, wenn ein ſolcher Krieg itzt ausbräche, weil es eben itzt gewiſſe Bewegungen unter den Bauern in Böhmen giebt, die jedermann Unruhe verurſachen, und wodurch einige Perſonen ſchon viel eingebüßt haben. Einem der vornehmſten Herren iſt ſein Schloß, mit allem was darinnen war, nebſt einigen großen Außengebäuden niedergebrannt worden.

Dieſe Ausſchweiffungen rühren, einiger Berichten nach, von bloßem Muthwillen und ſchadenfrohem Uebermuthe, anderer Verſicherung nach aber, von der Tyranney der Herrſchaften her, die dieſe armen Leute in Verzweiflung geſtürzt hat. Welcher von dieſen beyden Berichten aber wahr ſeyn mag, ſo ſcheint mir's doch allemal deutlich zu ſeyn, daß es für die Herrſchaften ſowohl als für die Bauern weit beſſer ſeyn würde, wenn dieſe letztern keine Leibeigene, ſondern freye Leute wären. Itzt entrichten ſie ihre Steuern damit, daß ſie eine gewiſſe Anzahl von Tagen jede Woche für ihre Herren frohnen, und die übrigen Tage über ſuchen ſie mit ihrer Arbeit für eigene Rechnung ſich und ihre Familie zu ernähren. Sie werden ſich leicht vorſtellen, daß ſie an einem Tage, den ſie für ſich ſelber arbeiten, wirklich mehr verrichten, als in zwey Tagen Frohnarbeiten für ihre Herren. Dieß ziehet den Bauern von Seiten ihrer Herrſchaften Verdruß und Schläge, und den Herrſchaften von Seiten der Bauern Haß und Empörungen zu.

Würden die Ländereyen in Böhmen an freye Leute auf billige Renten verpachtet, ſo würden Freyheit und Eigenthum dieſe trägen Leute zum Fleiße ermuntern. Alsdann würden ſie jeden Tag gern und mit Freuden arbeiten, und ich bin überzeugt die Einkünfte ihrer Herrſchaften würden ſich täglich vermehren. Dem zufolge würden die Bauern allem Vermuthen nach aus freyer Wahl eben ſowohl auf den Gütern bleiben, als itzt aus Zwang. — Sehen wir nicht in Großbritannien Familien, viele Geſchlechter über, auf adelichen Ländereyen bleiben, ohnerachtet der Gutsherr zu Ende eines jeden Pachttermins einen andern Pachter, und der Pachter einen andern Gutsherrn wählen kann?

Faſt in jedem Europäiſchen Lande, außer England, werden die Einwohner durch eine oder die andere Art von Schranken auf denjenigen Stand, worin ſie geboren ſind, eingeſchränkt. Der gänzliche Mangel an Erziehung und Unterricht muß nothwendig die mehreſten zwingen ihr Brod mit Handarbeit zu erwerben. Andere werden durch Nationalvorurtheile gehindert, daß ſie ſich, ſo erhaben auch ihr Genie oder ſo groß auch ihre erworbenen Einſichten ſeyn mögen, nicht über ihren angebornen Stand erheben können. In unſerer Inſel hingegen ſtehet das Thor der Einſichten, und folglich die Laufbahn des Ehrgeizes, faſt allen und jeden offen. Auch in den abgelegenſten Dörfern erhalten ſelbſt die ärmſten Einwohner einen gewiſſen Grad von Erziehung und Unterricht.

Dieſer Grad von Unterricht mag neun und neunzigen, unter Einhunderten, wenig oder nichts helfen: und unter der kleinen Anzahl derer, die ſich durch Benutzung dieſer kleinen Portion von Kenntniſſen über ihren angebornen Stand emporſchwingen, erreichen ſehr wenige irgend einen vorzüglichen Rang: weil großes Genie eine Gabe iſt, welche die Natur unter den Menſchen

nur ſehr ſparſam austheilt. Wiewohl man geſtehen muß, daß die allermehreſten unter den Einwohnern des nämlichen Landes und Himmelsſtrichs von Natur ungefähr einerley Naturgaben beſitzen, und daß die Grade der Erziehung und des Unterrichts und der andern Gelegenheiten etwas zu lernen nach und nach den ganzen Unterſchied veranlaſſen, den man in ihrem nachherigen Leben unter ihnen findet; ſo kann ich doch nicht mit Helvetius glauben, daß Genie ganz und gar bloß das Werk der Erziehung ſey.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß die Natur beſtändig unter jedem Volke einige einzelne Perſonen von einer feinern Organiſation hervorbringt, die zu Wiſſenſchaften aller Art unendlich beſſer aufgelegt und deren Geiſter eines höhern und weitern Umkreiſes von Gedanken fähig ſind, als gemeine Menſchen mit irgend einem möglichen Grade von Anbau erreichen oder umfaſſen können: dieſe angeborne Ueberlegenheit iſts, was ich Genie nenne. Allenthalben, wo ſich ein beträchtlicher Theil dieſes Genies findet, reicht auch ein geringer Unterricht ſchon zu; aber einiger Unterricht iſt ſchlechterdings nothwendig um Genie an den Tag zu bringen.

Iſts in den Seelen einiger Bauern in Rußland, Polen und einigen Gegenden Deutſchlands wirklich vorhanden, ſo bleibt es entweder aus Vernachläßigung ſchlafend, oder wird durch Unterdrückung erſtickt. In Großbritannien hingegen iſt der Grad der jetzt allgemeinen Erziehung, ſo klein er auch iſt, doch hinreichend das Feuer eines außerordentlichen Genies, deſſen Samen die unpartheyiſche Natur eben ſowohl in das Herz eines jungen Bauerkindes als in das Herz eines Prinzen zu pflanzen pflegt, zu erwecken, zu beſelen und thätig zu machen. Man ſollte demnach die Wahrſcheinlichkeit des Entſtehens großer und vorzüglicher Männer in irgend einem Lande nicht nach der Zahl ſeiner Einwoh-

ner

ner, ſondern nach der Zahl dererjenigen berechnen, deren Seelen jenen Grad von Kultur erhalten, der zur Entwickelung ihrer verborgenen Kräfte nöthig iſt.

Geſetzt ein Reich enthalte Acht Millionen Einwohner und ein anderes vier und zwanzig, ſo kann man, der oben erwähnten Umſtände wegen, erwarten, daß im erſtern weit mehrere Männer von originellem Genie und vorzüglichen Gaben in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft erſcheinen werden, als im letztern. In Großbritannien zum Exempel kann man faſt alle geborne Britten in die Rechnung einſchließen; in den andern ſo eben erwähnten Ländern hingegen muß man den Bauernſtand, den zahlreichſten Stand der Nationen, davon ausſtreichen.

94. Brief.

Wien.

Ob es vom Beyſpiele der Kaiſerin, oder von welchem andern Umſtande es herrühren mag, will ich nicht entſcheiden: gewiß aber zeigt ſich zu Wien eine eifrige und allgemeinere Ergebenheit für die Religion, als in irgend einer andern großen Stadt in Deutſchland. Auch ſieht man hier größere Anzeigen von Vergnügen und Glückſeligkeit als in vielen andern Städten, wo die Eindrücke der Religion ſchwächer und weniger allgemein ſind: und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer letztere Umſtand eine Folge des erſtern ſeyn mag.

Unglaube und Zweifelſucht können nicht nur den Sitten und dem künftigen Schickſale der Menſchen ſchaden; ſondern ſchwächen auch ihre zeitliche Glückſeligkeit durch Verdunkelung jener Hoffnungen, die in gewiſſen Lagen ihre einzigen Troſtgründe ſind. So viel ſich auch die Leute einbilden mögen, welche die von ihren Mitbürgern für heilig gehaltene Lehren verſpotten, ſo müſſen ſie doch für dieſe Eitelkeit oft theuer büßen durch jene beſchwerliche Zweifel, die ſich ihren Gemü-

thern aufdrängen. Ungewißheit in Anſehung des allerwichtigſten unter allen Dingen, oder ein feſter Glaube an Vernichtung der Seele, ſind beyde den mehreſten Menſchen ganz unerträglich, die über kurz oder lang ſich doch beſtreben, einen Anſpruch auf jenes herrliche Erbtheil zu machen, das die Religion den Gläubigen verheißen hat. Haben einige wenige Philoſophen den Gedanken der Vernichtung ohne Pein ertragen können, ſo iſt dieß das äußerſte und höchſte, das man davon ſagen kann: aber eine Quelle von Zufriedenheit, Behaglichkeit oder Vergnügen, kann ein ſolcher Gemüthszuſtand nimmermehr ſeyn. Sehr empfindſame Seelen können ihn ſelten lange ertragen: ihr heißes Verlangen nach Unſterblichkeit ſtürzt jedes Lehrgebäude um, das die Zweifelſucht in ihren Gemüthern aufzuführen verſucht hat. Sie können eine Lehre nicht ausſtehen, die aus dem Herzen eine tiefeingewurzelte Hoffnung reißt, die alle Bande der Menſchheit, Ergebenheit, Freundſchaft und Liebe zerreißt, welche ſie Zeit ihres Lebens ſo emßig geknüpft haben, und von denen ſie hoffen, daß ſie ewig ſeyn werden. Da nun Empfindſamkeit dem Herzen die Zweifelſucht verhaßt macht und das Gemüth zur Gottesfurcht lenkt, ſo können wir natürlicherweiſe unter dem weiblichen Geſchlechte mehr Andacht als unter dem männlichen erwarten. Sehr wenige unter jenem ſanfteren Geſchlechte ſind im Stande geweſen eine Ausſicht auf ein grauenvolles Leere, auf Vernichtung nach dem Tode, mit unverrückten Augen anzuſehen, und die wenigen, die dieſen Grad philoſophiſcher Standhaftigkeit beſeſſen haben, gehörten gewiß nicht unter die liebenswürdigſten ihres Geſchlechts.

Unter meinen Wieneriſchen Bekanntinnen befindet ſich keine in dieſem traurigen Gemüthszuſtande: aber viele unter ihnen haben auf jenen weiten Grund, den der Römiſch-Katholiſche Glaube gewähret, irgend

ein ihnen eigenthümliches phantaſtiſches Stück von Aberglauben geſtickt. Im Hauſe einer Dame nahm ich vor wenig Tagen von ungefähr ein Buch in die Hand, das auf der Tafel lag: — zwiſchen den Blättern fiel ein kleines Gemälde der Jungfrau Maria, auf Pergament, heraus, und unter dem Bilde der Jungfrau fand ich eine Aufſchrift, die ich hier wörtlich überſetze:

„Dieß Präſent macht — — ihrer treueſten Freun„din — —, zum Zeichen der aufrichtigſten Hochach„tung und Liebe; und bittet ſie dabey, ſo oft ſie dieß „Bild der geſegneten Jungfrau erblickt, eine Empfin„dung von Liebe für ihre abweſende Freundin in jene „Aufwallungen der Dankbarkeit und Verehrung zu „mengen, die ſie für die Mutter Jeſu empfindet.„

Die Dame meldete mir, es ſey unter Herzensfreundinnen etwas gewöhnliches einander ſolche Geſchenke zu ſenden, wenn ſie im Begriffe wären ſich zu trennen, und vermutheten, daß die Trennung lange dauren möchte.

Etwas ungemein zärtliches und rührendes ſcheints zu ſeyn, Empfindungen der Freundſchaft und der Religion ſo in einander zu verweben, und ſich ſo vermittelſt einer Art Heiligung zu beſtreben, die Freundſchaft vor den Wirkungen der Zeit und der Abweſenheit zu ſichern. — Das Durchleſen dieſer Aufſchrift erinnerte mich an gewiſſe Verbindungen die ich zu Hauſe habe, und die Gewalt dieſer Erinnerungen rührte mich unausſprechlich.

Im Hauſe dieſer Dame bemerkte ich ein anderes reizendes Gemälde der Jungfrau, das mit koſtbarem Rahmen geziert und mit einem ſeidenen Umhange vor dem Staube verwahrt war. Ich merkte, daß ſie es niemals anders als mit ehrerbiethiger und liebevoller Miene anſah, und wenn der Vorhang es nicht bedeckte, niemals ohne ein ſanftes Neigen des Knies daran vor-

 bey

bey gieng. — Sie ſagte mir, dieß Gemälde ſey lange in der Familie geweſen, und allezeit in den höchſten Ehren gehalten worden: denn ſowohl ſie als ihre Mutter hätten einige der glücklichſten Vorfälle ihres Lebens dem Schutze der heiligen Jungfrau zu danken; und ſie ſchien nicht ganz frey zu ſeyn von dem Wahne, daß die Aufmerkſamkeit der Jungfrau gewiſſermaßen durch die Vermittelung dieſes nämlichen Gemäldes erhalten würde. Sie erklärte ſich, daß die Zuverſicht, die ſie auf die Güte und den Schutz der Jungfrau ſetzte, eine von den größten Beruhigungen in ihrem Leben ſey; — Ihr könne ſie ohne Zurückhaltung ihr Herz entdecken und unter jedem Kreuze ihre ganze Seele ausſchütten; und durch dergleichen Ergießungen ihres Herzens fände ſie ſich allezeit erleichtert, aufgerichtet und geſtärkt.

Ich merkte an, den nämlichen Troſt fänden fromme Proteſtanten in ihren Gebeten an Gott.

Sie ſagte —, ſie könne nicht begreifen wie das zugienge. — Denn Gott der Vater ſey ſo groß und majeſtätiſch, daß in ihre Ehrerbietung für ihn ſich eine ſo große Furcht menge, die alle ihre Gedanken verwirre, wenn ſie es verſuchte ſich ihm zu nahen; der Charakter der geſegneten Jungfrau hingegen ſey ſo ſanftmüthig, ſo herablaſſend, ſo mitleidig, daß ſie ſich mit mehrerem Vertrauen an ſie wenden könnte.

Sie ſagte, ſie wiſſe, es ſey ihre Pflicht den Schöpfer der Welt anzubeten, und dieſe Pflicht erfülle ſie ſo gut es in ihren Kräften ſtände: ſie könne ſich aber in ihren Gebeten an ihn, oder auch ſelbſt an unſern Heiland, nicht von einem gewiſſen Grade von Zwang befreyen. Da die geſegnete Jungfrau hingegen ſelber ein Weib wäre und alle Schwachheiten und Delikateſſen des weiblichen Geſchlechts kennete; ſo könne ſie Ihr ihr Herz mit einem Grade von Freymüthigkeit eröffnen,

die

die ſie ſich unmöglich bey irgend einer von den Perſonen der heiligen Dreyeinigkeit verſtatten könnte. — „Sehen Sie doch nur ihre Geſichtsbildung an, ſetzte ſie hinzu, und wieß dabey aufs Gemälde. — Mein Gott, wie ſanftmüthig, wie huldreich ſie iſt!“

So ſehr auch dieſe Denkungsart den Lehrſätzen der Proteſtanten und den Grundſätzen der Weltweisheit widerſprechen mag, ſo iſt ſie doch dem menſchlichen Herzen gar nicht unnatürlich. — **Voltaire** ſagt, der Menſch habe immer eine Neigung verrathen Gott nach ſeinem Bilde zu ſchaffen; dieſe Dame ſtellte ſich die Jungfrau nach dem Gemälde des Malers ſowohl, als nach den Berichten vor, die die Evangeliſten von ihr gegeben haben; und da ihre Religion eine gottesdienſtliche Verehrung der Mutter Chriſti verſtattet, ſo wandte ſich natürlicherweiſe der Eifer ihrer Andacht an ſie, deren Macht, ihrem Wahne nach, groß genug war ihre Verehrer hier zu ſchützen und ihnen dort den Himmel zu eröffnen; und deren Charakter, ihres Erachtens, in gewiſſen Stücken mit ihrem eigenen ſympathiſirte.

Einige eifrige Proteſtanten können ſich vielleicht über die theologiſchen Begriffe dieſer Dame ärgern: da ſie aber in andern Hinſichten ein Frauenzimmer von vortrefflichem Charakter iſt und die moraliſchen Gebote des Chriſtenthums eben ſo emßig beobachtet, als ob ihr Glaube von **Luthern** geläutert und von **Calvin** gedoppelt raffinirt worden wäre; ſo hoffe ich, ſie werden es für keine zu große Ausdehnung chriſtlicher Liebe halten, zu glauben, daß ihre Irrthümer in Lehrmeynungen ihr werden vergeben werden.

95. Brief.

Wien.

Der Vorzug, den einzelne Perſonen in Römiſch-Katholiſchen Ländern gewiſſen Heiligen geben,

rührt bisweilen von einer vermeynten Aehnlichkeit zwiſchen den Charaktern der Heiligen, und dem Charakter ihrer Verehrer her: die Menſchen erwarten die größte Gunſt und Nachſicht von denen, die ihnen ſelber am meiſten gleichen, und ehren natürlicherweiſe andere um der nämlichen Eigenſchaften willen, welche ſie an ſich ſelber am höchſten ſchätzen.

Ein franzöſiſcher Dragoner-Officier, der ſich zu Rom befand, gieng und beſah die weltberühmte Bildſäule **Moſis** vom **Michel Angelo**. Einiger Meynung nach hat der Künſtler dieſem Meiſterſtücke alle die Würde gegeben, deren eine menſchliche Geſtalt und menſchliche Züge nur immer fähig ſind: er hat ſich beſtrebt dieſer Bildſäule eine Miene zu geben, die des großen Geſetzgebers der Juden, des Günſtlings des Himmels, der Gott von Angeſicht zu Angeſicht geſprochen hatte, würdig wäre. Der Officier wußte von ungefähr **Moſis** Geſchichte; hielt ſich aber bey keinem von dieſen Umſtänden viel auf. — Er bewunderte ihn weit mehr eines Abentheuers wegen, worin **Moſes**, ſeinem Wahne nach, wie ein braver kecker Mann und ſo gehandelt hatte, wie er ſelber würde gethan haben. — „Das heiß ich einmal ſchrecklich! das iſt erhaben!“ rief er beym Anblicke der Bildſäule aus. — Und ſetzte nach einer kurzen Pauſe hinzu: — „da ſieht man doch einmal einen braven Kerl, der zu ſeiner Zeit Stockſchläge ausgetheilt und ſeinen Mann erlegt hat.“ (*)

Die Crucifixe und Bildſäulen und Gemälde von Heiligen, womit katholiſche Kirchen angefüllt ſind, waren ohne Zweifel dazu beſtimmt, die Andacht, wenn ſie ſchläfrig würde, zu erwecken und dem Gemüthe Dankbarkeit und Ehrfurcht für die heiligen Perſonen, die ſie vor-

(*) Voilà qui eſt terrible! voilà qui eſt ſublime! — on voit là un drôle qui a donné des coups de bâton en ſon tems, et qui a tué ſon homme.

vorſtellen, einzuflößen. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß die grobe ſinnliche Einbildungskraft der mehreſten Menſchen höchſt geneigt iſt die Originale zu vergeſſen und ihre Verehrung an die ſinnloſen Bilder überzutragen, die ſie vor ſich ſehen und vor denen ſie knien. Was alſo auch die urſprüngliche Abſicht geweſen ſeyn mag, und welcherley Wirkungen dieſe Bildſäulen und Gemälde auf die Gemüther unbefangener und verſtändiger Katholiken thun mögen; ſo iſts doch gewiß, daß ſie oft Gegenſtände eines eben ſo vollkommenen Bilderdienſtes ſind, als jemals von den Bildſäulen Jupiters oder Apollos zu Athen oder Rom Statt gefunden hat.

Woher käme es ſonſt, daß eine ſolche Menge Menſchen aus allen Römiſch-Katholiſchen Ländern ſich zu der Frau zu Loretto drängen? Irgend ein Bild der Jungfrau könnte ſie ja eben ſowohl an dieſelbe erinnern, und die Leute können ſie in ihren eigenen Pfarrkirchen zu Hauſe eben ſo eifrig und andächtig als in der Kapelle zu Loretto verehren. — Die Pilgrimme müſſen ſich alſo einbilden, das dort aufbewahrte Bild müſſe irgend eine göttliche Kraft oder göttlichen Verſtand haben; es müſſe ſich all der Mühe, die ſie ſich gegeben, und der Beſchwerlichkeiten bewußt ſeyn, welchen ſie ſich durch ſo weite Reiſen ausgeſetzt haben, blos damit ſie vor ihm, lieber als vor irgend einem andern Bilde, niederknien möchten.

Vermuthlich war's dieſer Neigung des menſchlichen Herzens wegen, daß den Juden verboten wurde ſich irgend ein geſchnitztes oder gegrabenes Bild zu machen. Dieß ſcheint in der That das einzige Mittel geweſen zu ſeyn jenes abergläubiſche Volk vor der Abgötterey zu bewahren: und doch konnten, dieſes ſo ausdrücklichen und ſcharfen Verbots ohnerachtet, weder der Eifer noch die Vorſtellungen ihrer Richter und

Propheten ſie allezeit verhindern ſich Bilder zu machen, oder, wo ſie welche ſchon gemacht fanden, ſie anzubeten.

Bildſäulen und Gemälde von Heiligen, die eine lange Zeit in gewiſſen Häuſern geweſen ſind, pflegen insgemein ſehr ſorgfältig und ehrerbiethig aufbewahrt zu werden: und ihre Eigner ſind ihnen oft eben ſo ſehr ergeben, als es die Heiden vor Alters ihren Hausgöttern waren. — Man hält ſie für Schutz- und Hausgötter, von welchen die Familie Schutz erwartet. Begegnet einer ſolchen Familie etwan eine Reihe von Unglücksfällen, ſo bildet ſie ſich bisweilen ein, die Hausbilder müßten etwan ihren Credit verloren haben. Auch dieß iſt ein uralter Wahn. Suetonius meldet uns, da des Auguſtus Flotte durch einen Sturm zerſtreuet worden und viele von den Schiffen zu Grunde gegangen wären, ſo habe der Kaiſer befohlen, daß Neptuns Bildſäule nicht mit den Bildſäulen der andern Götter in Proceſſion getragen werden ſollte, in der Meynung, der Gott des Meeres wolle oder könne ſeine Seemacht nicht ſchützen: und in jedem Falle hielte er ihn keiner öffentlichen Ehrenbezeugungen werth.

Die wahren Lehrſätze der Römiſch-Katholiſchen Kirche authoriſiren gewiß nichts von dem oberwähnten Aberglauben, der insgemein nur unter leichtgläubigen und gemeinen Leuten herrſcht: — doch trifft man bisweilen auch unter höhern Ständen Beyſpiele davon an. Ein angeſehener Franzoſe hatte ein kleines ſehr künſtlich gearbeitetes Crucifix: dieß bot er einem Engländer von meinen Bekannten zum Verkaufe an. Als er ihm die vortreffliche Arbeit des Künſtlers angerühmt hatte, ſagte er ihm, er habe dieß Crucifix eine lange Zeit über mit der frömmſten Sorgfalt aufbehalten, ſein Privatgebet allezeit an daſſelbe gerichtet, und dagegen von ihm wieder Schutz und Gunſt erwartet: nun aber ſey er einige Zeit her ſehr unglücklich

geweſen: alle die Looſe, die er in der Lotterie gehabt, wären als Nieten herausgekommen: und da er einen großen Antheil an der Ladung eines aus Weſtindien kommenden Schiffs gehabt, habe er es dem Crucifix in ſeinen Gebeten aufs eifrigſte empfohlen, und damit ers ja nicht durch irgend einigen Anſchein von Mangel an Glauben und Vertrauen beleidigen möchte, habe er die Güter nicht einmal aſſecurirt. — Dem allen ohnerachtet ſey das Schiff mit ſeiner ganzen Ladung untergegangen, und nur die ſämmtliche Mannſchaft, die ihn nichts angienge, ſey gerettet worden. — Kurz, mein Herr, rief er mit einem Tone der Entrüſtung aus, der mit Bedauren vermiſcht war, und zuckte die Schultern bis über die Ohren; kurz, mein Herr, es hat mich im Stiche gelaſſen, und ich verkaufe meinen Chriſtum. (*)

Ein Glück wärs für alle und jede Chriſten, wenn ſie ſich an die einfältigen, vernünftigen und wohlthätigen Lehren und Gebote der chriſtlichen Religion allein hielten, und allen abergläubiſchen Einfällen entſagten, die allemal ihre urſprüngliche Schönheit verunſtalten und ihre innerliche Reinigkeit beflecken.

96. Brief.

Wien.

Seit unſerer Abreiſe aus England hat man allenthalben, wo wir geweſen ſind, immer von unſern Streitigkeiten mit den Amerikaniſchen Kolonien geſprochen. Der Eifer, womit man von dieſem Gegenſtande redet, nimmt noch täglich zu. — Die Einwohner des feſten Landes ſcheinen eben ſo ungeduldig als die von Großbritannien auf Neuigkeiten von jenſeits des atlantiſchen Weltmeers zu warten; aber mit dem Unterſchiede, daß ſie hier alle einerley geſinnet ſind: — und

alle

(*) Enfin, Monſieur, il m'a manqué, et je vends mon Chriſt.

alle den Amerikanern den Sieg wünſchen und ſich über jeden Unfall erfreuen, der unſerm Heere zuſtößt.

Daß die Franzoſen ſich über Unruhen freuen, die Großbritannien beängſtigen und ſchwächen müſſen, und ihnen ein gleiches Recht zu jedem Vortheile übertragen mögen, den wir durch den letzten Krieg errungen haben, darf man ſich nicht wundern. Warum aber die Einwohner eines jeden andern Landes ſich wider England erklären und Amerika's Parthey nehmen, ſcheint nicht ſo leicht begreiflich zu ſeyn.

Ich würde es ihnen verzeihen, und ſogar mit ihnen übereinſtimmen, ſo ferne es meine Achtung für die Ehre und Glückſeligkeit meines Vaterlandes erlauben wollten, wenn dieſe ihre Partheylichkeit aus Freyheitsliebe und einer großmüthigen Zuneigung für Leute entſtünde, welche ſich Unterdrückungen widerſetzten und nach Unabhängigkeit ſtrebten. — Dieß iſt aber der Fall nicht. — Leute, die aus Amerika's Empörung nicht den geringſten Vortheil ziehen können, die keinen Begriff von bürgerlicher Freyheit haben, und denen es ſogar leid thäte, wenn ſie in ihrem eigenen Vaterlande eingeführt würde; Leute, die vom ganzen Streite nichts wiſſen, als daß er England zu Grunde richtet; nehmen alle einmüthig die Parthey der Amerikaner, nicht aus Liebe zu ihnen, ſondern augenſcheinlich aus Feindſeligkeit gegen uns.

Anfangs, da ich dieſe feindſelige Geſinnung bemerkte, dachte ich, ſie möchte daher rühren, daß ſie ſich über den Vorzug ärgerten, den die Engländer ihrem eigenen Vaterlande und ihren Landesleuten vor allen andern Ländern und Völkern geben: allein dieſen Wahn haben wir mit allen andern Völkern in der Welt gemein, die insgeſammt die nämliche günſtige Meynung von ſich ſelber hegen. In Frankreich herrſcht dieſer Wahn gewiß in einem ſehr hohen Grade. —

Unter

Unter der ganzen Nation giebts ſchwerlich auch nur einen Zweifler oder Ungläubigen. — Ihr allgemeiner Glaube iſt, Frankreich ſey das ſchönſte Land in der Welt; die Franzoſen wären das witzigſte und liebenswürdigſte unter allen Völkern, ſie überträfen alle andere in allen Kriegs- und Friedenskünſten; und Paris ſey die Hauptſtadt einer guten Lebensart und der Mittelpunkt der Gelehrſamkeit, des Genies und des Geſchmacks.

Dieſe Schadenfreude über Grosbritanniens Unglück kann alſo nicht von einer Urſache herrühren, die auf jedes andere Land eben ſowohl paßt. Sie kann zwar einigermaßen aus Neid über die Reichthümer und aus Eiferſucht auf die Macht der Engliſchen Nation entſpringen; rührt aber doch, meines Erachtens, noch mehr von dem Umſtande her, daß wir uns gar nicht bemühen die Liebe der Ausländer zu gewinnen und den Neid oder die Ungunſt zu mildern, die großes Glück oft zu erregen pflegt. Die Franzoſen bilden ſich zwar vielleicht unter allen Völkern auf Erden am meiſten auf ihre eigenen Vorzüge ein, haben aber doch dabey einige Achtung und Schonung für die Gefühle und Eigenliebe ihrer Nachbarn. Ein Franzoſe beſtrebt ſich durch Lobſprüche auf alles, was in andern Ländern vortrefflich iſt, ihnen ein Geſtändniß der Vorzüge ſeines eigenen Vaterlandes abzulocken. Wir aber pflegen nur gar zu oft unſer Lob für Alt-England auf die Armſeligkeit und Verachtung aller andern Länder zu gründen. — Italien iſt zu heiß; die Gaſthöfe elend, und das ganze Land wimmelt von Mönchen und anderm Geſchmeiße. — In Frankreich ſind die Einwohner Sklaven und Stutzer; die Muſik iſt abſcheulich; — die Franzoſen zerſieden ihr Fleiſch zu Fetzen; und man findet dort kein Engliſches ſtarkes Bier und ſehr wenig ſtarkes Ale. (*) In Deutſchland haben einige von den Fürſten nicht viel

(*) Eine andere Art Engliſchen Biers.

viel mehr zu verzehren, als ein gemeiner Engliſcher Edelmann. — Die Deutſchen brauchen Oefen, anſtatt der Kaminfeuer; — ſie eſſen Sauerkraut, und ſprechen Hochdeutſch. — Den Dänen und Schweden wirft man vor, ſie wohnen etwas zu weit vom Aequator ab, und weiß ihnen die Beſchwerlichkeiten eines kalten Klimas ſehr ſchlau vorzurücken. — Vor *allen* Dingen, dünkt mich, thäten wir doch am klügſten von dieſem letztern Umſtande zu ſchweigen: da ſo viele unbedeutende Staaten den Vorrang vor Alt-England behaupten würden, wenns einmal eingeführt wäre, die Rangordnung nach dem Klima zu beſtimmen.

Allein an dieſen Umſtand kehrt ſich mein ehrlicher Freund **Hans Bull** (*) im geringſten nicht. Wenn ihn ſeine choleriſche Laune befällt, ſchont er ſeiner eigenen beſten Freunde und nächſten Nachbarn, auch alsdann nicht, wenn er ihrer Hülfe am nöthigſten bedarf, und wenn die in der Ferne ſich zu ſeinem Untergange verſchworen zu haben ſcheinen. Sollte ſeine eigene Schweſter **Grethe** (**) ſich willig erweiſen alte Händel zu vergeſſen, mit ihrem Bruder in Freundſchaft zu leben, und alle, die ſeiner Freundſchaft entſagten, für ihre Feinde erklären, und ſich entſchließen an ſeiner Seite zu ſiegen oder zu ſterben; — „Nein! Gott verd — e euch, würde **Hans** ſagen — bleibt mir mit eurem Koſen vom Leibe. — Packt euch zum Henker! ihr ſeyd nördlicher als ich: — Packt euch fort! — Und ſomit fängt er an **Grethen** mit ihren eigenen Schneebällen zu werfen, und wendet ſich darauf weg von ihr und fällt über **Louis Baboon**, Lord **Strut**, Lord **Petern** her, und ſchmeißt ihnen ihre ſoupe maigre, Olio's und Maccaroni's gerade ins Geſicht.

Doch

(*) Ein Name, den die Engländer ſelber ihrer ganzen Nation oft zu geben pflegen.

(**) Schottland.

Doch, unverblümt zu reden, das allgemeine Vergnügen, das ganz Europa beym Gedanken zu fühlen ſcheint, daß England ſeine Kolonien einbüßen dürfte, rührt gewiß nicht ganz allein von politiſchen Urſachen, ſondern großentheils auch von jener Zurückhaltung her, welche die Engländer abhält ſich um die Freundſchaft der Ausländer zu bewerben; von jenem Stolze, der ſich nicht herablaſſen will, Vorurtheile zu ſchonen; von jener Gleichgültigkeit, welche ſie verleitet ſich um den Beyfall anderer Menſchen nicht zu bekümmern, und jener Verachtung, die ſie nur gar zu leicht gegen Gebräuche oder Denkungsarten äußern, die von ihren eigenen verſchieden ſind.

Dieß ſind Dinge, die man nicht leicht verzeiht, und Fehler, die keine Ueberlegenheit des Genies, der Größe der Seele, oder der Rechtſchaffenheit, vergüten kann. Die nämlichen Urſachen, welche Ausländer bewogen haben, ſich im Streite mit Amerika wider uns zu erklären, bewegen auch diejenigen unter ihnen, welche reich ſind und ihre Einkünſte außerhalb ihres Vaterlandes verzehren können, zu dieſem Ende Frankreich England vorzuziehen. Der Unterſchied zwiſchen London und Paris iſt in Anſehung des Klima ſehr geringe. Die Winterluſtbarkeiten zu London ſind prächtiger, und vielleicht iſt jede Bequemlichkeit, vielleicht ſind die meiſten Ueppigkeiten des Lebens zu London in größerer Vollkommenheit zu finden. Während des Sommers zeigt England durch vorzügliche Geſchicklichkeit im Feldbau und beſſern Geſchmack in der Gärtnerey Scenen von Kultur, von Grün und Fruchtbarkeit, dergleichen kein anderes Land in der Welt aufweiſen kann. Zu allen dieſen Vorzügen kommen noch die Segensgüter der Freiheit: und doch halten ſich wenige oder keine Ausländer in England auf, außer ſolchen, die es ganz auf ſeine eigene Koſten erhält: und alle die Reichen kehren nach

nach einem kurzen Beſuche Londons nach Paris zurück, ihr Vermögen dort zu verzehren.

Außer den Geldvortheilen ſchmeichelt es auch der Eitelkeit der Franzoſen, daß ſie ihre Geſellſchaft der Geſellſchaft aller übrigen Völker und insbeſondere dem Umgange mit ihren ſtolzen Nebenbuhlern vorziehen ſehen. — Laßt ſie immerhin dieſen Vorzug genießen, und Müßiggänger, Verſchwender und Wollüſtlinge aus allen Europäiſchen Ländern nach Paris locken: — aber, um des Himmels willen, beſtreben Sie ſich doch mit Ihren Freunden im Parlemente, irgend ein Mittel zu finden, zu verhüten, daß ſie nicht auch die Herzen unſerer fleißigen Brüder in Amerika an ſich ziehen.

Ein ſolcher Fall würde ſchwere Folgen für Großbritannien, und vermuthlich auch für Amerika, nach ſich ziehen. Doch giebts in den Charaktern der Amerikaner und Franzoſen ſo viele einander widerſtrebende Züge, daß ich mir nicht einbilden kann, daß die Einigkeit zwiſchen ihnen, wenn der Fall ſich ja ereignete, lange dauern würde.

Aus einigen Stellen dieſes Briefes werden Sie natürlicherweiſe muthmaßen, die Leute hier zu Wien müßten England in ſeinem Streite mit Amerika ganz beſonders gehäßig ſeyn. In der That ſind ſie es aber gar nicht: denn ohnerachtet ſie überhaupt den Amerikanern wohl wollen, ſo habe ich doch nirgends in dieſem Stücke ſo viele Mäßigung bemerkt, als zu Wien. Der Kaiſer ſelbſt, wurde einmal von jemanden gefragt, mit welcher von beyden Partheyen er es hielte, und antwortete ſehr ſinnreich: „Ich bin, meines Handwerks, ein Royaliſte. (*)

Ich wünſche, daß diejenigen unter unſern eigenen Landsleuten, die, Ihren Berichten nach, ihren Eifer für Amerika zu weit zu treiben ſcheinen, ſich erinnern möchten, daß ſie geborne Engländer ſind.

(*) Je ſuis par métier royaliſte.

Als

Als ich eben im Begriffe war, dieſen Brief zu ſchließen, erhielt ich den Ihrigen, worin Sie mir melden, daß Ihr junger Freund in kurzer Zeit die gewöhnliche Reiſe durch Europa antreten werde. Ich werde ihm einandermal über den von Ihnen verlangten Gegenſtand ſchreiben: jetzt muß ich mich nur auf folgende wenige Winke einſchränken.

Ich hoffe, er werde ſich allezeit erinnern, daß Tugend und Verſtand nicht in irgend einem beſondern Orte allein zu finden ſind, und daß einer von den Hauptzwecken des Reiſens iſt, den Verſtand von gemeinen Vorurtheilen zu befreyen. — Er muß ſich demnach mit den Einwohnern der verſchiedenen Länder, die er durchreiſet, in einen freundlichen Umgang und geſelligen Verkehr einlaſſen: und ſo lange er unter ihnen bleibt, wenigſtens mit ihnen zufrieden ſcheinen: denn dieß iſt das ſicherſte Mittel, ihnen ſelber zu gefallen und jeden Zweck zu erreichen, den er ſich beym Beſuchen ihrer Länder vorſetzen kann.

Man hat Beyſpiele von Engländern, die auf ihren Reiſen Ausländer damit beleidigen, daß ſie mit Englands Vorzügen vor allen übrigen Ländern der Welt prahlen, und die Sitten, Gebräuche und Meynungen aller andern Nationen verſpotten, und doch, ſobald ſie in ihr eigenes Vaterland zurückkommen, ausländiſche Sitten annehmen, und ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch die größte Verachtung gegen alles was Engliſch iſt äußern. — Ich hoffe, vor einer ſo verkehrten albernen Affektation werde er ſich ſorgfältig hüten.

Ich getraue mirs zu ſagen, daß der Geſchmack, und die Luſt an Gelehrſamkeit, die er auf der Univerſität angenommen hat, auf klaſſiſchem Boden nicht abnehmen, und ſein Geiſt ſich durch eine eitle Schwärmerey für Muſik oder irgend eine andere Liebhaberey, nicht von den männlichen Studien und Zwecken

ableiten laſſen werde, die einem Engländer von Stande geziemen.

So lieb ihm das Vertrauen ſeiner Freunde, die Erhaltung ſeines Charakters, und ſeine Gemüthsruhe iſt, ſo ſehr hüte er ſich, daß er ſich durch kein, auch noch ſo vornehmes Beyſpiel, zur Gewohnheit hoch zu ſpielen verleiten laſſe. Indem er das Spielen vermeidet, wird er ſich eine Art von Unabhängigkeit verſchaffen, und ſich zugleich im Beſitze einer andern behaupten, wenn er die Angewohnheit zu ſtudiren ſo lange fortſetzt, bis die Erwerbung nützlicher Einſichten eine ſeiner liebſten Ergötzungen geworden iſt. — Dann wird er nicht, wie gewiſſe elende Menſchen, genöthigt ſeyn ſeine Zuflucht beſtändig zur Hülfe anderer Menſchen zu nehmen, um ſich durch die öden, langweiligen Stunden ſeines Lebens fortzuſchleppen; ſondern durch dieſe ſelige Neigung zum Studiren ſelber glücklicher, von der Geſellſchaft weniger abhängig, und der Geſellſchaft zugleich nützlicher werden.

Dieſe Predigt mögen Sie, wenn Sie es für dienlich erachten, dem jungen Reiſenden mit meinen beſten Wünſchen für ſein Wohlergehen übergeben.

Da wir bloß aus Widerwillen, einen uns ſo höchſt angenehmen Platz zu verlaſſen, unſere Reiſe verſchiedene Wochen lang verzögert haben, ſo ſind wir nun endlich entſchloſſen nach Italien abzureiſen, und werden unſern Weg durch die Herzogthümer Steyermark und Kärnthen nehmen, welches ein kürzerer Weg iſt, als der durch Tyrol. Die übrige Zeit, die wir noch zu Wien bleiben, werden wir ganz auf die nöthigen Anſtalten zur Reiſe und auf das traurige Abſchiednehmen von Freunden verwenden müſſen; und ich werde Ihnen alſo nicht eher als nach unſerer Ankunft zu Venedig wieder ſchreiben. — Immittelſt bin ich, ꝛc.

Ende.

BIB. DES COLLEGII ... IN AUGSBURG

Kult

Moore

1

1. Ex.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moore, John

Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland in Briefen entworfen

Bd.: 2. (1779). - S. 243-482

Leipzig 1779

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Kult 1563
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256346-6
VD18 1546038X-001